SCHWARWEL · STRAUSS · PRÜWER · FEUSTEL

1989
LIEDER UNSERER HEIMAT

DER ALMANACH ZUM LEBENSGEFÜHL DER AUFWACHSENDEN

MIT BEITRÄGEN VON UND INTERVIEWS MIT
PROF. DR. RAINER ECKERT · RONALD GALENZA · ARNDT GINZEL · DR. JENS HÜTTMANN
DR. ANNA KAMINSKY · PROF. DR. ALFONS KENKMANN · PETRA KÖPPING
SEBASTIAN KRUMBIEGEL · HOLGER KULICK · ANDREAS PLATTHAUS · SIEGBERT SCHEFKE
UWE SCHWABE · ROLF SPRINK · FRIEDBERT STRIEWE · PETER WENSIERSKI
UND ÜBER 30 WEITEREN AUTOR*INNEN

GLÜCKLICHER MONTAG

SCHWARWEL · STRAUSS · PRÜWER · FEUSTEL

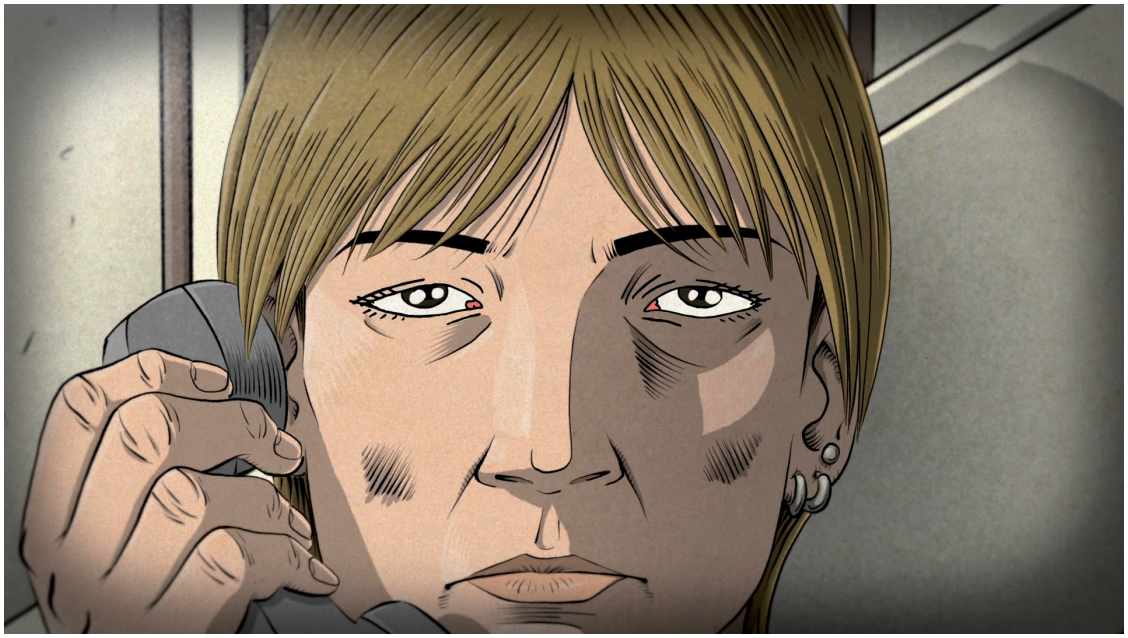
1989

LIEDER UNSERER HEIMAT

DER ALMANACH ZUM LEBENSGEFÜHL DER AUFWACHSENDEN

GLÜCKLICHER MONTAG

INHALT



4 WARUM WIR MACHEN, WAS WIR MACHEN Einleitung ... von Sandra Strauß und Schwarwel

7 EIN HANDTUCH ALS HEIMAT Vorwort ... von Dr. Robert Feustel

8 1 MELODIE & RHYTHMUS Liedtext ... von Schwarwel
9 TÄTOWIERTE HERZEN Jugendkulturen und Staatsmacht ... von Ronald Galenza
16 „DIE WOLLEN NUR TRAURIG SEIN ... und den Aufstand maximal andenken" ... von Dirk Rotzsch
17 FÜNFTES MITGLIED Sascha Lange im Gespräch ... von Tobias Prüwer
18 AUS MITEINANDER EIN „JEDER FÜR SICH" Stephan Michme im Interview ... von Sandra Strauß
19 DIE KONKURRENZ UNTER DEN VERFOLGERN Mit Hip-Hop und dem Ghettoblaster über die Mauer ... von Prof. Dr. Alfons Kenkmann
20 „WIR WAREN EBEN DIE KANARIS" Mike Dietrich über Hip-Hop in der DDR ... von Sandra Strauß

22 2 MUCKEFUCK Liedtext ... von Schwarwel
23 EIN KÄFIGVOGEL TRÄUMT VON FREIHEIT ... ein Schweinevogel fliegt ... von Schwarwel
25 ZEICHNER ZUM DIKTAT Waren Karikaturisten in der DDR subtiler? ... von Andreas Platthaus
26 ZWISCHEN DEN ZEILEN LESEN Hohe Erwartungen an Satire und Humor ... von Andreas Nicolai
27 BILDERGESCHICHTEN FÜR DEN WELTFRIEDEN Comicwüste mit Oasen ... von Guido Weißhahn
28 FILM UND KINO IN DER DDR Der Einfluss von West-Filmen ... von Lars Tunçay
29 „DA WAR EINE GROSSE NAIVITÄT DABEI" Tony Loeser im Interview ... von Sandra Strauß

32 3 MEIN GHETTO WAR DIE ZONE Liedtext ... von Schwarwel
33 „DU, LASS DICH NICHT VERHÄRTEN" Wie mein Damals klingt ... von Arndt Ginzel
36 BILDUNG UND ERZIEHUNG ALS EINHEIT Der totalitäre Erziehungsanspruch des Staates ... von Dr. Jens Hüttmann
38 „KADERSCHMIEDE DES SOZIALISMUS" Eliteschulen ... von Heidrun Strauß
39 KREUZUNG Der Tag, an dem ich verstand, dass ich nicht frei war ... von Johannes Herwig

40 4 HORCH, GUCK UND GREIF Liedtext ... von Schwarwel
41 „SCHILD UND SCHWERT" Staatssicherheit und Überwachung in der SED-Diktatur ... von Prof. Dr. Rainer Eckert
42 BETREUTES ARBEITEN Überwachung bis ins Schlafzimmer ... von Rainer Schade
43 INHAFTIERT Bulgarien im August 1981 ... von Henry Krause
44 „ALS POLITISCHE WARST DU DER LETZTE DRECK" Ex-Strafgefangene Regina Labahn im Interview ... von Franziska Reif
45 HAFT UND ABSCHIEBUNG Herrschaftsmittel der SED-Diktatur ... von Prof. Dr. Rainer Eckert

46 5 MÄDCHEN MIT DEM ROTEN TRAININGSANZUG Liedtext ... von Schwarwel
47 DOPING IN DER DDR Größenwahn auf Kosten der Gesundheit vieler Sportler ... von Thomas Purschke
48 „UNSER HERZ DEM SPORT" Massenveranstaltungen ... von Heidrun Strauß
49 TRADITION SCHIESST KEINE TORE Die Nachwehen des DDR-Fußballs ... von Tom Waurig

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 6: „Schießbefehl"

50 6 **SCHIESSBEFEHL** Liedtext ... von Schwarwel
51 **MAUERTOTE** Die Unbeachteten ... von Holger Kulick
52 **GRUNDWEHRDIENST IN DER NVA** oder den „Krieg bereits im Frieden besiegen“ ... von Dr. André Herz
53 **SCHIESSBUDE** Spätes Arcade mit Polyplay ... von Tobias Prüwer
54 **MUGGE UND NVA** Woodstock-Feeling 1988 in Elbflorenz ... von Thomas Purschke
55 **„UNSER STAAT IST AUF DRAHT“** Käfigleben als allgegenwärtiger Zustand ... von Tobias Prüwer

56 7 **ROTE BEETE** Liedtext ... von Schwarwel
57 **SELBSTBEWUSST** Frauen in der DDR ... von Dr. Anna Kaminsky
59 **HONIGFRAUEN** Die Frau als funktionale Zelle der Gemeinschaft ... von Mona Herdmann
60 **MEIN KÖRPER GEHÖRT MIR** Fortschrittliche Rechte: Scheidungs- und Abtreibungsrecht ... von Tobias Prüwer
61 **EINTRITT IN DIE HISTORIE** Geschichte der ostdeutschen Frauenbewegung in Leipzig ... von Dr. des. Jessica Bock
62 **ARBEITERKIND VOR AKADEMIKERKIND** Sozialistisches Gesundheitswesens mit Facharzt-Lenkung ... von Renate Meitsch
63 **DER GENÜGSAME UMGANG MIT LEBENSMITTELN** DDR-Kochbücher als ideologische Trojaner ... von Nancy Nilgen

64 8 **HIMMLISCHER FRIEDEN** Liedtext ... von Schwarwel
65 **DER OSTBLOCK** Zwischen Befreiung vom Nationalsozialismus und friedlichen Revolutionen ... von Prof. Dr. Rainer Eckert
67 **KLUB DER INTELLIGENZ** Kapitalismus, Sozialismus und Kommunismus ... von Kristian Schulze

68 9 **KIRCHE VON UNTEN** Liedtext ... von Schwarwel
69 **BALLS TO THE WALL** Ostmetal ... von Peter Matzke
71 **KEIN POPPERSCHMALZ ODER SYNTHESIZER** Als das Kinderzimmer zum Stahlwerk wurde ... von Hendrik Domrös
72 **„NIE IN IRGENDWELCHEN ANGEPASSTEN BANDS“** Interview mit dem Musiker Buzz Dee ... von Sandra Strauß

74 10 **WANDERSMANN (NUR EINMAL UM DEN RING)** Liedtext ... von Schwarwel
75 **MEIN WEG ZUM WIDERSTAND** Gleichgeschalteter Uniformiertheit etwas entgegensetzen ... von Uwe Schwabe
76 **NEVER-COMEBACK-AIRLINES** Prag 1983 ... von Roman Schulz
77 **SCHLECHTE KOMBINATION** Werbung und Mangelwirtschaft ... von Tobias Prüwer
78 **OSTALGIE IN MOSAMBIK** Birgit Weyhe über Vertragsarbeiter ... von Tobias Prüwer
79 **AUF KOSTEN DER NATUR** Ökologische Fragen standen hinter der Wirtschaft zurück ... von Tobias Prüwer
80 **„RADIX-BLÄTTER“** Untergrund-Verlag und Druckerei, Ferdinandstraße 4 ... von Peter Wensierski

82 11 **ATZENMAUER** Liedtext ... von Schwarwel
83 **WIE ZIVILCOURAGE DIE GESELLSCHAFT WANDELTE** Siegbert Schefke im Interview ... von Sandra Strauß
85 **FERNSEHEN DER OPPOSITION** Journalismus für Zuschauer auf beiden Seiten der Mauer ... von Peter Wensierski
87 **WAND AN WAND** Ein Mauer-Mosaik ... von Holger Kulick

88 12 **NA, ICH LIEBE DOCH** Liedtext ... von Schwarwel
89 **OSTALGIE – NEIN DANKE!** „Wie standhalten?“ ... von Rolf Sprink
90 **STÄDTEEXPRESS LEIPZIG – BERLIN** „Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühn“ ... von Carolin Masur
91 **SCHNAUZE!** Warum der Ossi gar nicht existiert ... von Dr. Robert Feustel
92 **KONSENS KAPUTT KLOPPEN** Lehre aus dem Ende-Aus-Neu ... von Tobias Prüwer
93 **SCHNUFFI IST TOT** Nicht besprochene Standortfaktoren ... von Uwe Möller
94 **UND ES GAB SIE DOCH** Neonazis als Staatsgeheimnis ... von Tom Waurig
95 **WIR SIND DAS WER?** Das Volk ist nicht das Volk ... von Dr. Robert Feustel

96 13 **VORWÄRTS IMMER!** Liedtext ... von Schwarwel
97 **WIESO TICKT DER OSTEN ANDERS?** oder „Integriert doch erst einmal uns!“ ... von Petra Köpping
98 **SYSTEMWECHSEL** Von Anforderungen und Überforderung ... von Friedbert Striewe
99 **ERINNERUNG ALS AUFTRAG?** Erinnern und gestalten! ... von Dr. Sabine Kuder
100 **ZEUGNISSE VON OPPOSITION UND WIDERSTAND** Das Archiv Bürgerbewegung Leipzig ... von Dr. Saskia Paul
101 **JUGENDOPPOSITION IN DER DDR** Von Piratensendern, Siebdruck und Stempelkästen ... von Sebastian Zilm
102 **„EINE ART DER ANSTÄNDIGKEIT“** Sebastian Krumbiegel im Gespräch ... von Sandra Strauß
104 **#DANKE_DDR** *ironieoff* ... von Vic Vaising

105 **IT'S NOT A TRICK!** Nachwort ... von Sandra Strauß und Schwarwel

106 **AUTOR*INNEN UND INTERVIEWPARTNER*INNEN** für dieses Buch

WARUM WIR MACHEN, WAS WIR MACHEN

Einleitung

von Sandra Strauß und Schwarwel

Fünf Jahre liegen zwischen unserem Film „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer", dem dazugehörigen ersten Almanach und diesem zweiten, der jedoch keine einfache Fortsetzung darstellt, sondern vielmehr eine eigenständige Sammlung von neuen Texten vereint.
Unsere Autor*innen und wir haben unseren Fokus diesmal stärker auf die Details gerichtet, die das Leben (nicht nur der Heranwachsenden) in einer Diktatur wie der des SED-Regimes in der DDR ausgemacht haben. Wir wollten für unsere Leser*innen nachvollziehbar beschreiben, wie es sich angefühlt hat.

Wir haben uns bemüht, nicht nur staubtrockene Geschichte à la „Opa erzählt wieder vom Krieg" frisch zu beleuchten, sondern eine Brücke in unser gemeinsames Heute zu schlagen, um so für all jene, die nicht dabei waren, einen besseren, „privateren" Zugang zu schaffen.

Zwischen dem ersten und diesem zweiten Paket aus Film und Buch liegen zudem etwa 30.000 Kilometer, die wir zum überwiegenden Teil für bundesweite Comic- und Film-Workshops zurücklegten, für die in den meisten Fällen unser erstes Buch+Film-Paket die Grundlage bildete.

Diese Demokratie-Workshops veranstalteten wir an Schulen und Gymnasien, in sozialen und Bildungseinrichtungen, in Jugendzentren und Stadtteilbibliotheken – kurz gesagt überall dort, wo man uns reingelassen hat. Die Teilnehmer*innen dieser Workshops waren unter anderem Schüler*innen aller Altersgruppen, Kinder bei Ferienangeboten, junge Erwachsene in Jugendhilfestationen, Azubis in Berufsschulen und Insassen von Jugendarrestanstalten oder dem Jugendstrafvollzug.

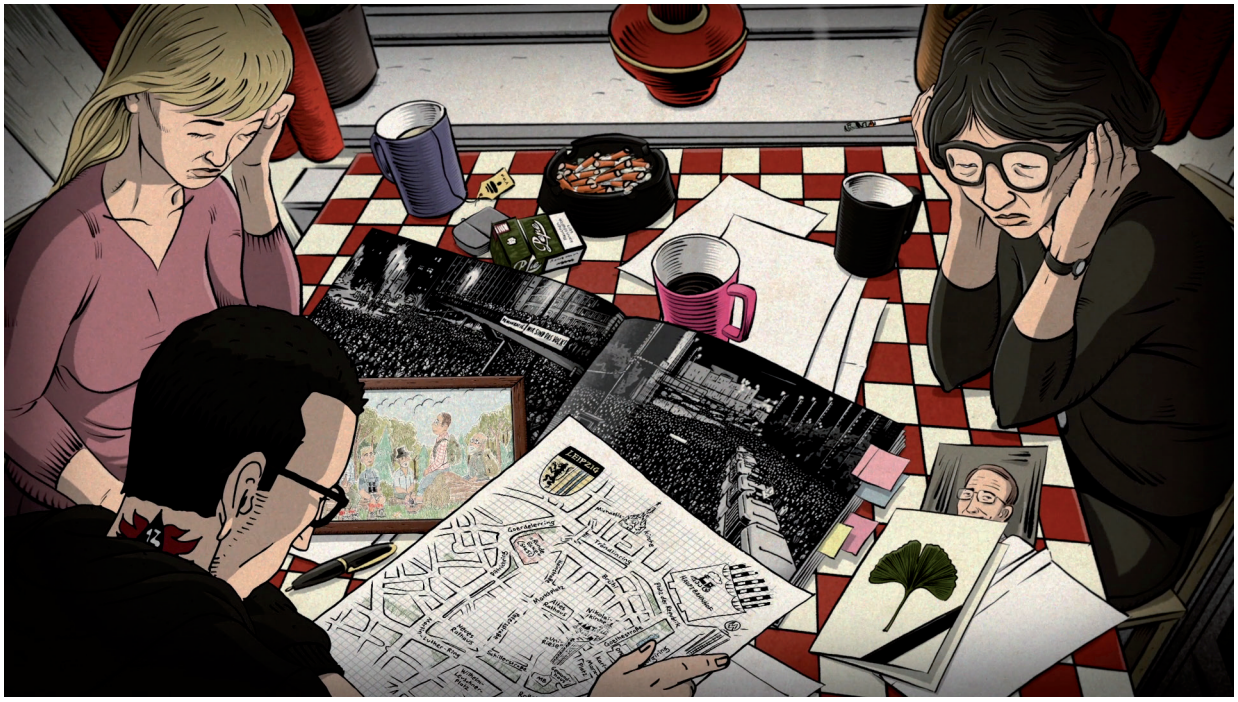
Ziel dieser Workshops war und ist, uns mit unseren Teilnehmer*innen mit Themen wie Freiheit, Demokratie, Diktatur und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit auseinanderzusetzen und die Teilnehmer*innen dabei zu unterstützen, ihre eigenen Empfindungen und Erlebnisse dazu in selbsterdachten und -gestalteten Arbeiten auszudrücken.

Am Anfang war der Film

Parallel zu diesen Workshops (und zu unseren weiteren Studio-Tätigkeiten) ist unser Trickfilm „1989 – Lieder unserer Heimat" entstanden, der mit seinen Episoden die Grundlage für dieses Buch bildet. Er ist eine Melange aus semi- und autobiografischen Erzählungen und geschichtlichen Abrissen, basierend auf Erinnerungen, Rückblenden und Gefühlen, angereichert mit den Erlebnissen und Erfahrungen von Schwarwel, der bei diesem Film als Autor und Regisseur fungierte.
Eingebettet in 13 dokumentarisch aufbereitete und animierte Musikvideos gehen wir mit den Protagonist*innen in den einzelnen Episoden auf eine Zeitreise. Mit emotionalen Geschichten wollen wir so einen Einblick in das Lebensgefühl der in einem Unrechts- und Überwachungsstaat Aufwachsenden vermitteln und wir möchten die Betrachter*innen mitnehmen auf eine Reise in eine friedlich besiegte Diktatur, um sie möglichst nah am Geschehen teilhaben zu lassen, am Leben in einer geschlossenen Welt. Wir zeigen, wie sich der Alltag gestaltete und wie die Menschen darin zurechtgekommen sind.

Zum einen ist der Film „1989 – Lieder unserer Heimat" Schwarwels persönliche Aufarbeitung seiner DDR-Jugend. Zum anderen ist er das Angebot einer geschichtlichen und gesellschaftlichen Bestandsaufnahme, zu der wir als Erweiterung für dieses Buch viele Autorinnen und Autoren eingeladen haben, die Leser*innen an ihren eigenen Geschichten, Eindrücken, Erinnerungen und Verwundungen teilhaben zu lassen.

Abb. von links nach rechts:
Vom ersten Entwurf bis zum endgültigen Motiv für „1989 – Lieder unserer Heimat"



Einfühlen in das Erzählte

Für unser Empfinden lässt sich Geschichte am leichtesten erlebbar machen und vermitteln, indem wir uns einfühlen können in das Erzählte, das Gesehene, Gehörte und Gelesene. Wenn uns das gelingt, können wir Rückschlüsse ziehen auf unser eigenes Leben im Hier und Jetzt. Wir können uns damit auseinandersetzen, was Vergangenheit mit uns und unserem eigenen Leben zu tun hat und was wir daraus mitnehmen können.

Mauerfall und Friedliche Revolution jähren sich in diesem Jahr zum 30. Mal. Grundwerte wie Freiheit und Demokratie sind die Basis unseres Miteinanders. Doch diese Werte sind keine Selbstverständlichkeit, sie müssen immer wieder erkämpft werden. Ebenso wie Meinungs- und Pressefreiheit, das Recht auf Bildung, ein breiter Zugang zu Informationen, Gleichheit, Gleichberechtigung und Gleichstellung, Vielfalt, soziale und Jugendeinrichtungen, Kinder- und Jugendhilfe, Frauenhäuser, Kunst und Kultur et cetera.
Täglich werden irgendwo neue Mauern aufgebaut, Grenzen geschlossen und für selbstverständlich gehaltene Rechte beschnitten. Es gibt nach wie vor Menschenfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus und Rechtspopulismus. Es gibt überall auf der Welt Wutbürger, Hass und Hetze, Abgrenzung und Ausgrenzung.
Es gibt also jede Menge zu tun.

Für die Zusammenstellung dieses Almanachs hatten wir zwei Monate Zeit und wir sind allen unseren Autor*innen, Interview-Partner*innen und Mitredakteuren zutiefst dankbar, dass sie all das mit uns gemeinsam durchgezogen haben und weiterhin durchziehen.
Unser Buch ist mehr als ein Drittel dicker geworden als geplant, was letztlich der entstandenen Themenvielfalt geschuldet ist, auf die wir einfach nicht verzichten wollten, nachdem der überwiegende Großteil unserer Frech-kommt-weiter-Anfragen zur Mitarbeit an diesem Almanach trotz der sehr knapp bemessenen Zeit mit einem klaren Ja beantwortet wurde. Dadurch entwickelte sich eine vielschichtige, spannende Sammlung aus wissenschaftlichen Texten, journalistischen Beiträgen, Interviews, Berichten von Zeitzeug*innen, persönlichen Anekdoten und Erlebnissen von Menschen aus den unterschiedlichen Lebensbereichen, die wir den 13 Trickfilm-Episoden thematisch zugeordnet haben.

Schwere Dinge leicht erzählen

Wie schon in unserem ersten Almanach haben wir uns bemüht, möglichst kurze, prägnante Texte anzubieten, die einen Einstieg in die Themen so leicht (und unterhaltsam) wie möglich machen. Die Bilder dazu haben wir nicht nur den Episoden unseres Films „1989 – Lieder unserer Heimat“ entnommen, sondern wir griffen auch auf unser Archiv mit den bisherigen Filmen, Karikaturen, Cartoons und Illustrationen zurück, wenn es schien, den Grundton eines Textes auf diese Art am besten illustrieren zu können.

Wir hoffen, der eine oder die andere nimmt dieses Buch zum Anlass, tiefer in die Materie einzusteigen oder es als Unterrichtsmaterial zu verwenden – denn dafür ist es gemacht.
Wir selbst werden diesen Almanach dazu nutzen, ihn in den Workshops und bei den Veranstaltungen einzusetzen, die noch vor uns liegen.

Warum wir also machen, was wir machen:
Weil wir lieben, was wir tun. Und weil wir finden, dass es notwendig ist.
Danke.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“,
Episode 10: „Wandersmann (Nur einmal um den Ring)“

IMPRESSUM

Wir danken
unseren Autor*innen und Interviewpartner*innen,
unseren Förderanstalten und deren Mitarbeiter*innen,
unseren Unterstützer*innen und Freund*innen
und besonders unseren Familien

Konzeption, Redaktion, Lektorat und Produktion
Sandra Strauß und **Schwarwel**

Redaktionelle Mitarbeit und Lektorat
Tobias Prüwer und **Dr. Robert Feustel**

Zusätzliches Lektorat
Heidrun Strauß

Umschlag- und Buchgestaltung, Illustrationen,
Grafik, Satz und Layout
Schwarwel

Filmbilder, Stills, Backgrounds und Moodboards aus den Trickfilmen „1989 – Lieder unserer Heimat“ (2018),
„1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer“ (2014)
sowie „Leipzig von oben“ (2016) und „Schweinevogel – Es lebe der Fortschritt!“ (2009)
Alle Filme von Schwarwel, produziert von Sandra Strauß und Schwarwel, Glücklicher Montag
Gefördert von mdm Mitteldeutsche Medienförderung · SLM Sächsische Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien · Kulturstiftung des Freistaates Sachsen · BUNDESSTIFTUNG AUFARBEITUNG · In Zusammenarbeit mit mdr

Herausgeber und Verlag
Sandra Strauß (V.i.S.d.P.)
Glücklicher Montag
AGM Leipzig GmbH

Sächsischer Landesbeauftragter zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

Gefördert von:
Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
Sächsischer Landesbeauftragter zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

BUNDESSTIFTUNG AUFARBEITUNG

www.1989-unsere-heimat.de

Impressum:
Schwarwel · Strauß · Prüwer · Feustel „1989 – Lieder unserer Heimat · Der Almanach zum Lebensgefühl der Aufwachsenden“, 1. Auflage verlegt bei Glücklicher Montag, AGM Leipzig GmbH, 2019
GF: K. Jankowicz und Sandra Strauß · Titel und Umschlaggestaltung: Schwarwel · © Glücklicher Montag und Schwarwel. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.
Alle Rechte vorbehalten. Alle Rechte an den Bildzitaten liegen bei den jeweiligen Urheber*innen. Alle Bildzitate dienen der Erläuterung des Inhalts dieses Buches.
Namentlich gekennzeichnete Texte geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder.
Kontakt: Glücklicher Montag, Sandra Strauß, Tel: +49 341 91859600, Mobil: +49 177 5630114, E-Mail: s.strauss@gluecklicher-montag.de
Endverkaufspreis: 29,90 EUR · Erhältlich im Schwarwel Shop **www.schwarwel-shop.de** · Hergestellt in Leipzig, Deutschland.
ISBN: 978-3-9817615-6-6

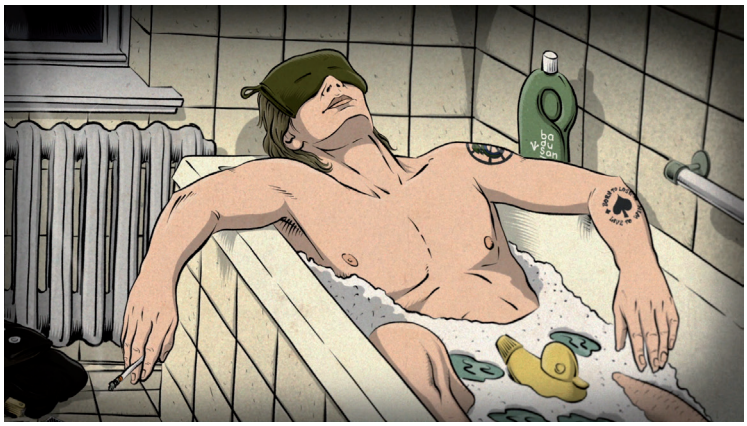
Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“,
Episode 11: „Atzenmauer“

EIN HANDTUCH ALS HEIMAT

Vorwort

von Dr. Robert Feustel

Zynische Geister poltern mitunter, dass Heimat dort sei, „wo man sich aufhängt" (Franz Dobler). Ganz so pessimistisch sehen es freilich nicht alle. Dass es Heimat allerdings mindestens doppelt gibt, dass es sich also um einen schillernden und zurecht umstrittenen Begriff handelt, steht außer Frage. Während die sprachgeschichtliche Spur zum Heim, zu den vier Wänden der Kindheit durchaus offenkundig ist, bleibt die größere, mithin nationale Dimension einigermaßen schleierhaft.
Als „Ort des sicheren Handelns" etwa begriff der Kulturpsychologe Ernst Boesch Heimat, was dem Link zur vertrauten Umgebung des Aufwachsens nahekommt und zugleich der historischen Dimension des Begriffs entspricht. Heimat hatte lange nichts mit einer Nation oder einer Region zu tun, wo sich zufällig die eigene Geburt und ein Teil des Lebens abspielte. Vielmehr ging es um einen Ort, innerhalb dessen Heimische gewisse Vorrechte genossen und Dinge „ihr Eigen" nennen durften. Heimatlos war also nicht, wer keinen Pass besaß oder sich nur bedingt „deutsch" fühlte, „sondern wandernde Tagelöhner ohne sicheren Rechtstitel, die Ausgestoßenen und Vertriebenen – was den ‚illegalen Einwanderern' und den Flüchtenden von heute entspricht" (René Seyfarth).



Man ahnt es schon: Heimat ist einerseits ein Gefühl der Vertrautheit und der eigenen Geschichte, im Guten wie im Schlechten. Und andererseits mutierte Heimat zu einer nationalen Ideologie, zu einer Erzählung, die sich recht weit weg bewegt von jenen Orten des sicheren Handelns. Deutschland als Heimat, wie es uns konservative bis reaktionäre Kräfte und ein ganzes Ministerium nahelegen, ist gewissermaßen die Quadratur des Kreises. Ein durchaus großes Land, zu dem Berlin Neuköln und „bio-vegan" genauso gehört wie das niederbayrische Dorf mit Weißwurst und Dirndl oder Bautzen, soll ein vertrauter Ort sein, der eine ambivalente Zugehörigkeit mit emotionalem Kindheitsgedusel provoziert? Genauer besehen wird selbst der verblendete Neonazi „Heimat" doppelt kennen: Einerseits als jenes Viertel oder jenen Landstrich der Kindheit, den man kennt wie die sprichwörtliche Westentasche. Andererseits kolportiert jener Neonazi eine Erzählung seiner Nation, die alberne Versatzstücke und blutrünstige Exzesse vergangener Tage zum falschen Märchen eines „Immer-Schon" zusammenschweißt. Das eine ist konkret, das andere einfältige Ideologie.

Die nationale Schlagseite von Heimat erklingt auch im DDR-Pionierlied „Unsere Heimat" von Herbert Keller, das in Schulen regelmäßig zum Besten gegeben wurde. „Zunächst wird eine kulturelle und natürliche Idylle besungen, Heimat dann aber nicht wegen ihrer Eigenqualitäten für schützenswert erklärt, sondern ‚weil sie unserem Volke gehört'" (René Seyfarth), wie das Lied hochtönig erläutert.
Für den „Ossi" sind die Dinge möglicherweise etwas komplizierter, weil die DDR mitunter und vor allem im Vergleich zum schleunigst importierten Westen ein Ort sein konnte, wo man sich auskannte, dessen Regeln und Praktiken so vertraut wie verhasst gewesen sein können. Gerade durch den so wuchtigen wie schnellen Umbau der 15 Bezirke liegt es möglicherweise nahe, dass der eine oder die andere die vertrauten Gepflogenheiten der DDR zur verlorenen Heimat umdeutete.

Bleibt festzuhalten, dass der Heimatbegriff in gewisser Weise verbrannt ist. Es dürfte kaum funktionieren, ihn auf dem kurzen Dienstweg positiv zu wenden, etwa indem ein Ministerium ihn im Namen verbaut. Zu dicht hängt er an einer nationalen Geschichte, die mit Ausschluss und Blutvergießen – und im Fall der DDR mit Stasi, Diktatur und Bautzen – zusammenhängt. Selbst die kleinräumliche und konkrete Erinnerung ist zuweilen überlagert von den Untiefen so mancher Familiengeschichte. Heimat ist nicht selten eine Zerreißprobe.

Wer all das beiseite schiebt, landet vielleicht bei Jörg Fauser, der nach langen Jahren des berauschten Umherirrens seine Heimat – jeweils für eine gewisse Zeit – immer dort fand, wo sich eine Kneipe zum täglichen Besäufnis anbot. Das Stammlokal als Heimat, selbstredend mit Deckel. Eine seiner letzten Stationen war das Lokal Das Handtuch in Frankfurt. Und ein gutes Handtuch schließt niemanden aus. Fauser jedenfalls, dessen Buch „Rohstoff" wie eine temporeiche Suche nach Heimat wirkt, wird einen Tag nach seinem 43. Geburtstag von einem LKW erfasst und stirbt – irgendwo zwischen Feldkirchen und München-Riem.

„1989 – Lieder unserer Heimat" ist also eine ambivalente, vielleicht zerrissene und auf jeden Fall doppelbödige Reise in die DDR. Was damals war, ist durchaus für sich genommen interessant. Viel wichtiger allerdings könnte sein, was das alles mit der Gegenwart zu tun hat. Irgendwie ist der Osten immer noch anders, nicht zuletzt wählt er auffällig anders. Dafür gibt es viele Gründe. Das hier präsentierte Kaleidoskop der DDR spielt sicher eine Rolle.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 1: „Melodie & Rhythmus"

MELODIE & RHYTHMUS

Liedtext

von Schwarwel

Die Winternächte sind so lang
Ich hör mir Platten von den Scherben an
Danach noch Skat im „Treffpunkt“, oh
Mein Leben treibt ins Nirgendwo

Die Disko ist nicht weit entfernt
Schläge einzustecken, hab ich dort gelernt
Von StiNos mit ner Dauerwellefrisur
In steifen Jeans und Ruhla-Uhr

Mädchen kichern leise, wenn sie mich sehn
Ich kann sie wirklich nicht verstehn
Zwischen Gläsern, Tanz und Rauch
Hat Grönemeyer Flugzeuge im Bauch

Dorfdiskothek am Rande der Stadt
Manchmal habe ich das Leben hier so satt
Einsamster Mensch dieses Planeten
Und meine Lieblingsband im Westen
(in Großenkneten!)

Ich scheiß drauf, wo ich alles mit muss
Ich hab Melodie und Rhythmus
Bin ein Ostpunk, immer gegen den Strom
Mein Staat die Sonne – ich ein Atom

Dann zieht es mich nach Ostberlin
Hinter der Mauer, da wartet die scene
Feiern in Kirchen, (wir fühln uns) heimlich und frei
Und die Stasi-Spitzel überall dabei

Element Of Crime, Gitarren aus Metall
Plötzlich gibt es einen Skinhead-Überfall
In der Zionskirche, doch die Volkspolizei
Sieht nur zu – und sie lächelt dabei

Ich scheiß drauf, wo ich alles mit muss
Ich hab Melodie und Rhythmus
Bin ein Ostpunk, immer gegen den Strom
Mein Staat die Sonne – ich ein Atom

Ich scheiß drauf, wo ich alles mit muss
Scheiß auf die Sonne und den Ismus
Bin ein Ostpunk, doch ich bleibe hier
Wer untergehn wird, das seid ihr

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/melodie-rhythmus

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“,
Episode 1: „Melodie & Rhythmus“

TÄTOWIERTE HERZEN

Jugendkulturen und Staatsmacht

von Ronald Galenza

Wenn ein Mensch lebt – Die Gesellschaft

Punk und Sozialismus? Eine Subkultur in der Diktatur der Arbeiter und Angepassten, das sollte nicht gut gehen. Wenn man im Osten etwas über Punk erfahren wollte, musste man schon selbst Punk sein oder gute Freunde haben. Die Punk-Explosion schwappte 1976/77 nach Deutschland. Punk war Rebellion gegen das gesellschaftliche und politische Umfeld. Punk definierte sich als Antithese, war anarchistischer Bürgerschreck und Sammelbecken für zornige Jugendliche, die sich gegen Normen und Regeln auflehnten. Im Westen war Punk nie eine Herausforderung für den Staat, dort verkaufte man damit ganz gut Platten, kam in die Hitparaden oder sorgte für Schlagzeilen. Im Osten kam man dafür in den Knast.

Als Punk Ende der 70er via Äther westlicher Radiostationen durch die Mauer diffundierte, reagierte die SED-Führung gewohnt restriktiv. Die Moskauer Genossen hatten immer nur stalinistische Angst. Punk in der DDR wurde zu einem Drama, gezeichnet vom kollektiven Ausbruch aus einem erstarrten Leben, ein mutiges Aufbäumen gegen die allumfassende Leere. Es war der Aufbruch einer neuen, unangepassten Generation, die fernab von staatlich verordnetem DDR-Rock und etabliertem FDJ-Kulturbetrieb gegen die Lethargie aufstand. Punk in der DDR zu sein, ging sofort einher mit Politisierung und Kriminalisierung. Punks galten schnell als Feinde der Gesellschaft. Der Staat griff hart durch. Es gab Zuführungen durch die VP, Entführungen und Verhöre durch die Staatssicherheit, Hausdurchsuchungen, Bedrohungen, Ordnungsstrafen, Einweisungen in Jugendwerkhöfe, Verhaftungen und anschließende Verurteilungen zu Haftstrafen.

Ungeachtet der offiziellen Einschätzung und Abwertung von Punk verbreitete sich die unbequeme Subkultur in der kleinen Republik weiter, die Zahl der Punks und Eigensinnigen stieg an. 1984 hatte die Stasi ca. 900 Punks DDR-weit registriert: Berlin ca. 400, Leipzig 95, Magdeburg und Cottbus je 60, Halle, Dresden 50 usw. Sie sahen sich in ihrer ablehnenden Haltung gegen den Staat bestätigt, von dem sie sich innerlich längst verabschiedet hatten. Ihr Traum einer freien Gesellschaft basierte auf Idealen, die sich in der Realität der DDR in keiner Weise wiederfanden oder leben ließen.

Beim Barte von Karl Marx, war das alles öde, langweilig und verlogen. Soviel Leere, Enttäuschung, Bitternis und Lähmung. So wenig Güte. Die verplanten Biografien legten sich wie Bleiwesten um die jungen Seelen. Die Bands probten ihre ersten drei Griffe in Kellern, Gärten und Bruchbuden. Hier wollte Musik wieder etwas vom Leben; Punk hier noch als Lebenshaltung zwischen leerstehenden, verfallen Mietskasernen und vergifteten Städten. Punk als moralischer Aufstand gegen alles Etablierte und als lärmender Protest gegen die erstarrte, demütigende Gesellschaft!

Als 15- bis 18-Jährige anfingen, aus Klamotten, Frisuren und Musik eine auffallend eigene Lebensart zu kreieren, schritt der Staat massiv dagegen ein. Aber Jugend muss agieren, sie bekannte sich mit ihren Körpern zu ihrer anderen Lebenshaltung. Die Motivation vieler Punks war am Anfang eher unpolitisch, sie setzten auf Spaß und Abgrenzung gegen die Normalbürger. Der real-sozialistische Alltag war ihnen öde und unerträglich geworden. Schließlich begannen sie die Arbeit zu verweigern, Regeln und Gesetze zu missachten, mit drastischen Folgen. Punk zu sein, war zugleich das Ende irgendeiner Bildungskarriere in der DDR. Doch ihre Wut war groß, größer als die Angst. Der szenebekannte Thomas „Almö“ Bautzer rekapituliert für sich: „Wie kam ich zum Punk? Die wichtigsten Gründe waren die Suche nach Anerkennung, Freundschaft und Nähe. Ich bekam trotz vieler Schwierigkeiten mit den Eltern, der Stasi und der Polizei genau das, wonach ich gesucht hatte: eine Riesenfamilie, und jeden Tag kamen neue Leute, Eindrücke und auch Wissen dazu.“

Junge Leute wurden durch das rigide Eingreifen des Staates politisiert. Ein ganzer Staat mit all seinen Strukturen nahm sich einem randständigen Jugendproblem an und reagierte drastisch. Das System produzierte sich seine Feinde also selbst. Die provokante Symbolik der Äußerlichkeiten der ersten Punks diente als Statement in eigener Sache. Aber auch zur Abgrenzung von anderen Jugendgruppen. Das Altersspektrum dieser Szene war weit gefasst. Es reichte von 14-, 15-jährigen Kinder-Punks, Schülern, Lehrlingen und Facharbeitern bis zu Studenten und Künstlern. Ihre Auflehnung gegen den Staat spiegelte sich auch in den Namen der subversiven Bands wider: Sie hießen Planlos, Unerwünscht, Müllstation, Wutanfall, Probealarm, Rosa Beton, Der Schwarze Kanal, Schleim-Keim, Jähzorn, Der Demokratische Konsum, Zerfall, Aufruhr zur Liebe, Paranoia, Ornament & Verbrechen oder Kaltfront.

Dabei besetzten Punks aus privater Not oft leerstehende Wohnungen in den verfallenden Altstadtquartieren wie in Berlin-Prenzlauer Berg, Dresden-Neustadt oder im Leipziger Osten oder Connewitz. Aber auch in Halle, Jena, Erfurt, Potsdam, Rostock und Schwerin kam es zu Wohnungsbesetzungen. Die Jugendlichen brauchten einfach Rückzugsräume von der Straße weg. Sie kümmerten sich durch Erhalt und Abdichtung um die kaputten Wohnungen und abbruchreifen Häuser. Die Stadt war froh, dass da irgendjemand heizte. Viele der neuen Bewohner nutzten den Leerstand als Gestaltungsspielraum, sie durchbrachen Wände, begrünten Innenhöfe oder bemalten die Treppenhäuser. Und schleppten den noch verbliebenen Omis und Kriegswitwen den Nylonbeutel oder die Einkaufsnetze hoch. So traf man sich manchmal auch auf einen guten Westkaffee oder ein, zwei, drei Likörchen. Und natürlich gab es bald auch Punk-Familien mit kleinen Kindern und Blümchentapete. Es musste ja weitergehen, irgendwie. So entstanden auch einige illegale Schwarzcafés oder Barlöcher und fast 40 inoffizielle Privatgalerien.

Seit Mitte der 80er Jahre fächerte sich die Punkszene zunehmend in verschiedene Lager auf. Man grenzte sich nun verstärkt via Dress-Code voneinander ab oder wurde abgegrenzt. Ein klar definiertes Outfit für Hardcore-, Anarcho-, Mode-, Alk-, Schmuddel-, Kid-, Nazi-Punks oder Skinheads gelangte zur Aufführung. Aber der Einfluss des Staates blieb subtil und vielgestaltig. Er reichte in alle Bereiche der Zivilgesellschaft hinein.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 1: „Melodie & Rhythmus“

Sag mir wo du stehst – Die Staatsicherheit

Die politische Lage zwischen den beiden Systemblöcken NATO und Warschauer Pakt spitzte sich weiter zu. 1979: Einmarsch der Russen in Afghanistan und der NATO-Doppelbeschluss: Pershing gegen SS 20-Raketen in Europa. 1981: Verhängung des Kriegsrechts in Polen. Die Zeiten waren kälter geworden.

Mit dem Aufkommen von Punk ab Ende der 70er Jahre verschärften sich die Maßnahmen gegen renitente Jugendliche. So sprühten Punkanhänger in den Morgenstunden des 13. August 1981 nicht ungestraft an einen Zaun in Berlin die Losung: „Langsam werden wir sauer – 20 Jahre Mauer". Das MfS erkannte die politische Brisanz der Subkultur, Punks wurden zu Freiwild erklärt, der Minister für Staatsicherheit Mielke befahl „Härte gegen Punk"! Repressionen sollten zur Auflösung der Szene führen. Mielke wollte die Straße von „negativem Unrat" säubern. Als Punks massiv in größeren Städten der DDR auftauchten, bekämpfte sie der Staat mit seinem ganzen Arsenal an Mitteln. Das Ministerium für Staatssicherheit wollte die Punk-Szene vollständig zerschlagen. „Negativ-dekadent", „politisch labil", „asozial", „provokatorisch", „fehlentwickelt" und „radaumäßig": Das waren die Beschreibungen der aufmüpfigen Jugend durch die Stasi.

1983 setzte die erste Verhaftungswelle ein, von nun an waren die Punks Gejagte. Sie wurden zur Nationalen Volksarmee eingezogen, eingeschüchtert, gezielt kriminalisiert, inhaftiert oder in Nervenheilanstalten ein- oder in den Westen ausgewiesen. Das Abnehmen von Fingerabdrücken, gewaltsames Abrasieren

der Frisuren, Wohnungsdurchsuchungen und Verhaftungen gehörten zu ihrem Alltag. Für sie galten Arbeitsplatzbindung, schikanöse Meldepflichten oder Gaststätten- und Berlin-Verbote. Verstieß man gegen die Auflagen, ging man in den Knast. Die Berliner Punk-Szene wurde so bis Ende 1984 fast komplett „zersetzt". Von 17 Punkbands wurden sechs aufgelöst, die Musiker verhaftet.

Der Sänger Jürgen „Chaos" Gutjahr der Punkband Wutanfall wurde von drei Stasi-Offizieren 17 Stunden lang verhört, in ein Waldstück verschleppt und mit Sack überm Kopf brutal misshandelt. Gutjahr: „Bei dem Verhör haben sie mir gesagt: Wenn du so weiter machst, können wir dir versprechen, dass dein Leben in der DDR vorüber ist." Staatssicherheit und Polizei verhängten drakonische Strafen gegen Jugendliche wie das gefürchtete Berlin-Verbot. Diese erhielten also ein staatliches Einreiseverbot in die Hauptstadt der DDR, weil man sie in der Provinz demütigen und kontrollieren wollte. Es gab Innenstadt-Verbote, Stadtbezirks-Verbote, Feiertags-Verbote (um offizielle Feierlichkeiten nicht zu stören) und sogar bestimmte Disko-Verbote.

Das Ministerium für Staatssicherheit erstellte einen internen Erkennungsschlüssel, der zwischen Punks, Skinheads, Heavys und New Romantics als dominante Jugendgruppen der DDR unterschied. Dieser ging auch an Gaststätten, Sportvereine und Berufsschulen. Was sie alle gemein hatten: Das MfS hielt sie für gefährlich. Noch im Sommer 1988 wurde für Punks in Dresden ein Innenstadtverbot ausgesprochen.

Bei der Platzierung von IM in der Szene war die Stasi recht erfolgreich, sie hatte es dabei zumeist auf die Zentralfiguren der Szene abgesehen. Die Basis dafür bildete ein IM neuen Typus, der nicht nur aus der Beobachterposition heraus berichtete, sondern innerhalb des Geschehens stand, Ansehen und Autorität in der Szene genoss und selbst aktiv war. Wurden einige wenige Spitzel nach der Wende enttarnt, zogen es andere Involvierte vor, dauerhaft zu schweigen, um ihren Verrat nicht offenbaren zu müssen. Davon betroffen waren nicht nur etablierte Formationen wie die Puhdys, Pankow, Karussell, sondern auch Bands aus dem subkulturellen Umfeld wie Die Firma, Freygang, Expander des Fortschritts, Die Vision oder Müllstation, in denen Bandmitglieder selbst als IM der Stasi aktiv waren.

Im Jahr 1989 verfügte das MfS über ca. 91.000 hauptamtliche Mitarbeiter und zwischen 110.000 und 189.000 inoffizielle Mitarbeiter (IM). Es gab über 300 Todesfälle an der innerdeutschen Grenze. Insgesamt hat die DDR 33.755 politische Häftlinge für mehr als 3,4 Milliarden DM an die BRD verhökert und verkauft. Wer war hier eigentlich Punk?

Zwischen Liebe und Zorn – Punk und Kirche

Die Evangelische Kirche bildete in vielerlei Hinsicht die Basis der Oppositionsarbeit in der DDR. Die Kirche bot eine vom Staat unabhängige Organisationsstruktur, die landesweit präsent war. Hier fanden unabhängige Kreise die nötigen Freiräume, um abseits vom staatlichen Diktat arbeiten, Veranstaltungen organisieren und landesweit kommunizieren zu können. In einigen Städten waren es kirchliche Sozialarbeiter, die den Punks eine Heimstatt gaben. In Halle fand am 30. April 1983 in der Christus-Kirche mit den Bands Wutanfall (Leipzig), Schleim-Keim (Erfurt) und Größenwahn (Halle) ein erstes Punk-Festival statt. 250 Leute aus der ganzen Republik kamen zu diesem offiziell als „evangelischen Jugendabend" titulierten Ereignis. Am 11. Juni 1983 stieg auf dem Gelände der Michaeliskirche in Karl-Marx-Stadt das zweite Punk-Fest mit den Bands Namenlos, Planlos und Wutanfall. Wieder erschienen hunderte unangepasste Jugendliche. In Berlin wurde die Friedrichshainer Pfingstkirche zu einem geschützten Raum für Punks, die dort Konzerte machen konnten. Legendärstes Punkzentrum wurde dann der Leichenkeller in der Erlöserkirche in Berlin-Lichtenberg. Ein Stasibericht zählte 1986 bereits 16 kirchliche Einrichtungen, in denen illegale Punk-Gruppen auftraten.

Hallelujah! – Parka, Jeans, Gott und Rotwein. Die Bluesmessen in Berlin von 1979 bis 1987 waren kirchliche Veranstaltungen, zu denen zeitweilig 8.000 bis 9.000 Jugendliche aus der gesamten DDR strömten. Im Frühsommer 1979 schlug der Bluesmusiker Günther Holwas ein Benefizkonzert in der Samariter-

Abb. oben: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 4: „Horch, Guck und Greif", unten: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 1: „Melodie & Rhythmus"

kirche im Berliner Stadtteil Friedrichshain vor. Dieser Jugendgottesdienst mit Hollys Blues-Band fand am 1. Juni 1979 statt. Die Kirche war so voll wie sonst nur zu Weihnachten. Nur dass sich die Besucherschar ganz überwiegend aus langhaarigen Freaks mit Parka und Jeans zusammensetzte. Viele von ihnen waren zum allerersten Mal in einer Kirche – und benahmen sich auch so. Sie reichten Rotweinflaschen rum und qualmten. Als allerdings auch erste Punkbands bei diesen Veranstaltungen auftraten, wurden sie anfangs von den zotteligen Kunden und Bluesern mit Bockwürsten und Steinen beworfen. Die neuen, tabulosen Texte der Punks passten nicht in ihr Weltbild.

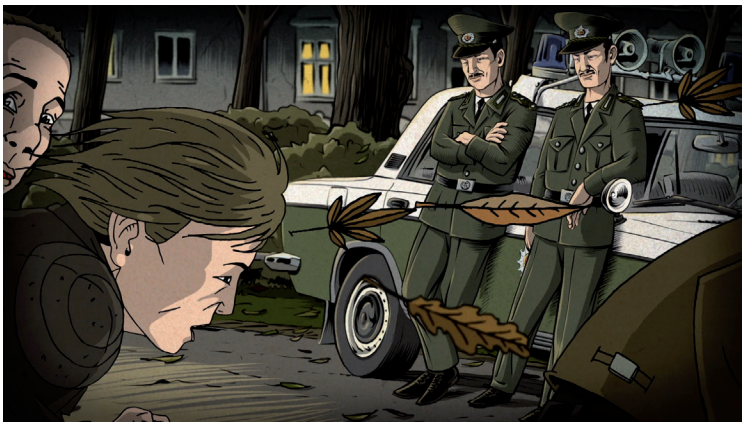
Gottesdienste unterlagen nicht der staatlichen Anmeldepflicht und galten als geschützte innerkirchliche Veranstaltungen. So wurden diese Blueskonzerte mit unkonventionellen Predigten, mit Gebeten und Sketchen gestaltet. Diese Mischung hatte großen Erfolg, wurden doch Themen wie „Freiheit, die wir meinen", „Überwindung der Angst" oder „Rückgrat gefragt" aufgegriffen. Dem Staat waren die Messen viel zu politisch und provokant. Die Bekämpfung der Bluesmessen übernahm das Ministerium für Staatssicherheit (MfS). Mit Hilfe eines dichten Netzes von Inoffiziellen Mitarbeitern war die Stasi relativ früh über Veranstaltungspläne informiert, ab Juli 1980 schnitt sie zudem sämtliche Veranstaltungen mit. In zwanzig sogenannten Bluesmessen mit 48 Gottesdiensten wurden nicht weniger als 50.000 Teilnehmer gezählt.

Die Kirche organisierte auch Gesprächskreise wie „Hoffnung für Ausreisewillige". Denn das Thema Ausreise blieb ein permanent zentrales. Die erste große Ausreisewelle fand 1984 statt, viele Kreative aus der Subkultur wechselten die Systeme. Dieser Trend verstärkte sich mit den Jahren noch drastisch. Hatten 1987 bereits 18.958 Menschen die DDR verlassen, waren es nur ein Jahr später schon 39.832 Personen. Und sie hinterließen spürbare Lücken in dem kleinen Land. Wie weh das tat für die Zurückgebliebenen.

Oi! Oi! Oi! – Kahlköpfe und Bomberjacken

Neonazis und Rechtsextreme waren in der antifaschistisch deklinierten DDR eigentlich undenkbar. Es gab trotzdem Hakenkreuzschmierereien, Flugblätter oder Sprechchöre bei Konzerten, Fußballspielen oder Volksfesten. Es gab offene rassistische Gewalt gegen Ausländer wie auch gegen Menschen, die nach Nazi-Meinung als „undeutsch" galten. Dazu gehörten Punks, Grufties, Linke oder Homosexuelle.

Einige Punks lebten ihr einst provozierendes Anderssein als Skinhead weiter. Sie wollten stärker auffallen und forcierten die Radikalisierung der Provokation. Bomberjacken und DocMartens galten als neue Statussymbole. Dabei kostete eine Bomberjacke bis zu 800 DDR-Mark. Zu Beginn der 80er lebten die beiden unterschiedlichen Subkulturen relativ akzeptiert nebeneinander. Zuerst sind solche rechten Gruppen in den Fußballstadien in Erscheinung getreten, 1984 gab es bereits acht gewalttätige BFC-Fanclubs. Rechte Ideologien hielten Einzug in die Stadien der Republik, besonders in Berlin, Leipzig, Rostock oder Magdeburg.



Ab Hälfte der 80er Jahre stieg das rechtsextreme Potential in der DDR stark an, was die drastisch steigende Zahl der An- und Übergriffe belegt. Viele Rechtsradikale waren weniger in Gruppen organisiert. Sie erhielten großen Zulauf auch von Hooligans, Rockern oder Strafgefangenen. Sie lebten ihr rassistisches Deutschtum im Alltag durch das Zeigen des Hitlergrußes, das Absingen faschistischer Lieder in der Öffentlichkeit oder das Tragen von Nazi-Symbolen aus. Es gab abschätzige Bemerkungen und Hass-Sprüche gegen Juden, Russen und Polen. Gastarbeiter wie Kubaner, Angolaner und Mosambikaner wurden als „Briketts" verhöhnt. Dabei erlitten sie oft Gewalt, die jedoch von DDR-Medien konsequent verschwiegen wurde.

Der endgültige Bruch folgte unmittelbar. Am 17. Oktober 1987 überfielen ca. 30 Skinheads mit unglaublicher Brutalität ein Konzert in der Berliner Zionskirche. Dort spielten die Bands Die Firma und Element of Crime aus Westberlin. Dieser Überfall auf die Zionskirche wurde eine Zäsur, weil die Problematik der Rechts-

radikalen nun erstmals in den DDR-Medien auftauchte. Erste Antifa-Gruppen entstanden. Über die Prozesse gegen die Skins wurde in diversen Zeitungen berichtet, allerdings war dort oft nur verharmlosend von Rowdys die Rede. In der Folgezeit wurden Skinheads deutlich härter verurteilt. Im Zuge dieses Angriffs nahm sich das MfS massiv dem Skinhead-Problem an. Bis zum Oktober 1988 hatte man republikweit 1.067 Skinheads erfasst, 156 kamen in Haft. Die Ostberliner Skinhead-Szene mit 267 Aktivisten war schließlich mit 33 IM komplett infiltriert. Etliche Neonazis wurden anschließend als Inoffizielle Mitarbeiter der Stasi geführt. Sie kamen besonders im Kampf gegen die Jugendopposition zum Einsatz.

Von den rechtsorientierten Skins differenzierten sich ab 1987 die Faschos, sie waren die eigentlichen Träger neofaschistischer Anschauungen wie Ausländerfeindlichkeit, Faschismus und Rassismus. Unauffällig und äußerlich angepasst, operierten sie in geschlossenen Zirkeln streng konspirativ nach innen. Monatlich wurden 1988 bis zu 500 Taten aus diesem Milieu registriert. 1989 existierten in allen DDR-Bezirken Skin-Gruppen, es wurden 1.000 gewalttätige Nazis erfasst, zudem 6.000 organisierte. Insgesamt bezifferte das MfS das rechte Milieu auf mehr als 15.000 Personen. Dabei kamen die meisten Neonazis aus der jungen Arbeiterklasse, waren gut in Schule, Lehre und Arbeit und stammten aus stabilem, ja parteitreuem DDR-Elternhaus. Diese Jung-Nazis waren alle unter sozialistischen Verhältnissen aufgewachsen. Die Stasi unternahm alles, um das Nazitum in der DDR nicht öffentlich werden zu lassen.
Die rechte und rechtsradikale Szene hat seit der Wende einen drastischen Aufschwung genommen und hatte schnell ihre eigenen Heimatlieder.

Abb. oben und unten: Filmstills aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 1: „Melodie & Rhythmus"

Zeit die nie vergeht – Soundtrack einer Jugend

Fast alle Kinder und Jugendlichen mussten bestimmte Lieder lernen und auch singen. „Das Leben im Kindergarten bereitet die Erziehung sozialistischer Menschen vielfältig vor. So steht das Singen im Dienste der sozialistischen Erziehung unserer Kinder." (Vorwort des Liederbuchs „Sputnik, Sputnik, kreise ...") Bei den Pionieren waren das etwa „Unsere Heimat", „Kleine weiße Friedenstaube", „Blaue Wimpel im Sommerwind", „Wenn Mutti früh zur Arbeit geht" und „Immer lebe die Sonne".

Bei der zentralen Jugendorganisation FDJ (Reserve der Partei SED) ging es deutlich politischer zu: „Vorwärts, Freie Deutsche Jugend", „Jugend erwach" (Bau auf, bau auf...), „Du hast ja ein Ziel vor den Augen", „Lied von der blauen Fahne". Die jungen Männer, die fast alle zum staatlich verordneten Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee eingezogen wurden, mussten martialisches Liedgut pauken. Bald tönte es auf hunderten Kasernenhöfen dann: „Immer gefechtsbereit", „Wann wir schreiten Seit an Seit", „Wir schützen unseren Staat", „Auf, auf zum Kampf" und „Wir sind des Friedens Soldaten".

Aber auch die Melodie „Unser Sandmännchen" zum täglichen Abendgruß im DDR-Fernsehen wurde für fast alle Kleinen und unzählige Eltern ein veritabler Smash-Hit republikweit. Für die, die noch Ost-Fernsehen geschaut haben, brannten sich die Erkennungsmelodien der Sendungen „Meister Nadelöhr" und „Professor Flimmerich" tief ins Gedächtnis ein. Der anderen Jugend war anderes wichtig, sie hörte grundsätzlich andere Songs.

Schleim-Keim war eine sehr proletarische Punkband aus der Nähe von Erfurt. Der Fleischersohn und Sänger „Otze", Stahlbauschlosser und Hilfsarbeiter, brüllte über pessimistische Lebenshaltungen, Unzufriedenheit, Eingesperrt-Sein, in grundsätzlicher Opposition gegen die staatliche Ordnung. In einem Lied hieß es schon 1986:

„Wir wollen nicht mehr, wie ihr wollt / Wir wollen unsere Freiheit / Wir sind das Volk, wir sind die Macht / Wir fordern Gerechtigkeit / Wir sind das Volk, wir sind die Macht / Es ist zu spät, wenn es erstmal kracht ..."

(Schleim-Keim – „Prügelknaben")

Dieser derbe Punk-Singsang sollte sich später bei den Leipziger Montagsdemos zu ungeahnter Wirkung entfalten. Schleim-Keim haben wirklich mit dem Hammer aus der DDR-Flagge die Sichel zerhauen.

In der DDR herrschte durch den SED-Parteiapparat eine strenge Kontrolle und Zensur über Medien, Bücher, Filme und natürlich auch über die Musik. Die einzigen, die es wagten, dagegen anzusingen, waren nur die Punks.
Ihre Texte drehten sich um die Staatsgrenze, das Ministerium für Staatssicherheit (MfS), SED-Bonzen, die überall sichtbaren Umweltschäden oder die neuen Nazis.

Wutanfall aus Leipzig entstand im Sommer 1981 als eine der ersten Punk-Bands der DDR, voll im Visier der Stasi. Fast alle Auftritte fanden unter dem Schutz der evangelischen Kirche oder in Abrisshäusern statt.

„Wenn die Kampfgruppe vor deinem Haus marschiert / Und das Kind in der Schule für den Krieg trainiert / Der Landesvater bei Fackellicht zur deutschen Jugend von Freiheit spricht / Die Bullen dich kaum in Ruhe lassen / Und nach Feierabend ihr Geld verprassen
(Refrain:) Leipzig in Trümmern, Leipzig in Trümmern"

(Wutanfall – „Leipzig in Trümmern")

Im August 1983 wurden alle Musiker der Berliner Band Namenlos aufgrund ihrer Texte im Rahmen einer gezielten Zersetzungsaktion des Ministeriums für Staatssicherheit verhaftet und zu Gefängnisstrafen verurteilt.

„Dann endlich geh ich durch die Tür, bis jetzt lief einer hinter mir
Refrain: Aufgepasst, du wirst bewacht vom MM-ff-SS
Dann ruf ich meine Kumpels an, da hängt noch wer an der Leitung dran
(Refrain:) Aufgepasst, du wirst bewacht vom Mf-MfS"

(Namenlos – „MfS")

Ein Sonderfall war die Combo Feeling B. Eher eine agile Live-Band irgendwo zwischen Fun- und Polka-Punk. Zur Bandkultur gehörte ungehemmter Alkoholkonsum. Die Band schlug aber viele DDR-Jugendliche durch ihre unangepasste und wilde Lebensweise in ihren Bann. Sie sang auch die lustigeren Lieder:

„Wir wollen immer artig sein / Denn nur so hat man uns gerne
Jeder lebt sein Leben ganz allein / Und darum spalten wir die Sterne ..."

(Feeling B – „Wir wollen immer artig sein")

Sandow ist ein alternatives und experimentelles Lärm-Orchester, 1982 in Cottbus gegründet. Und die landeten einen echten Indie-Hit: „Born in the GDR".

„Jetzt, jetzt lebe ich / Jetzt, jetzt trinke ich
Jetzt, jetzt stinke ich / Jetzt, jetzt rauche ich
Jetzt, jetzt brauch ich dich

Wir bauen auf und tapezieren nicht mit
Wir sind sehr stolz auf Katarina Witt
Born in the G.D.R.
Wir können bis an unsere Grenzen gehen
Hast du schon mal drüber hinweggesehen?
Ich habe 160.000 Menschen gesehen
Die sangen so schön, die sangen so schön:
Born in the G.D.R."

(Sandow –„Born in the GDR")

Mit seinem Refrain ist das Lied auch als trotzige Annäherung an die verfluchte Heimat zu verstehen.

Herbst in Peking wurde 1987 in Neubrandenburg unter dem irrwitzigen Namen Amnestie für Mecklenburg gegründet. Auf der Bühne bot diese Formation um Sänger Rex Joswig eine groteske Persiflage auf den Personenkult russischer, chinesischer und rumänischer Prägung. Auch H.I.P. landete in den Wendewirren eine neue genuine Volksweise.
Als Single erschien ihre „Bakschischrepublik" als allererster offiziell in der DDR vertriebener Independent-Tonträger im Frühjahr 1990 auf dem bandeigenen Plattenlabel Peking Records.

„Man wird die roten Götter schleifen / Viele werden es nicht begreifen
Das Volk, es wird in Trance verfallen / Und eine alte Hymne lallen

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 4: „Horch, Guck und Greif"

Wir leben in der Bakschischrepublik / Und es gibt keinen Sieg.
Schwarz-Rot-Gold ist das System / Morgen wird es untergehn."
(Herbst in Peking – „Bakschischrepublik" (Auszüge))

Diese Songs und Texte wurden konstruktiv im Sinne eines selbstbestimmten Lebens verstanden und gelebt. Subversive Selbstbehauptungen vieler Jugendlicher im Alltag.

Wenn der Doppelte Erich (Mielke & Honecker) nicht alles bekämpft und verboten hätte, was er nicht verstand. Filme. Frisuren. Bücher. Musikstile. Klamotten. Und das Lachen. Alles war erstarrt unter dieser Angst und der fast parodistischen, paranoiden Überwachung. Wenn diese Art Heimat nicht so oft so peinlich und lächerlich gewesen wäre, wer weiß. So aber musste man sich wehren. Jeder mag sich da seine eigenen Erinnerungen bewahren. Es gibt ja immer eine Sehnsucht nach dem Soundtrack der eigenen Jugend.

Er will anders sein – Die anderen Bands

Nach all den Restriktionen und Verboten – von Ulbrichts „Yeah Yeah Yeah", dem Leipziger Beataufstand 1965, der Auflösung einzelner Bands wie Renft oder Magdeburg – versuchten es Partei und FDJ nun mit Vereinnahmung. Mitte der 80er setzte ein staatlicher Mix von Repression und dosierter Öffnung ein. Auf der Ebene der Ideologie blieb die Ablehnung von Punk konsequent, was die Punkszene weiterhin einte. Auf der Ebene der Musikpraxis hingegen begann eine gelenkte und gefilterte Lockerung, die die Szene teilweise spaltete. Wo die Integration der anderen Bands gelang, wurde ihnen sowohl ein Stück Andersartigkeit als auch ein Stück Bedrohungspotential genommen. Der Begriff „Die anderen Bands" war Teil der Strategie zur Vermeidung westlich geprägter Begriffe und wurde zur Kollektivbezeichnung all dieser Gruppen gemacht. Der Begriff Punk hingegen fand in den DDR-Medien weiterhin keine Erwähnung.

Wollte man im kleineren Deutschland Berufsmusiker werden, hatte man ein Studium zu absolvieren. Wollten Kapellen in öffentlichen Räumen auftreten, waren sie gezwungen, eine staatliche Einstufung zu machen. Die Bands mussten dazu vor einem Gremium aus Funktionären der SED, Musikjournalisten, Musikwissenschaftlern und prominenten Musikern vorspielen, die die Musiker und den Auftritt bewerteten. Zuvor mussten allerdings auch die Texte für die Kontrolle und Zensur der Gruppe eingereicht werden. Dazu kam, dass jeder Musiker eine Arbeitsstelle nachweisen musste, wobei der Arbeitgeber schriftlich sein Einverständnis geben musste. Desweiteren war jedes Bandmitglied genötigt, ein polizeiliches Führungszeugnis vorzulegen.

Ab 1986 waren sogenannte Einstufungen leichter zu kriegen. Es gab vier Stufen: Grundstufe, Mittelstufe, Sonderstufe und Sonderstufe mit Konzertberechtigung. Danach wurden die Bands bezahlt. Für die Mittelstufe gab es 1,50 Mark pro Stunde, das reichte für drei Bier. Da zu dieser Gage noch Zuschläge kamen, die sich entsprechend der Entfernungskilometer und dem Gewicht der angekarrten PA berechneten, entwickelte sich in der DDR eine Boxenbauer-Szene, die sich auf extrem schwere Anlagen spezialisierte: Musikanlage 2,5 Tonnen – damit wurde Geld verdient! Nicht aber mit dem eigentlichen kreativen Schaffen, der Musik, den Liedern und Texten. Manchmal wurde diesem Einstufungsgebaren der Bandname geopfert. So wurde Rosa Extra zu Hard Pop, aus Die Zucht wurde Die Art. Ein Teil der Fangemeinde wandte sich allerdings rigoros ab, ihnen war ein Stück Subversivität genommen.

Partiell tauchten die unter dem Label „Die anderen Bands" einsortierten Bands in den staatlichen Medien auf. Jugendradio DT 64 leistete sich seit März 1986 mit dem „Parocktikum" tief in der Nacht eine Spielwiese für diese Musik. 1987 wurden mehrere Konzerte der neuen Bands für den DDR-Rundfunk mitgeschnitten, ab 1988 durften einige wenige ausgewählte Bands professionelle Aufnahmen in den Rundfunk-Studios produzieren. Das DEFA-Dokumentar-Filmstudio drehte mit „flüstern & SCHREIEN" einen pseudo-subversiven Rock-Report, in dem junge Punks ihren Frust über die herrschenden Zustände von der Leinwand aus verbreiten durften. Selbst die FDJ köderte nun schräge Kapellen mit Pro-

beräumen, Auftrittsmöglichkeiten und Finanzen. Beim VEB Amiga, der einzigen staatlichen Plattenfirma, begann man notgedrungen die regressive Veröffentlichungspolitik zu überdenken und brachte, aus der Not geboren, einige wenige Platten mit jungen, schrägen Bands heraus.

Viele der Bands des musikalischen Undergrounds verweigerten sich den neuen Vereinnahmungsstrategien. Sie pfiffen auf die scheinheiligen Offerten eines Systems, von dem sie sich innerlich längst abgewandt hatten. Die Szene begann sich zu spalten: Die einen wollten ins Radio und auf die großen Bühnen. Die FDJ vergab Förderverträge. Manche Kapelle schaffte es bis in den Palast der Republik (Sitz der Volkskammer, das Parlament der DDR). Andere blieben lieber lichtlose Kellerkinder. Aber nicht nur die Bands und ihre musikalischen Stile differenzierten sich, auch ihre ungezählten Fans bildeten längst kleine Sub-Szenen. Die nachwachsenden Punks, New Waver, Popper bis hin zu den Gothics, Heavy Metal-Jüngern, Skinheads, Ska- und Reggae-Rastas und Hip-Hoppern suchten sich längst ihren eigenen Weg.

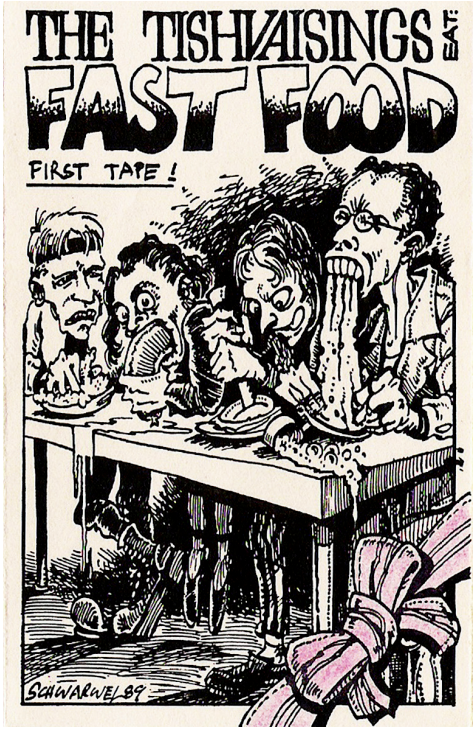
Von 1985 bis 1990 existierte eine kleine Szene, die sich mit Breakdance, Rap, Graffiti und dem Auflegen von Platten verlustierte. Ab dem 14. Juni 1985 lief der US-amerikanischen Hip Hop-Film „Beat Street" in den Kinos. Der Streifen wurde sofort eine praktische Anleitung und Blaupause für Graffiti und Breakdance auf sozialistischem Boden. Neben privaten Aktivitäten in vielen Städten wie Dessau, Görlitz, Wolgast oder Rostock wurden bald auch offizielle Hip-Hop-Veranstaltungen organisiert; so zum Beispiel die Rap-Contests in Radebeul oder der Leipziger Breakdance-Workshop. Hip-Hop war für viele jüngere Jugendliche eine Lebenswelt, in der sie imaginär aus der DDR ausbrechen konnten.

Abb. oben und unten: Filmstills aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 1: „Melodie & Rhythmus"

Ketten werden knapper – Das Leben wird bunter

Kassetten

Musik-Kassetten vom VEB ORWO Wolfen konnte man ganz legal im Laden kaufen. Eine normale DDR-Kassette kostete 20, eine Chrom-Kassette 30 Mark. Das war zugleich die Miete für eine Einraumwohnung im Altbau. Aber seit Mitte der 80er wurden sie von findigen Bands im Eigenvertrieb unter die Leute gebracht. Sie wurden heimlich weitergereicht und mit dem Mythos des Verbotenen umgeben. Diese illegalen Kassetten funktionierten als klingende Kassiber: Proben- und Konzertmitschnitte, Sampler, Demo-Produktionen. Die Kosten für einen Recorder und Kassetten waren erschwinglich, wenn auch für DDR-Verhältnisse einigermaßen hoch. So kursierten Aufnahmen von Bands und anderen gegenkulturellen Musikgruppen unter den Eingeweihten. Zigfach überspielt und weitergereicht von einer Person zur nächsten.



Die so entstandenen Tapes waren zumeist nur in lokalen Zusammenhängen oder durch Bekanntschaften zugänglich. Sie wurden weder vertrieben noch vermarktet. Eigentlich gab es sie gar nicht. Das Vervielfältigungsmonopol des Staates konnte so umgangen werden, auch wenn die Auflagenzahlen der einzelnen Editionen meist nicht sehr hoch waren. Ab 1986 galt offenbar eine nicht definierte Toleranz. Staatliches Einschreiten erschien so lange nicht notwendig, wenn die Produktion von Kassetten oder Schriftstücken nicht als politische Opposition ausgelegt oder von westlichen Medien gegen die DDR verwandt wurde. Diese Kassettenproduktionen führte in mindestens 15 Fällen zu Label-Gründungen, rein privaten Home-Labeln von mutigen Einzelpersonen, Bands oder fortlaufende Editionen von Samplern.

Es entwickelte sich eine eigenständige Tapecover-Kultur. Waren die ersten Kassetten meist nur mit schlichten Fotos ausgestattet, entwickelte sich bald eine vielfältige Bildsprache aus Siebdruck, farbigen und übermalten Fotos, Originalzeichnungen, fototechnischen Reproduktionen oder Collagen und Montagen. Verteilten die Bands ihre Produktionen anfangs vollkommen unentgeltlich, nahmen einige andere später dafür Geld, in der Regel um die 20 DDR-Mark. Einige Ost-Kassetten gelangten auf Umwegen auch an den legendären englischen Radio-DJ John Peel oder westdeutsche Radiostationen. Das galt allerdings als „illegale Verbindungsaufnahme zum Klassenfeind". An öffentliche Schallplatten-Produktionen der unangepassten Bands war nicht zu denken. Von 1984 bis 1989 erschienen nur wenige Platten von DDR-Bands lediglich in der Bundesrepublik: Sampler „eNDe / DDR von unten" mit Schleim-Keim und Zwitschermaschine, der Sampler „Live in Paradise" (1985), KG Rest „Panem et circensis" (1986), L'Attentat „Made in GDR" (1987), eine Local Moon-7"-EP (1988). Die kamen entweder durch bestehende Kontakte in die BRD zustande oder Ausreisende und Diplomaten schmuggelten die Aufnahmen in den Westen. Die in der DDR-lebenden Musiker bekamen anschließend enorme Schwierigkeiten durch die Staatssicherheit. Und hielten die aus.

Filme

Jahrelang schien die Welt auf dem Bildschirm des DDR-Fernsehens stillzustehen. Dass es in der Spätphase der DDR neben den offiziellen Bilderfabriken von Babelsberg (DEFA) und Adlershof (Fernsehen) auch eine lebendige filmische Subkultur gegeben hat, ist noch immer weithin unbekannt. Es waren zunächst Maler, die Ende der 70er Jahre das brachliegende Medium des Super-8-Films für sich entdeckten. Mittels der eigentlich für Urlaubsaufnahmen vorgesehenen sowjetischen Quartz-Kamera machten sie sich daran, ihre Ausdrucksskalen zu erweitern und das Dogma des statischen Tafelbilds aufzubrechen. In der DDR gab es etwa zweihundert Amateurfilmzirkel, die mit Super-8- und 16mm-Film gesellschaftlich aktiv waren. Jenseits dieser Arbeitsgemeinschaften, die an Betriebe, Schulen und Kulturhäuser angegliedert waren, entdeckten auch Freigeister die Super-8-Kamera für sich. In der DDR entstanden und zirkulierten autonome Künstlerfilme auf Schmalfilm in einer Grauzone am Rande des offiziellen Kunstbetriebs. Von der jungen, unorganisierten Super 8-Szene wurde die scheintote Wirklichkeit längst avantgardistisch auseinander geschnitten und neu verklebt. Maler, Aktionskünstler, Literaten, Musiker oder Laien griffen bei der Suche nach neuen Provokationen und Bildern zur Schmalfilmkamera. Diese Filme wurden zu Lesungen, Ausstellungseröffnungen oder Konzerten gezeigt. Oft liefen sie in völlig überfüllten Wohnungen. Die Filmleute praktizierten ästhetischen und zivilen Ungehorsam. Sie dokumentieren fast sozial-historisch ein verschwundenes Lebensgefühl. Die unter sehr provisorischen Bedingungen entstandenen Filme haben bis heute nichts von ihrer Faszination und Wucht eingebüßt und zeigen eine ganz andere DDR-Wirklichkeit.

Schallplattenunterhalter

Diskjockeys, also DJs, hat es in der DDR nie gegeben. Jockeys gab es nur auf der Pferderennbahn. Um sich vom Westen abzuheben, hießen DJs in der DDR: SPU–Schallplattenunterhalter. Ein SPU musste einen staatlichen Einstufungstest machen. Sie sollten Quizze können, Rätselrunden, Modeschauen, es ging um kulturellen Anspruch – statt saufen, tanzen, aufreißen, wofür Disko ja eigentlich stand. In diesen Einstufungs-Diskotheken wurde geprüft, ob und wie der Bewerber in der Lage war, sein Publikum zwei Stunden lang niveauvoll zu unterhalten und wie er aktuell richtig auf politische Höhepunkte reagierte. Zuerst wurde ein Eignungsgespräch geführt, dabei wurden die Persönlichkeit, die weltanschauliche Haltung, Allgemeinbildung und die Fähigkeiten zur Kommunikation des Bewerbers eingeschätzt. Sprachunterricht, Musik und Musikdramaturgie gehörten ebenfalls zu dieser Ausbildung wie der Umgang mit der Technik. Es war die Pflicht eines DDR-SPU, 60 Prozent der gesamten Musik aus der DDR oder aus dem sozialistischen Ausland einzusetzen. Die restlichen 40 Prozent waren sogenannte nichtsozialistische Titel aus dem westlichen Ausland. Das war die Pflicht, das reale Leben sah komplett anders aus.

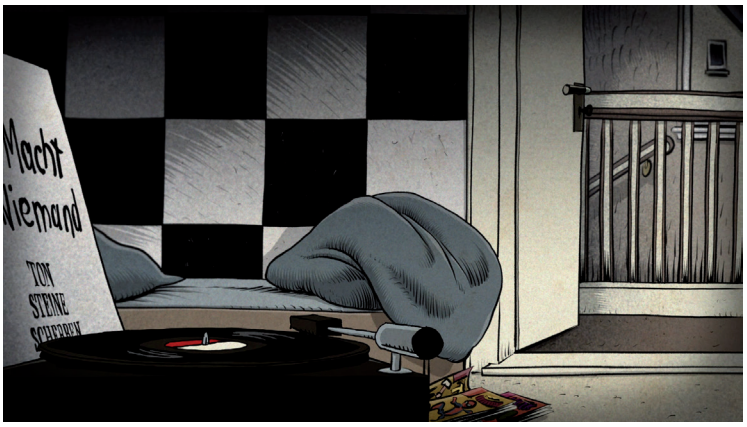
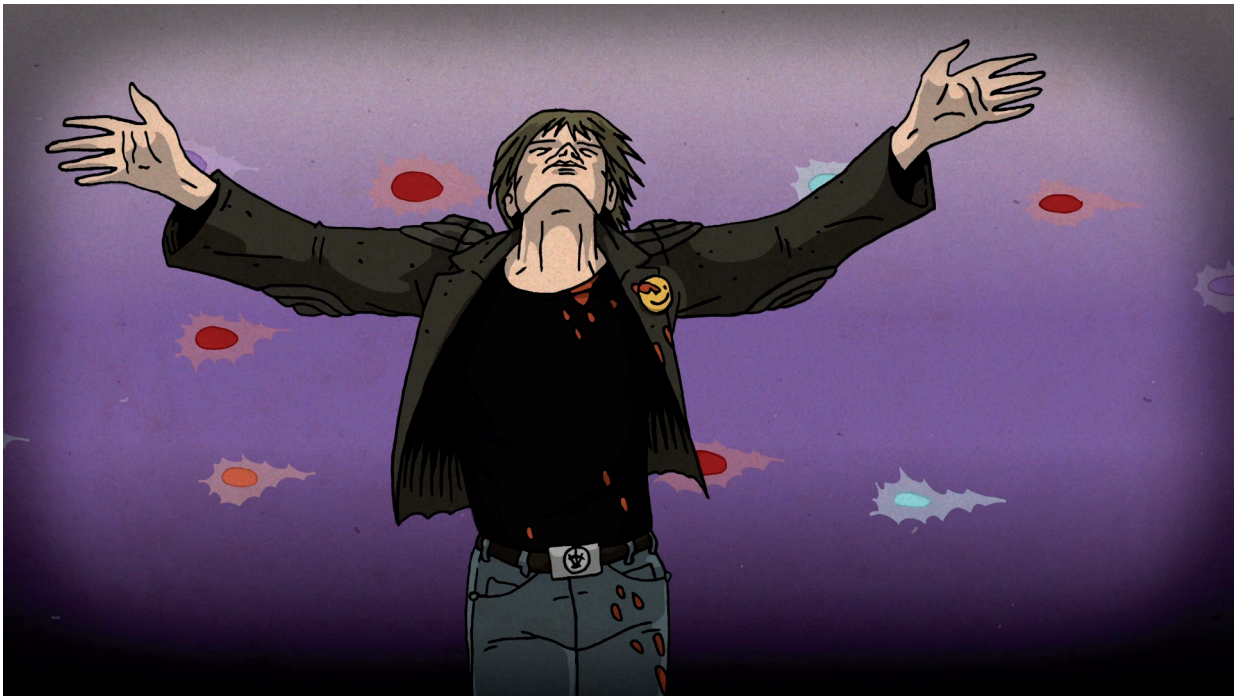


Abb. oben: Covergestaltung der ersten Tishvaisings-Kassette,
unten: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 1: „Melodie & Rhythmus"



„Die Ostler kannten fast alle Hits aus dem Westen, umgekehrt war dem nicht so. Offenbar gab es doch irgendwie zwei verschiedene Heimaten."

Am Abend mancher Tage – Das Ende vom Lied

Sehr vital agierten nach der Wende noch die sogenannten anderen Bands. Combos wie Die Art, Die Vision, Die Skeptiker, die anderen, Feeling B, Sandow oder AG. Geige füllten nun die Säle und Open-Airs, denn sie spielten aktuelle Sounds und hatten sich längst von der üblichen „liedhaften Rockmusik" verabschiedet. Das Problem der Ostkapellen war immer, dass man sie auf ihre internationalen Vorbilder zurückführen konnte. Auch wussten diese Bands wenig über Marktstrukturen oder das neue, geldwerte Musikgeschäft. Die zu DDR-Zeiten gelebten und ausprobierten Stile, Haltungen und Lebensformen veränderten sich nach der Wende drastisch. Die Bands mussten sich nun dem internationalen Wettbewerb stellen. Der obsolete Osten war komplett zusammengebrochen. Wer aber nach der Wende 1989 eine große gegenseitige Neugier oder künstlerisches Interesse am jeweils anderen vermutet hätte, wurde schwer enttäuscht. Denn es kam zu keinerlei wesentlicher, überdauernder Zusammenarbeit zwischen Ost- und Westbands. Man beäugte sich auf einigen Festivals, hatte sich aber schlicht nichts zu sagen. Die Ostler kannten fast alle Hits aus dem Westen, umgekehrt war dem nicht so. Offenbar gab es doch irgendwie zwei verschiedene Heimaten.

Aber die Zeit blieb nicht stehen: Techno begann seinen Siegeszug, Grunge war explodiert. Viele ehemalige Punks und Aktivisten der DDR-Subkultur gehen heute normalen Berufen nach, suchen spirituelle Wege oder machen weiter Musik. Einige wenige Bands haben sich aus der alten Szene längst in die neue Zeit transformiert, wie Rammstein, Knorkator, Tarwater oder Rummelsnuff. Zwei Söhne zweier ehemaliger AG Geige-Mitglieder musizieren in der Chemnitzer Band Kraftklub. Und natürlich sind neue Bands aus dem Osten nachgewachsen wie Tokio Hotel aus Magdeburg, Clueso aus Erfurt oder Silbermond aus Bautzen und feiern gesamtdeutsche Erfolge.

Die irrwitzigen Zuckungen nachwachsender Jugendlicher haben die alttestamentarischen Herrscher nie verstanden. Die Darreichungen eines unlustigen Kostümfilms; ach, alte Heimat. Die wilden Trommel-Tänze der Punks warfen Risse in den Boden der morschen Strukturen. Ein einziger grell geschminkter Pogo-Clown verlachte ein ganzes System. Jugend gärt und will leben. Will frische Eindrücke und Horizonte. Die Risse wurden tiefer, die Musik war zu laut. Komplett verwirrt hoben die Genossen die Schlagbäume hoch, für alle ihre Gefangenen. Es gibt einen ewigen Beat. Und Flucht ist keine Freiheit.

Was also ist Heimat? Wir mussten an diesem Ort leben, wo wir doch an so vielen anderen Orten sein wollten. Von denen wir träumten. Vergesst politischen Popanz. Agitation und Propaganda. Schlechte Lügen. Denn um was geht es wirklich? Um Wahrhaftigkeit. Um unverratbare Ideale. Um Zusammenhalt. Um Ehrlichkeit sich selbst gegenüber. Eine versunkene Heimat. Es gab keine neue. Ein paradoxes Paradox; ödipussiert. Ein Loch in der Zeit. Alle Heimatlieder waren verstummt und ausgesummt. Wir lauschten ergriffen dem Wind der Gezeiten. Dem Wind der Vergängnis. Immerhin unser Wind. Zurück blieben: tätowierte Herzen.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 1: „Melodie & Rhythmus"

„DIE WOLLEN NUR TRAURIG SEIN …
… und den Aufstand maximal andenken“

von Dirk Rotzsch

Subkultur in der DDR oder gar in der sächsischen Provinz: klingt abstrakt. Man könnte sich maximal langhaarige, Fleischerhemd tragende Blueser mit Nickelbrille und Rotwein aus dem Folklorejutesack vorstellen – die Älteren werden sich erinnern. Sie gab es auch, die trafen sich lustigerweise im Kohrener Land, sogar aus Leipzig reisten sie an. Aber Blueser waren eine gefühlte Jugendgeneration vor uns, also eine Klassenstufe.

Wir, die Pubertiere der mittleren 80er, waren, was Musikgeschmack angeht, recht heterogen. Nachdem sich die Neue Deutsche Welle totgeritten hatte, war der neue identitätsstiftende musikkulturelle Kitt in unserer Schulklasse das, was man mit New Romantic zusammenfassen würde. Alles irgendwo zwischen Alphaville, Bronski Beat, Duran Duran bis zu Yazoo. Auch die damaligen Jungspunde von Depeche Mode sorgten schon für Puls (vor allem bei den Mädels). Aber richtig Subkultur? Wir sahen damals aus, wie man als Kinder der DDR halt aussieht, wenn man keine Westverwandten hatte, und selbst die konnten nur schicken, was C&A hergab.

Natürlich hatte jede Klasse ihren Metalhead (oder auch zwei). Später gab es auch den ersten Punk in der Klasse, aber eher durch das TV-Format „Formel 1“ und die ersten Auftritte der Band Die Ärzte dort dazu geworden, also noch relativ kompatibel für heutige Verhältnisse. Zu Zeiten des real existierenden Absurdismus der DDR hat das aber schon gereicht, um in einer Kleinstadt aufzufallen und nachhaltig verschrien zu sein, was wir total knorke fanden.

In der Schulzeit gab es nicht den Stress zwischen den Jugendkulturen. Weil sie einfach nur Mode waren. Wir trafen uns auf der Tanzfläche der Schuldisko und der Metaller, der eben noch bei Accept abgegangen ist, tanzte den eigens in unserer Klasse kreierten Move zu Bronski Beat. Neue Musik bekamen wir fast nur via Westradio Bayern 3 oder RIAS, da war noch nicht viel mit Subkultur. Glücklich war, wer Verwandte im Westen hatte, der bekam vielleicht mal ne coole Platte.

Bis 1986 hatte ich zwar eine Affinität zu eher melancholischer Musik entwickelt, selbst (und jetzt komme ich zu einem wirklich dunklen Geheimnis in meiner Vergangenheit) die Scorpions habe ich mir angehört. Aber auch da hatten es mir weniger die Hardrock-Teile angetan als eher die epischen Endlos-Stücke wie „Fly to the Rainbow“ von der 78er Live-Platte „Tokyo Tapes“ (mit Abstand kann ich sagen: „Hauptsache nix mit Kindern oder Tieren“).

Meinen Aha-Effekt hatte ich dann auch kurz nach meiner Schulzeit. Dabei war es nicht Liebe auf den ersten Blick. Das erste Mal hörte ich The Cure auf einer Kleinstadtdisko in Geithain. „Boys don’t cry“ war da schon sieben Jahre alt. Der Song wurde noch einmal 1986 veröffentlicht und es klang schon „anders“, in mir löste das aber noch nix aus und wäre schnell vergessen gewesen.

Einige Monate später hörte ich bei „Parocktikum“, eine dieser alternativ scheinenden Jugendsendungen im DDR-Radio, „A Forest“ und wusste sofort: So muss Musik klingen. Es war die Initialzündung, die mich prägen sollte.

Musik, die den Zeitgeist komprimiert. Kein musikalischer Schmus, keine überbordende Arrangements und textlich mit einfachen Metaphern, die universelle Verlorenheit ausdrückend, die uns, den Kindern der 80er Jahre hüben wie drüben, innewohnte. War es in England die Depression des Thatcherismus, der die Jugend dort wahlweise ratlos oder wütend machte, war es in der DDR die Ahnung der Sackgasse, die die real existierende sozialistische Gesellschaft bereithielt. Es war nicht so, dass irgendjemand einen Ausweg wusste. Es war nur die Ahnung des Wellensittichs, dass außerhalb des Käfigs, der beim besten Willen nicht golden war, noch eine andere Welt existierte. Was niemanden daran hinderte, weiter zu funktionieren.

Mit Eintritt in die Lehre kam ich dann auch in die Berufsschule nach Leipzig, da nahm meine subkulturelle Sozialisation so richtig Fahrt auf. In meiner Klasse waren gefühlt die Hälfte meiner Mitlehrlinge irgendwie schwarz. Da zählten auch die Depeche Mode-Fans rein, aber das war auch ziemlich egal – die Stimmung zählte und die war schwarz. Ein Lebensgefühl in Moll, eigentlich hatte dieses Lebensgefühl schon die ganze Gesellschaft ergriffen, auch die Generation Kieselbeige, die wussten es nur noch nicht.

Auch auf dem Lande gab es den einen oder anderen Schwarzkittel, aber mit der Vernetzung war es nicht ganz so einfach. Man reiste schon mal ins Nachbardorf, weil man dort einer Platte von den Sisters of Mercy lauschen oder sie sich gleich auf Kassette überspielen konnte. Auf privaten Partys hörte man die neuesten Maxi-Singles, die man von irgendwo herbekommen hatte, in Endlosschleife.

An was es mangelte, waren offen zugängliche Clubs, so blieben nur die „normalen“ Discos, auf denen vielleicht mal ein Titel gespielt wurde. Oder man fuhr nach Leipzig, wo sich die eine oder andere Diskothek als Treffpunkt herauskristallisierte und die Musikauswahl entsprechend war. Die musikalische Ursuppe, wie es Lucy van Org einmal bezeichnete, waren bei uns The Cure, Siouxie and the Banshees, Sisters of Mercy, The Smiths und frühere Helden (Streber würden jetzt noch Bauhaus erwähnen). Genauso wurden auch alte Punkhelden gefeiert und alles, was schräg und anders war. DDR-Rock war eher verpönt, die Undergroundhelden wurden aber angenommen: Die Art, Sandow und die vielen Combos, die unter dem Label „Die anderen Bands“ geführt wurden. Empfohlen sei hier der Film „Flüstern & SCHREIEN“ von 1988, der recht authentisch die damalige Szene beschreibt.

Die Grufties, die in unserem Falle meistens New Waver oder korrekter Postpunker waren, waren salonfähig und fast schon die Lieblinge des Feuilletons. Am

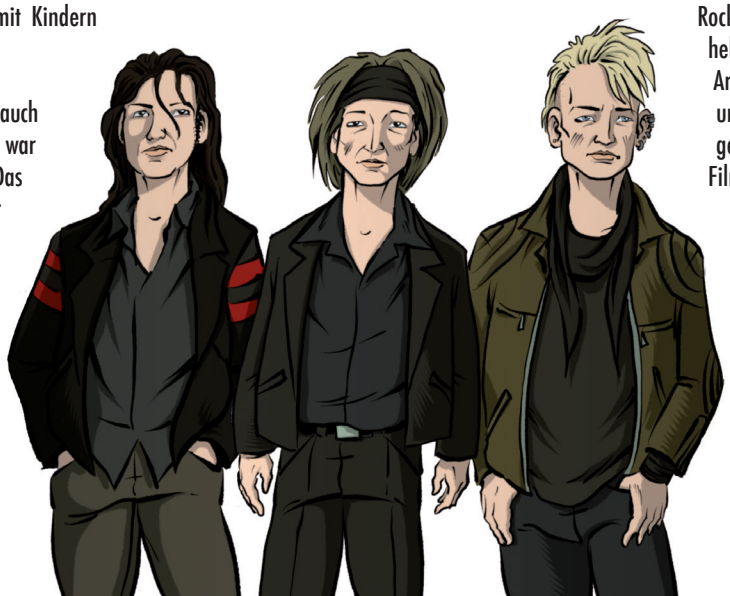


Abb.: Charaktere aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 1: „Melodie & Rhythmus“

Anfang wurde man noch scheel angeschaut, gerade in einem zur Kleinstadt aufgeplustertem Dorf. Aber das trägt der Jugendliche ja wie eine Auszeichnung. Ich erinnerte mich noch ganz genau an den Befehl meines Erziehungsberechtigten mit strafendem Blick auf meinen Kopfputz, ich möge zum Friseur gehen. Ich hatte eigentlich eine softe Variante einer „Robert Smith Gedächtnisfrisur", eine Art Ananasstaude. Danach hatte ich noch einen Undercut (Undercut hieß das früher natürlich nicht. Zum Friseur sagte ich: „Ein koppelbreit überm Ohr abrasiert." Das kannte der noch.). Was mich auch nicht gesellschaftsfähiger machte. Mein Vater musste sich bis zu einem kapitalen Getränkeunfall meinerseits gedulden, um dann selbst die Schere ansetzen zu können. Naja, er war halt kein Coiffeur.

Natürlich versuchten wir, unseren Idolen auch über Frisur und Kleidung nah zu sein. Längst hatte diese Subkultur auch in den Jugendzeitschriften der Bundesrepublik Einzug gehalten. Geschmuggelte Exemplare kursierten natürlich auch in den Kinder- und Jugendzimmern der DDR. Wir versuchten Kleidung zu kopieren, was natürlich nur unzureichend gelang. Es wurde improvisiert und umgefärbt. Aber es gab auch osttypische Besonderheiten. Ein Beispiel war: Anstecknadeln von Lenin und anderen Motiven von Anstecknadeln und Pseudo-Orden, die eigentlich jedem hinterher geschmissen wurden, und jetzt die heruntergelassenen Hosenträger schmückten, natürlich mit augenzwinkernder Ironie.

Am Anfang übte sich die Staatsmacht noch in Restriktion der „dekadent negativen" Jugendkultur. Ich musste mich zum Beispiel damals in Borna, wo ich kurzzeitig wohnte, nach meiner Spätschicht bei einer Polizeistreife, die scheinbar jeden Abend in einer Seitenstraße auf mich wartete, ausweisen. Als es mir irgendwann zu „bunt" wurde und ich einen anderen Weg wählte, sind sie mir mit Blaulicht hinterhergefahren, ziemlich grotesk. Aber irgendwann machte sich bei der Staatsmacht Entspannung breit: „Die tun niemandem weh, die wollen nur traurig sein und den Aufstand maximal andenken. Aber eigentlich haben sie Angst vor körperlicher Gewalt".

Damals kursierten x-mal überspielte Kassetten unserer Helden. Kaum vorstellbar, da man doch heute alles irgendwoher beziehen kann und Musik zum Fast Food verkommen ist. Jeder Titel wurde regelrecht aufgesogen und war Religion. Davon können heute Bands nur träumen. Heute werden sie zuerst mit Superlativen überhäuft und zwei Jahre später finden sie in der Öffentlichkeit nicht mehr statt, führen ein Nischendasein, wenn sie denn eine Nische gefunden haben.

Aber zurück zu The Cure. Das Paradoxe an den Botschaften war, dass sie sich eigentlich nicht als Leitfaden eigneten. Aber man konnte diese Andeutungen zu Metaphern aufplustern und das taten wir auch. Hätte uns ein Jahr vorher jemand gesagt, dass The Cure in der DDR auftreten, hätten wir ihm den Vogel gezeigt. The Cure: Das war zu sehr Underground (zumindest in der DDR). Auf Discos gespielt – geschenkt –, aber dass die Düsternispoeten in der DDR hätten spielen können, unvorstellbar und eigentlich ein Nimbus, dessen wir uns schwer berauben lassen wollten. Aber kurz vor dem Anschluss an die Alt-BRD war alles möglich.
Jedenfalls war es deswegen ein sehr emotionales Ereignis. Jedoch das wäre eine andere Geschichte: Über Skins, die in Bussen vorfuhren, Eintrittspreise, die heute utopisch niedrig klingen, und warum sich nur 11.000 Menschen auf der Festwiese einfanden.

FÜNFTES MITGLIED

Sascha Lange im Gespräch

von Tobias Prüwer

Für die Ostjugend stiftete die Band Depeche Mode ein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl

„Zwischen Schule und Depeche Mode musste ich nicht lang entscheiden", sagt Sascha Lange über seinen Besuch des einzigen DDR-Konzerts der Synthie-Musiker. Das Schulfach Einführung in die sozialistische Produktion schwänzt der damalige Leipziger Zehntklässler für den Gig in Berlin. „Das war dann total surreal in der Werner-Seelenbinder-Halle mit 6.500 Leuten. Alle sahen aus wie Dave und Martin. Dass Depeche Mode gleich auftreten werden, lag jenseits unserer Vorstellung. Bis zuletzt habe ich nicht daran geglaubt. Als der Vorhang fiel, sah man die Gesichter, die man sonst nur von Postern kannte."

Sascha Lange hat die besondere Faszination, die die Engländer unter DDR-Jugendlichen auslöste, selbst erlebt. Und als Historiker ist er später dem Phänomen wissenschaftlich nachgegangen. Zusammen mit Dennis Burmeister, der ein umfangreiches Depeche Mode-Archiv hat, haben sie im Buch „Behind the Wall" zur Fankultur Ost geforscht. Was hat die Band so interessant gemacht, was hat sie ausgelöst bei den Fans? Zunächst: „Die Grenzen sprengende Kraft der Popmusik", wie Lange es nennt. Aber Depeche Mode habe sich von vielen 80er-Bands in einem Punkt unterschieden: „Es war ein Gesamtpaket. Die einzigartige Musik mit den Samples – und poppig. Aber es ging nicht nur ums Hören, es war ein kulturelles Phänomen. Die Band hatte eine Art Gang-Ausstrahlung und animierte so die Jugend, sie nachzumachen. Da boten vier gutaussehende Herren eine Projektionsfläche, vier Charaktere, vier Frisuren." Über das Outfit habe man das Gefühl der Dazugehörigkeit zu dieser Gang ausdrücken wollen. Was besonders im Osten wichtig war, im Westen galten die Fans schon eher als Stinos. „Ich bin das fünfte Mitglied von Depeche Mode", beschreibt Lange das dazugehörige Gefühl.

Viele Band-Klone existierten, aus Cliquen wurden Fanclubs, die sich organisierten. Akteure von damals sind bis heute dabei – wenn auch jenseits des Bandkults. „Das ist Lebensinhalt vieler meiner Generation. Musik war die Message: für ein friedfertiges, freundliches Zusammenleben, international einen Draht miteinander haben", so Lange. Überall habe man sich sofort verstanden, wenn man Fans traf, nach 1989 weltweit. Kommt die Band in die Stadt, ist auch Lange dabei. „Depeche Mode ist ein Jungbrunnen, in den man eintaucht, man ist wieder Teenager." Vielleicht erklärt das, warum im Osten Depeche-Mode-Partys nicht aus der Mode kommen. Es ist wie eine quasireligiöse Messe, auf der man sich selbst und alle anderen feiert.

AUS MITEINANDER EIN „JEDER FÜR SICH“

Stephan Michme im Interview

von Sandra Strauß

Welches Lebensgefühl verbindest du mit dem Aufwachsen in der DDR?
Ich verbinde damit eher ein unbeschwertes, kindliches Wohlgefühl. An Humor, Liebe und Wärme erinnere ich mich. Das hat sicher mit der Art und Weise zu tun, mit der uns meine Eltern durch diese Zeit „gecoacht“ haben. Bestimmte Ratschläge oder Erlebnisse bekamen erst im Nachhinein eine seltsame Bedeutung. Ich war glücklich und sorgenfrei, aber ich war jung und hatte ein Umfeld, das mich beschützt und versorgt hat. Die Familie war über allem und hat alles irgendwie geregelt. Von Bückware-Besorgungen bis zur Glättung von kleinen politischen „Verfehlungen“ – aus damaliger Sicht.

An welche Erfahrungen erinnerst du dich?
Je ein Beispiel. Positiv: Mein Vater legte sich mit dem gesamten Bildungsapparat bis zur mittleren Ebene an, damit ich zum Abitur zugelassen wurde. Als ich den Schriftverkehr nach seinem Tod fand, war ich erschüttert, stolz und sehr berührt. Negativ: Mein Schuldirektor wollte mir das Abitur versauen, weil ihm meine Nase und/oder Frisur nicht gefiel. Ich sah auf dem Kopf aus wie fast jeder Zweite zwischen 1985 und 1990 – irgendwas zwischen Martin Gore, Billy Idol und Robert Smith. Albern, oder?

Wie war es für dich, ein Halstuch oder ein FDJ-Hemd zu tragen und zum Appell anzutreten?
Hat mich nie gestört. Ich kann nicht mal erklären, warum. Ich bin in FDJ-Hemd, Iro und Boots unterwegs gewesen und fand das nicht schlimm. Wenn ich da heute drüber nachdenke: Oh Mann, was für ein groteskes Bild. Gesellschaftlich, emotional und politisch.

Bist du mit der Staatsmacht in Konflikt geraten?
Wir hatten zwischen 1980 und 1985 regelmäßig „entfernte Verwandte“ zu Gast. Immer wenn mein Bruder und ich allein zu Haus waren, immer kurz vor und nach Reisen meiner Großeltern in den Westen. Es war offensichtlich, dass das IM Unsinn war. Meine Eltern haben uns exzellent vorbereitet. „Seid nett, antwortet auf jede Frage mit einer Gegenfrage zu euren Hausaufgaben oder mit Erzählungen von euren Aktivitäten beim Sport oder Ähnliches.“ Sie haben nie gesagt, dass da auch etwas wirklich Schlimmes drohen könnte, nie die Stasi erklärt oder was ein IM ist. Im Nachhinein gleichermaßen clever, aber auch voller Vertrauen in ihre Jungs. Klasse Eltern, Vorbilder.
Um 1988/89 herum wurde ich auch mal wegen meiner Haare und Gesellschaft und der komischen Musik B-52s, Sandow etc. in so einen seltsamen Lada gesperrt und befragt. Aber das wurden zu der Zeit fast alle im Freundeskreis.

Wie haben deine Eltern das Leben in der DDR erlebt?
Sie waren wohl irgendwie zufrieden unzufrieden. Wie wohl die meisten. Mama bei der Post, Papa als Geophysiker. Zweimal Urlaub im Jahr. Im Sommer Ostsee oder ČSSR und im Winter Vogtland. Zwei Söhne, einen Trabant, einige Westverwandtschaft, ne coole Hausgemeinschaft von Parteien, alle mit Kindern, man half sich und lebte mit Mängeln und Einschränkungen und machte es sich wohl irgendwie trotzdem gemütlich. Irgendwie fast klassisch.

Hast du selbst die Planwirtschaft als Mangelwirtschaft für deinen persönlichen Bereich empfunden?
Erlebt hab ich es natürlich, ohne es als etwas Einschränkendes zu erleben. Dass wir freitags ein „Spezialpaket“ beim Fleischer bekamen, weil Mama für die Verkäuferin Westkaffee hatte, habe ich erst relativ spät bemerkt, und hab es dann eben als normal bewertet, weil es ja jeder irgendwie so machte. Wer kein Westzeug hatte, hat eben schwarz gearbeitet oder in seinem Betrieb Dinge mitgehen lassen, um sich am „Tausche Heizung gegen Golf“-Spiel zu beteiligen.
Ich habe mich einmal fürchterlich geschämt, weil mein Westonkel zwei ganze Salamis beim Fleischer kaufen wollte und sich mit der Verkäuferin stritt, als diese ihm erklärte, dass sie nur ne halbe Wurst für jeden abgeben dürfe. Er hat das nicht kapiert und pöbelte rum. Dass er nur mit nem West-Zehner hätte winken müssen, um die halbe Theke zu kaufen, wusste er nicht. Ich auch nicht, denn ich war fünf oder so. Heute alles amüsant zu erzählen – die traurige und unmenschliche Komponente hinter diesem Spiel ist mir jetzt natürlich bewusst.

Meinst du, Zivilcourage kann die Gesellschaft ändern?
Definitiv: JA!

Wie empfandest du bei den Montagsdemos den Übergang von „Wir sind das Volk” zu „Wir sind ein Volk”?
Ich habe da das erste Mal eine Idee davon bekommen, wie nah Schön und Schrecklich sich sein können. Oder besser, wie schnell aus Miteinander ein „Jeder für sich” werden kann und unter Umständen in einem „Alle gegen alle” und „Jeder gegen jeden” endet.

Rechtspopulisten und Wutbürger beanspruchen „Wir sind das Volk“ jetzt für sich. Wie empfindest du das?
Es macht mich sprachlos und mitunter sogar wütend. Aber meistens versuche ich es einfach anders und in meiner Version vorzuleben. Unermüdlich emphatisch optimistisch. Ich glaube fest daran, dass es nur so geht.

Was können wir unseren nächsten Generationen als Erinnerungskultur mit auf den Weg geben?
Empathie, Mut, Menschlichkeit, Optimismus und Liebe sind am Ende stärker als Hass! Allerdings: „Die Revolution ist wie Saturn, sie frisst ihre eigenen Kinder“.

Abb.: Filmstill aus „Leipzig von oben“

DIE KONKURRENZ UNTER DEN VERFOLGERN

Mit Hip-Hop und dem Ghettoblaster über die Mauer

von Prof. Dr. Alfons Kenkmann

Westliche Musik, sei es Rock'n'Roll oder Rock, sei es Punk oder Hip-Hop, übte eine große Anziehungskraft auf DDR-Jugendliche aus. Anders als der Kunsttanz „Lipsi", der von den Jugendlichen verachtet wurde, waren Tausende von DDR-Jugendlichen davon begeistert, was ihnen an Hits und Songs über die Mauer zuschwebte. Der Hip-Hop war das letzte Angebot aus dem westlichen Äther, das im Jahrzehnt vor dem Mauerfall Anklang unter den Jugendlichen in der DDR fand. Welche Erklärungen lassen sich finden?

Hip-Hop bot in der DDR Jugendlichen und Heranwachsenden die Möglichkeit, „sich im, mit und gegen den Sozialismus zu arrangieren", so schreibt es der herausragende Experte der DDR-Hip-Hop-Kultur, Dr. Leonard Schmieding. Erst das Zusammenspiel der einzelnen Elemente der Hip-Hop-Kultur – Breakdance, Graffiti, Rap und DJing – machte die große Anziehungskraft auf Jugendliche in dem letzten Jahrzehnt der SED-Herrschaft aus.

Dass der Breakdance eines der zentralen Momente der Hip-Hop-Kultur in der DDR darstellt, ist sehr gut anhand der Geschichte der in Leipzig zwischen Frühjahr 1985 und Herbst 1989 veranstalteten Breakdance-Workshops und den Breakdance-Inszenierungen der Crew Crazy 7 in Rostock überliefert. Breakdance war das Element des Hip-Hop, das ein Teil der SED-Jugendfunktionäre zu funktionalisieren und in die vorgegebenen sozialistischen Kulturangebote zu integrieren versuchten. Dass durch die Aneignung dieses Hip-Hop-Elementes den Jugendlichen sich ein im Geiste vollzogener Westurlaub eröffnete, vermochten die oft auf Hip-Hop-Jugendliche schon mächtig „alt" daherkommenden (Zum Teil waren sie es ja auch vom Lebensalter her!) SED-Jugendkader jedoch nicht zu erkennen.

Das Hip-Hop-Kernelement Graffiti wurde besonders stilbildend im Kontext der Rostocker Hip-Hop-Clique und seiner Berliner Pendants von Boogie Wave und insbesondere durch die biographische Annäherung an den Dresdner Writer Simo geprägt, der sich in seinen Sprühgemälden auf afroamerikanische Vorbilder aus New York berief, die er selbst leibhaftig nie hatte sehen können.
(Graffiti)-Writer wie Simo verließen bereits mit ihren Graffiti im Geiste die DDR.

Es war Alexander Morawitz alias „TJ Big Blaster Electric Boogie", der die beiden weiteren Zentralelemente des Hip-Hop – Rap und DJing – für andere Jugendliche entfaltete. Durch das Aufgreifen historischer Klänge und Texte und deren immer sich neu gestaltenden Rezeption im DJing und Rap wurden sowohl Formen des subkulturellen Gedächtnisses bedient als auch das Gespräch zwischen den Jugendlichen und den Älteren angeregt.

Junge Menschen in der DDR waren fasziniert von den Bildern, Klängen und Texten afroamerikanischer Musiker, die auf unterschiedlichen Kanälen über den Atlantik fanden. In der spezifischen Aneignung der Kernelemente des Hip-Hop von Breakdance, Graffiti, DJing und Rap durch DDR-Jugendliche formten die Jugendlichen ein besonderes Gruppenverständnis: Unter ihnen vollzog sich zwischen Elbe und Oder „eine imaginäre Republikflucht" (Leonard Schmieding), sie machten sich gedanklich „rüber".

Anders als die Jugendlichen vermochten FDJ, SED, Stasi und Volkspolizei den Hip-Hop nicht in seiner ausstrahlenden Wirkung zu begreifen. Überwog beim Breakdance noch der Versuch der Vereinnahmung von oben, löste das Graffiti zumeist die gesamte Bandbreite an Kontroll-, Überwachungs- und Strafmaßnahmen aus; das Graffiti machte es möglich, die Hip-Hop-Jugendlichen als „negativ-dekadent" einzuordnen und zu stigmatisieren; ihrem Tun nachzugehen und sie zu verfolgen. Die Angehörigen des MfS und der Volkspolizei fanden nicht nur keinen Zugang zur Zeichensprache der Jugendlichen; ebenso führte die Konkurrenz unter den Verfolgern zu Abstimmungs- und Kommunikationsproblemen. Diese Freiräume wussten die Hip-Hop-Jugendlichen wiederum für sich zu nutzen. Sie und ihre Kultur sind Zeugnis für den bereits unter DDR-Jugendlichen in den 80er Jahren eingesetzten Prozess der Amerikanisierung, gegen den Polizei, Stasi sowie SED- und FDJ-Funktionäre kein Gegenmittel mehr fanden.

Die Begegnung von Jugendlichen heute mit dem Hip-Hop ostdeutscher Prägung kann etwas sehr Nachhaltiges auslösen: Sie – mit Robert Pogue Harrison – „zu Erben, nicht zu Waisen der Geschichte zu machen. Erben verjüng[t]en die Vergangenheit, indem sie deren Vermächtnis schöpferisch erneuer[t]n. Waisen hingegen [bezögen] ... sich, wenn überhaupt, auf die Vergangenheit [der DDR] wie auf einen fremden, unnahbaren Kontinent."

Letztere würden in die Zukunft laufen, ohne für sich selbst Anregungen aus den Erfahrungen ihrer Hip-Hop-Vorgänger genutzt zu haben.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer"

„WIR WAREN EBEN DIE KANARIS“

Mike Dietrich über Hip-Hop in der DDR

Interview von Sandra Strauß

DJ, Produzent und Musiker Mike Dietrich, den meisten bekannt als Opossum, war in den 80er Jahren in der DDR Tänzer, Breakdancer, Scratcher und Hip-Hop-Aktivist der ersten Stunde.
Kurz vor dem Mauerfall gründete er in Leipzig das Projekt B-Side The Norm und konnte damit große Erfolge feiern. Seit vielen Jahren arbeitet er als Produzent und Komponist für Hip-Hop- und Soulkünstler aus ganz Deutschland und international.

Der US-amerikanische Hip-Hop-Film „Beat Street“ von Regisseur Stan Lathan und Produzent Harry Bellafonte, der 1985 auch die ostdeutschen Kinos erobern durfte, war für viele DDR-Jugendliche der Auslöser, sich mit Breakdance, Hip-Hop und Graffiti zu beschäftigen. War es bei dir genauso? Oder was hat dich dazu geführt, mit Hip-Hop zu beginnen?
1982, mit zwölf Jahren, habe ich angefangen zu tanzen, und hatte meine ersten öffentlichen Auftritte bei Schuldiscos. Der Klassiker eben.
Mein Einstieg, Breakdance zu machen, war die Joachim-Fuchsberger-Sendung am Samstagabend in der ARD, in der das erste Mal die New York City Breakers vorgestellt wurden. Ich probte vor der Anbauwand meiner Mutter im Wohnzimmer.
„Beat Street” war für mich dafür dann noch mal eine Verfeinerung und Anleitung. In eineinhalb Stunden wurde uns im Kino gezeigt, was wir vorher noch nicht gesehen hatten. Wenn ich zurückdenke, glaube ich, dass ich mir den Film so ca. 30 Mal angesehen habe.
Vier Jahre später hatte ich dann meine erste Einstufung als Tänzer und Breakdancer in der DDR und wir erhielten „Oberstufe mit Auszeichnung“. Das war die höchste Amateur-Einstufung, die es gab, und so durften wir an den Wochenenden dann auch offiziell Geld verdienen und auftreten.

Man benötigte auch als Tänzer eine Einstufung?
Ja. Jeder, der aufgetreten ist, benötigte eine Einstufung.
Unsere Einstufung „Oberstufe mit Auszeichnung“ ermöglichte uns bspw. auch, dass wir Proberäume hatten. Wir probten in einem Ballettsaal und konnten üben.

Du warst nicht nur Tänzer, sondern auch Scratcher und DJ und du hattest deine Band B-Side The Norm …
Parallel zum Tanzen begann ich ab 1985, eigene Loops zu bauen und meine eigenen kleinen Mixe zu machen. Dafür habe ich mir meinen Plattenspieler umgebaut – mein Unterbrecher war ein Lichtschalter, mein Mischpult war ein Mono-Mischpult und ich habe mit Tonband-Geräten gearbeitet. Das ging nur so, weil es in der DDR überhaupt keine Chance gab, an Equipment ranzukommen. Das war auch der Grund, dass der Tanz erst einmal wichtiger war.
Als es dann mit dem Mauerfall die Möglichkeit gab, sich etwas Technik zu kaufen – also meine Kumpels kauften sich Autos, ich kaufte mir zwei Plattenspieler –, ging es dann mit Musikmachen richtig los. Der erste Sampler entstand. Der erste Computer war vorhanden, mit dem man schon mal Loops machen konnte. Das war so ziemlich mein Einstieg.

Abb.: Leipziger Mädlerpassage mit Blick zum Glockenspiel

Wie gestaltete sich dein künstlerisches und musikalisches Leben in der Zeit von 1985 bis 1990?

Wie schon erwähnt, hat bei mir „ganz klassisch" alles mit der Schuldiskothek seinen Anfang genommen: „Na, Mike, kannste nicht mal tanzen? Los, komm! Nun mach doch mal, trau dich!"

Zu der Zeit gab es kein Internet. Wir hatten nicht mal ein Festnetz-Telefon.

In der Leipziger Innenstadt gab es ein paar Spots, an denen sich immer Breakdancer getroffen haben. Das war unter anderem unter dem Glockenspiel in der Mädlerpassage. Ansonsten konnte man, wenn man ein paar Stunden durch die Stadt gezogen ist und rumgeillert hat, auch mal einen Breakdancer treffen. Einer hatte auch immer mal einen Kassettenrecorder dabei. Das war unser Netzwerk. Dann musste man sich eben verabreden, um sich wieder treffen zu können und Gleichgesinnte zu finden. Oder man musste einfach auf gut Glück in die Stadt fahren, so wie ich es sehr oft gemacht habe.

Unsere Treffen waren nicht gern gesehen. Des Öfteren kam es dann auch immer Mal zu einem kleinen Rauswurf aus der Passage durch Streifenpolizisten, die das nicht so cool fanden.

Die Hip-Hop- und Breakdance-Szene war schon eine sehr, sehr kleine Gruppe, vielleicht vergleichbar mit den Punkis, die in der Stadt abhingen und ihre Treffpunkte hatten.

In der Szene sprach es sich rum, ich hatte Talent und so bin ich dann auch zu meiner ersten Tanzgruppe gekommen, die Big City Breakers in Leipzig. Mit ihnen bin ich drei Jahre lang unterwegs gewesen. Wir hatten jedes Wochenende in der ganzen DDR Auftritte, gelegentlich auch Mal im Ausland.

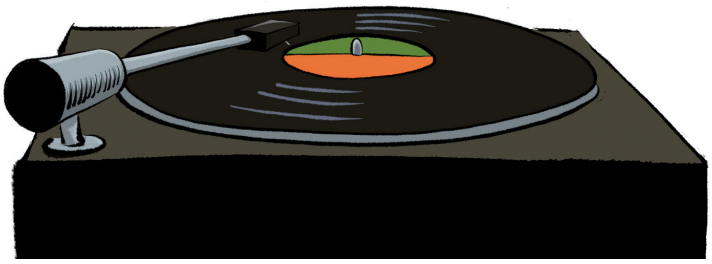
Weil für mich Musik und Tanz zusammengehören, und es später dann auch die Möglichkeit gab, eigene Musik zu produzieren, kamen so meine ersten Mix-Tapes in Umlauf. 1988/89 entstand dann auch meine erste Band B-Side The Norm, gerade so in der Wendezeit haben wir uns gefunden.

Wie war dein Lebensgefühl als Tänzer, Breakdancer und Hip-Hopper in der DDR?

Irgendwie waren wir sowieso die Kanaris, weil Rap-Musik bis dahin überhaupt nicht als Musik wahrgenommen wurde. Für den Zuhörer muss das damals irgendwie auch merkwürdig gewesen sein. Es waren Loops, die sich immer wiederholten. Es wurde nicht gesungen, sondern gesprochen und gereimt. Heute schwer vorstellbar. Doch damals – wenn man sich Songs wie „Public Enemy No. 1" mit immer aufsteigendem Ton und als Loop anhörte – war es für die Leute schon irritierend und sie empfanden das auch gar nicht als Musik. Vielleicht vergleichbar mit den Einstürzenden Neubauten – so kann ich es mir nur erklären.

Wir haben nächtelang am Kassettenrecorder gesessen und versucht, irgendwo mal ein Fitzel Musik mitzuschneiden. Und wir waren heilfroh, wenn wir Mal zwei bis drei Minuten Musik und Hip-Hop-Tracks hatten.

Das war so ein vorherrschendes Lebensgefühl: Im öffentlichen Raum ein Basecap zu tragen, eine Sonnenbrille und bemalte Klamotten ... Das war für den normalen DDR-Bürger alles „strange". Sie wussten gar nicht, wohin sie uns stecken sollten. In den Stasi-Unterlagen steht dann eben auch Breakdance falsch geschrieben. Sie wussten überhaupt nicht, was wir sind. Das war zum Teil eben auch das Glück, weil man uns dadurch nicht so richtig wie die Punkis in eine politische Ecke packen konnte. Zumal Harry Belafonte bekennender Freund der DDR und gleichzeitig der Produzent von „Beat Street" war. Damit kamen sie überhaupt nicht mehr klar. Dadurch fristeten wir so ein kleines Randdasein, das geduldet, jedoch auch beobachtet wurde.



Inwiefern wurdet ihr von der Stasi beobachtet?

Wir wurden nicht so kontrolliert wie die Punks. Wir hatten zum Teil auch Auslands- und Fernsehauftritte. Da war klar, dass wir alle durchleuchtet wurden.

Durch Leonard Schmieding hat sich das dann später auch so ein bisschen gezeigt, dass sie uns schon immer sehr auf die Finger geschaut und uns beobachtet haben. Das war jedoch nicht vergleichbar mit den Repressalien, die bspw. die Punks aushalten mussten. Das kann man nicht miteinander vergleichen. Aber die Stasi war bei uns – wie im gesamten Kulturbetrieb sowieso – immer da, und bevor du in irgendeine Fernsehsendung kamst, haben sie dich natürlich drei Mal durchleuchtet. Das war ja völlig logisch.

Wie ist dein Leben nach dem Mauerfall verlaufen?

In den Umbruchsjahren, also von 1989 bis 1991, war musikalisch im Hip-Hop total viel los und in der Musik kamen viele Strömungen auf. Wir konnten endlich nach Berlin fahren und uns Platten kaufen. Und ich habe dort meine ganze Kohle hingebracht. Auf der einen Seite war es nachvollziehbar schon das Schlaraffenland, weil man viele Platten kaufen konnte – und ich kaufte mir jeden Monat Platten in Berlin.

Damit konnte ich als DJ – ich hatte gerade angefangen und war als Musikmacher noch nicht so etabliert – natürlich aus den Vollen schöpfen und hier in den Clubs schon ziemlich up-to-date auflegen. Und ich habe lange als DJ aufgelegt. Bis dann irgendwann der Punkt gekommen ist, dass man – wie im Sport – den Staffelstab an die Jüngeren weitergibt, auch weil man im „hohen" Alter nicht mehr zwingend die ganze Nacht im Club stehen muss.

Aus all dem entstanden dann weitere Zusammenarbeiten und ich produzierte Musik wie für das Leipziger Ballett, bei dem dann wieder 30 internationale Tänzer zu meiner Musik tanzten ...

Das ist so der große Kreis, der sich schließt.

Abb. oben: Ausschnitt aus einer Karikatur 2018,
unten: Propdesign für „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 1: „Melodie & Rhythmus"

MUCKEFUCK

Liedtext

von Schwarwel

Muck! Muck! Muckefuck!
Muck! Muck! Muckefuck!
Muck! Muck! Muckefuck!
Muck! Muck! MuckefAck!

Keine Apfelsinen, keine Bananen
Keine bunten Smarties – Nur ein Meer aus roten Fahnen
Keinerlei Fleisch- und keine Wurstwaren
Dienstag kommt Kohle – Trotzdem Energie sparen!

Oh, Baby
Muck! Muck! Muckefuck!
Mangelwirtschaft macht jetzt Druck
Mehr! Mehr! hatten wir nich –
Bückware für die Täter am Schreibtisch

Keine Weintrauben und kein Bohnenkaffee
Keine Stone-washed (Jeans!) und im Sommer kein Schnee
Nichts zu verkaufen – Keine Plauener Spitze
Kein Massenkonsum hier – Nur leise Stasi-Witze

Oh, Baby
Muck! Muck! Muckefuck!
Mangelwirtschaft macht jetzt Druck
Mehr! Mehr! hatten wir nich –
Bückware für die Täter am Schreibtisch

Wir wollen konsumieren / Bis wir daran krepieren
Die im Westen haben alles / Sogar „Denver-Clan“ und „Dallas“
Unsre Oma La Paloma / Hat das Westkaffee-Aroma
Jeder kriegt ne halbe Tasse / Hoch die Arbeiterklasse!

Muck! Muck! Muckefuck!
Mangelwirtschaft sorgt für den Ruck
Mir! Mir! Hatten doch nüscht –
Der Letzte lösche bitte das Licht!

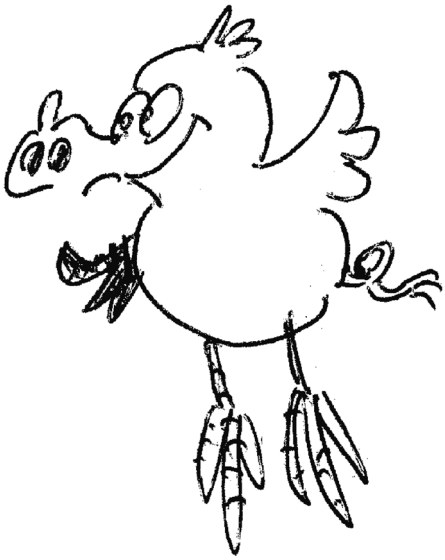
Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/muckefuck

Abb.: Moodboard für „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 2: „Muckefuck“

EIN KÄFIGVOGEL TRÄUMT VON FREIHEIT …

… ein Schweinevogel fliegt

von Schwarwel



Bereits mit zwölf Jahren wusste ich, dass ich Comiczeichner werden wollte. Dass es in der DDR diesen Beruf nicht gab, weil Comics als westlich-kapitalistische Unkultur, als „Schund und Schmutz" verdammt wurden, interessierte mich dabei nicht. Um mein Vorhaben zu zementieren, legte ich mir schon mal einen Künstlernamen zu: Schwarwel. Natürlich in Anlehnung an Marvel, diesen Verlag aus dem tiefsten Herzen des Kapitalismus, der die Abenteuer meiner größten Comichelden in die Welt brachte.

Diese Helden hießen Hulk, Spiderman, Wolverine und Ben Grimm (Das Ding!). Daneben gab es für mich noch Nichtmarvelhelden wie Asterix, Swamp Thing, Clever & Smart, Popeye und das Marsupilami. Was meine Marvelhelden und meine Nichtmarvelhelden jedoch alle gemeinsam hatten, war: Sie kamen nicht von hier.
Um ihre Abenteuer hautnah miterleben zu können, musste ich mich also vorher selbst wie Indiana Jones (auch nicht von hier) auf gewagte Entdeckungsreisen begeben, um jeden Winkel meiner Republik zu durchforsten auf der Suche nach den Heften, in denen meine Helden mit ihren Abenteuern auf mich warteten.

Hatte ich erstmal erfahren, dass es jemanden gab, der im Besitz eines solchen Heftes (oder gar eines ganzen Stapels davon) war, war mir kein Weg zu weit und kein Berg zu hoch, um dieses Objekt meiner Begierde irgendwie in meinen Besitz zu bringen – oder wenigstens in meine temporäre Obhut, wenn sich an den Besitzverhältnissen rein gar nichts drehen lassen wollte. Ich borgte, gaubelte, flehte, tauschte, diskutierte, verhandelte und nachverhandelte mit Hinz und Kunz und Groß und Klein, um mir auf diese Weise einen Schatz zusammenzutragen, über den selbst Smaug (ebenso nicht von hier) gestaunt hätte. Als die DDR am Ende war, hatte ich etwas über 500 Westcomics in meinem Wandschrank angehäuft – die von Schuldirektoren und systemtreuen Freundesvätern beschlagnahmten Hefte nicht eingerechnet.

Diese Art der Beschaffung steigerte für mich sowohl den ideellen Wert eines jeden dieser Comics, ihrer Figuren und deren Abenteuer ins beinah Unermessliche als auch den unvergleichlichen Genuss, wenn ich mich schließlich nach der Schatzsuche zufrieden in mein Bett lümmelte, um die zumeist schon ziemlich ramponierten, zerlesenen Seiten bewusst gaaanz langsam in mich aufzusaugen: das angegilbte Papier, der Geruch nach Druckerschwärze, die Geschichten, die immer noch mehr verhießen, wenn Stan Lee am Ende einen seiner mysteriösen Cliffhanger unter das letzte Panel quetschte: „Und das ist der Titel der nächsten spannenden Story von Hulk: Der Terror der Krötenmonster! Eine Story aus dem Weltraum, die selbst den abgebrühtesten Leser aus dem Sessel reißt! Wetten?" („Der unglaubliche Hulk" Nr. 1)

Natürlich las ich auch die Bildergeschichten, die mich mein sozialistisches Vaterland eben als Ersatzdroge für den echten Rausch überwacht, zensiert und glattgebügelt lesen ließ: Digedags, Abrafaxe, Karl Gabel, Fix & Fax und die Matufflis, hehre Partisanengeschichten in der „Trommel", Otto & Alwin in der „Frösi" … Aber irgendwie war das alles für mich wie ein paar Jahre später ein Ostmetalkonzert von MCB in einem Bitterfelder Betriebsspeiseraum, nachdem ich mich vorher mit Motörheads „No Sleep 'til Hammersmith" zu Hause warmgerockt hatte: Methadon statt Heroin.

Das möge bitte nicht als Rant gegen die Bildergeschichten des damaligen Ostens verstanden werden – ich liebe die Matufflis! Sie haben bei mir aber nie diesen

Abb.: Eine der ersten Schweinevogel-Zeichnungen von 1987

tiefen, wirklich einschneidenden Eindruck hinterlassen wie Bruce Banner, als ihn die Gammastrahlen dazu verdammten, auf ewig zu einem grünen, drei Meter großen Ungetüm zu mutieren, sobald ihm etwas sauer aufstieß. Dass Russen und Sowjets bei den Hulk-Schöpfern nicht gerade als Sympathieträger fungierten, sondern ganz eindeutig „der Feind" waren, fiel mir dabei mit zwölf schon auf – die DDR-Sozialisation hatte auch bei mir ihren Bärendienst getan.

Um selbst Comiczeichner zu werden, reichte es jedoch nicht aus, sich einen coolen Namen zuzulegen und Comics einfach nur zu lesen – man musste sie sich auch selbst ausdenken und zeichnen.
Da meine Eltern die natürliche Neigung von Kleinkindern zum Zeichnen, Malen und Sich-Ausdrücken bei mir immer weiter gestützt und gefördert hatten statt mich irgendwann vor dem Fernseher abzusetzen, damit ich Ruhe gebe, stellte ich bereits in der zweiten Klasse meine ersten Daumenkinos her – nach dem Vorbild der Bazooka-Kaugummi-Daumenkinos mit dem pinkfarbenen Bären (nicht von hier). Ab der Dritten bastelte ich mir dicke Hefte mit meinen ersten eigenen Comichelden: Mit schwarzem Kuli zeichnete ich Bild für Bild Rudolf Roller (einem Kreis mit einer Art Krikelkrakel-Afro obendrauf, Grinsegesicht und Strich-Gliedmaßen) und als seinen Sidekick so einen Typen, der wie eine Banane aussah, um damit möglichst viele Seiten wie ein richtiges, echtes Westcomic zu füllen, das ich dann mit dem Locher und Geschenk-Schleifenband zusammenfriemelte. Aber ich glaube, ihre Abenteuer waren auch genau das: ziemlich Banane.

Die Geschichten meiner ersten Helden speisten sich aus dem, was ich selbst wie ein Schwamm aufsog und einfach repetierte: Piratenschlachten (Errol Flynn als Captain Blood, nicht von hier), Weltraumschlachten (Luke Skywalker und Han Solo, nicht von hier), Degengefechte mit Zorro (Alain Delon, nicht von hier), Verfolgungsjagden mit Fantomas (Jean Marais, nicht von hier) ... Nicht falsch verstehen: „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel" ist wunderschön, aber gekickt hats mich nicht.

Heute speisen sich meine Geschichten aus dem, was ich selbst erlebe und um mich herum wahrnehme. Dabei geholfen hat mir Schweinevogel, der 1987 in mein Leben trat, ungefähr zeitgleich mit meiner Entdeckung einer neuen Comicwelt: Undergroundcomics, wo Typen wie Robert Crumb oder Gilbert Shelton sich selbst oder ihre Alter Egos als Antihelden zeigten: zweifelnd, schwach, unbeherrscht, orientierungslos, chaotisch und neurotisch. Die fühlten sich wie ich! Sowas wollte ich auch!
Damit man etwas Derartiges jedoch erzählen kann, muss man es erstmal selbst erlebt haben. Ich meine: so richtig. Insofern schwang Schweinevogel von Anfang an erstmal ambivalent zwischen epischen Weltraumschlachten und aufreibender Selbstreflexion hin und her, ohne dass ich ihn wirklich greifen konnte. Geht mir teilweise heute noch so, auch wenn wir uns jetzt schon seit 32 Jahren kennen ...

An Schweinevogel arbeitete ich mich ab, während ich die letzten Zuckungen der DDR erlebte, die Friedliche Revolution und den Mauerfall, die Eingliederung in eine für mich völlig neue, teilweise vollkommen absurde Gesellschaftsform und mein fortbestehendes Hadern mit ihr, weil das Scheißefinden eines überholten Unrechtsstaates wie der DDR (Schwarz) nicht automatisch heißt, dass ich die Bundesrepublik (Weiß) in ihrer Gänze als einen Sonnenstaat wahrnehmen muss (auch wenn mir die Gesetzgebung dieses Landes derartige laute Überlegungen überhaupt erst ermöglicht) ...

Doch so richtig in Form gießen konnte ich diese ganzen Eindrücke und Gefühle mit Schweinevogel erst, als ich nach Beerdigung unseres Comicverlages EEE irgendwann in den Nullerjahren endlich die fixe Idee fahren ließ, mit ihm reich und berühmt werden zu müssen, weil er das ganz offensichtlich gar nicht wollte. Das war sehr befreiend für uns beide, und Schwei-Schwei konnte seitdem ganz lässig in seinen eigenen Trickfilmen mitspielen, sich in seinen Comicstrips über Wutbürger und Klimaleugner auslassen oder auf Plakaten die Vorzüge freier Wahlen preisen – grad so, wie es ihm beliebt: ohne misstrauisches Beäugen oder Zensur durch die Partei und ihre Büttel, aber auch ohne den mörderischen Leistungsdruck der freien Marktwirtschaft, da Schweinevogel sich standhaft jedweder Vermarktung erwehrt und deshalb seitdem einfach immer mit dabei ist, weil er zur Familie gehört.

Wenn ich heute Bock auf Comics habe, fahre ich einfach in Sebastians Comicladen in der Riemannstraße, ziehe mir aus den übervollen Regalen, was immer ich gerade lesen will, und Sebastian schickt mir die Rechnung per Mail ins Studio. Und das Beste: Schweinevogel steht dort auch irgendwo rum, als ein richtiges, fettes Comic.

Abb. oben: Moodboard für „Leipzig von oben",
unten: Filmstill aus „Schweinevogel – Es lebe der Fortschritt!"

ZEICHNER ZUM DIKTAT

Waren Karikaturisten in der DDR subtiler?

von Andreas Platthaus

Am 7. Oktober 1989 wurde die DDR 40 Jahre alt und hatte je nach Blickwinkel noch knapp ein weiteres Jahr oder 33 Tage vor sich. Denn mit dem Mauerfall vom 9. November jenes Jahres war ihr Ende besiegelt, das offiziell aber erst am 3. Oktober 1990 mit dem Beitritt zur Bundesrepublik Deutschland erfolgte. Und mit dem Mauerfall kam auch die publizistische Freiheit: Die 40 Jahre lang gegängelten Journalisten waren nicht mehr von Vor- und Nachzensur bedroht. Wenn sie etwas nicht beschreiben oder kommentieren wollten, dann war das fortan ihre eigene Sache. Bloße Planerfüllung in ideologischer Sicht war plötzlich nicht mehr staatlich zwingend. Das war auch eine Herausforderung.

Einen Vorgeschmack auf diese Freiheit bekam Barbara Henniger ausgerechnet am Republikgeburtstag des 7. Oktober 1990. Da saß die damals 50-jährige Karikaturistin des Ost-Berliner Satiremagazins „Eulenspiegel" über einer Zeichnung, die eigentlich für diesen Tag gedacht war, aber in der DDR gar nicht hätte erscheinen können: eine Jahrmarktszene mit einem Kinderkarussell, das mit lauter dunklen Limousinen bestückt ist, von jenem Typ, den die Staatsspitze benutzte. Naturgemäß fahren sie auf dem Karussell immer nur in eine Richtung, in diesem Fall gegen den Uhrzeigersinn. Dazu ist die Konstruktion mit Stacheldraht bewehrt und umringt von einer Handvoll müder Menschen mit roten Fähnchen in den Händen. Eine bösere Karikatur auf die großangelegten Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag ließ sich kaum denken. Aber besonders interessant wird diese damals nicht publizierte Zeichnung durch den Vermerk, den Barbara Henniger selbst unter das unfertige Blatt setzte: „Abgebrochen am 7.10.1989!" An diesem Tag hatte es in Ost-Berlin nicht nur prächtige Aufmärsche gegeben, sondern auch kleine oppositionelle Demonstrationen, die teilweise gewaltsam aufgelöst wurden und für einige Teilnehmer im Gefängnis endeten. Ähnliches spielte sich in Arnstadt, Dresden, Ilmenau, Jena, Karl-Marx-Stadt, Leipzig, Magdeburg, Plauen und Potsdam ab. Diese sich überschlagenden und sich widersprechenden Ereignisse vermochte auch eine Könnerin wie Barbara Henniger nicht mehr auf eine Karikatur zu bringen. Die Geschichte hatte das Blatt mit den Karussell-Limousinen überholt.

Ich traf die große Dame der DDR-Karikatur erstmals 25 Jahre später in Bremen, als sie längst zu einer großen Dame der gesamtdeutschen Karikatur geworden war. In einem Hotel der Hansestadt wurde eine Ausstellung mit Karikaturen aus der Wendezeit 1989/90 eröffnet, und dazu gab es ein öffentliches Gespräch, an dem auch Barbara Henniger und ich teilnahmen. Sie sagte damals etwas, das ich schon häufiger von anderen gehört oder gelesen hatte: Dass es ein Gutes für die Karikatur an Diktaturen gebe, nämlich den Zwang für die Zeichner, besonders subtil zu sein, um ungewollte politische Botschaften an der Zensur vorbei unter die Leute bringen zu können. Der „Eulenspiegel", für den Barbara Henniger vor allem zeichnete, unterlag als eines der wenigen Blätter in der DDR sogar der Vorzensur, also einer Kontrolle durch die Behörden schon vor der Drucklegung, so dass etwas Missliebiges noch rechtzeitig ausgetauscht werden konnte (normalerweise wurden Presseorgane in der DDR erst nach Erscheinen begutachtet und dann gegebenenfalls bestraft, wenn sie gegen die Vorgaben verstoßen hatten). Dass es trotzdem nicht nur Barbara Henniger immer wieder gelang, regimekritische Karikaturen an den Zensoren vorbeizubringen, beweist, dass man tatsächlich durch geistreiche Verschlüsselung die Kontrolle aushebeln konnte – sehr zur Freude eines Publikums, das den „Eulenspiegel" nicht so zahlreich gekauft hätte, wenn darin nur über Propaganda hätte gelacht werden können.

Karikaturen aus der DDR sind aber auch dann ein interessantes Feld, wenn sie allein im Dienste der herrschenden Ideologie standen, und das taten die meisten, denn man riskierte mit Kritik am Staatssozialismus die Weiterarbeit in diesem Beruf. Angepasste Zeichnungen geben heute anschaulicher als viele unmittelbare Quellen Auskunft über Kontinuitäten und Wandlungen der Zensurvorgaben, und nirgendwo lässt sich das besser besichtigen als am Beispiel des großen Bestands an DDR-Karikaturen, den das Zeitgeschichtliche Forum in Leipzig aufbewahrt. Einige daraus sind in der dortigen Dauerausstellung zu sehen, aber es gab auch große Sonderpräsentationen, und man darf hoffen, dass es so weiter geht, denn für ehemalige oder auch erstmalige Betrachter wird damit nicht nur die Vergangenheit wieder lebendig, sondern sie schulen auch den eigenen Blick, weil die ideologisch gefangenen von den geistig freien Karikaturen unterschieden werden wollen. Manchmal, auch im Falle von Barbara Henniger, stammen Beispiele für beide Typen sogar von derselben Hand, und dann muss man sich seinen Reim darauf machen, mit was man es da zu tun hat: einem Ausrutscher in die Freiheit oder einer notwendigen Maskierung ebendieser.

Bei Barbara Henniger ist beides der Fall. Sie macht keinen Hehl daraus, dass sie noch eine linientreue Karikaturistin war, als sie sich 1967 entschied, vom schreibenden zum zeichnenden Journalismus überzuwechseln. Doch in den Jahrzehnten danach wurde sie zu einer der kritischsten Kommentatorinnen in der DDR, und in der Bundesrepublik ruhte sie sich darauf nicht aus. In einem Punkt wurden wir uns in Bremen rasch einig und sind es bis heute: Der mögliche Zugewinn an Subtilität ist kein Argument für eine Diktatur. Wohl aber eines für die Karikatur auch in schwieriger Lage.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 8: „Himmlischer Frieden"

ZWISCHEN DEN ZEILEN LESEN

Hohe Erwartungen an Satire und Humor

von Andreas Nicolai

Die Wochenzeitschrift für Satire und Humor „Eulenspiegel" spielte eine wichtige Rolle in der Presselandschaft der ehemaligen DDR. Die Auflage von 500.000 Exemplaren, ab den 70er Jahren, wurde nur durch die damalige SED- Regierung und ihr Papierkontingent begrenzt. Die Nachfrage war wesentlich höher und die Leserschaft genauso, denn die „Eule" wurde auch weitergereicht.

Es gab ein großes Bedürfnis bei den DDR-Bürgern, etwas von der real-sozialistischen Wirklichkeit und den alltäglichen Problemen gezeichnet und gedruckt wiederzufinden. In der gleichgeschalteten DDR-Presse und -Medienwelt bekamen sie davon nur wenig geboten. Man hatte auch gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen, nach versteckten Anspielungen zu suchen. Die Erwartungshaltung gegenüber Satire und Humor im Allgemeinen war immens.

Offene Kritik an der Gesellschaftsordnung, am Staat und der Partei waren auch für die Karikatur nicht möglich, sollte diese gedruckt werden. Aber die zeichnenden Satiriker hatten natürlich den Ehrgeiz, immer wieder ihre Grenzen des Machbaren auszuloten. Der „Eulenspiegel" mit seiner Sonderstellung hatte gewiss eine gewollte Ventilfunktion für den unzufriedenen Bürger. Ebenso musste die SED-Führung Kritik zulassen, wenn sie sich mit der Herausgabe eines Satiremagazins schmücken wollte. Dabei gab es Tabuthemen, auf die die Redakteure regelmäßig hingewiesen wurden. Es herrschte auch das Bestreben, Missstände am negativen Einzelbeispiel festzumachen. So sollten Rückschlüsse auf Fehler im System verhindert werden. Die Erziehung der Kritikwürdigen zu „allseits entwickelten sozialistischen Persönlichkeiten" stand im Mittelpunkt der Bemühungen der Partei und dem, was sie gern als Satire gehabt hätte.
Dennoch mangelte es nicht an Themen für eine humorvolle Auseinandersetzung mit den bestehenden Verhältnissen in der sozialistischen Gesellschaft und gekonnter Satire.

Hemmungslose Kapitalismuskritik hingegen war immer und in allen Facetten gern gesehen. Der bittere Beigeschmack für den Leser bestand darin, dass man sich eine ebenso offene Auseinandersetzung mit der eigenen Gesellschaft gewünscht hätte. Aber der gelernte DDR-Bürger war inzwischen resistent und wusste Inhalte schnell zu überblättern, die für ihn nach Propaganda rochen. Schade, denn im Nachhinein stellt man fest, mit welch zum Teil analytischer Schärfe sich der inzwischen herrschende Kapitalismus in den Karikaturen widerspiegelt.

Veröffentlichungsmöglichkeiten für Karikaturen gab es zudem in vielen anderen Zeitschriften der DDR. Karikaturenbände als Buch bei verschiedenen Verlagen waren für Karikaturisten eine weitere Möglichkeit, gedruckt zu werden. Hier konnte man mit Fingerspitzengefühl wesentlich mehr und Schärferes unterbringen, denn aufgrund der langen Vorbereitungszeiten und den relativ niedrigen Auflagen wurden diese von der Partei als weniger gefährlich angesehen.

Eine weitere Form, sein Publikum zu erreichen, bestand in den großen Ausstellungen der Sektionen der Karikaturisten wie der „Karigraphie" in Berlin, dem „Karicartoon" in Leipzig, im „Satiricum" Greiz oder in Personalausstellungen. Als Letztes seien noch die Druckgraphiken verschiedenster Techniken in Eigenregie erwähnt, mit denen die Zeichner*innen ihre Karikaturen „an den Mann brachten".
Ein Fundus, aus dem u. a. auch die Sammlung „Museen für Humor und Satire" der Cartoonlobby-Stiftung schöpft und mit dem man auf einprägsame Weise Zeitgeist und Zeitgeschichte veranschaulichen kann. Über 35.000 Arbeiten von Klassikern der Karikatur dokumentieren inzwischen, wie die Karikaturisten und Bürger ihr Land gesehen haben, aber auch wie der Staat gern gesehen worden wäre. Darüberhinaus gestatten die Karikaturen einen Einblick in ein wichtiges Kapitel der Geschichte deutscher Zeichenkunst.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 8: „Himmlischer Frieden"

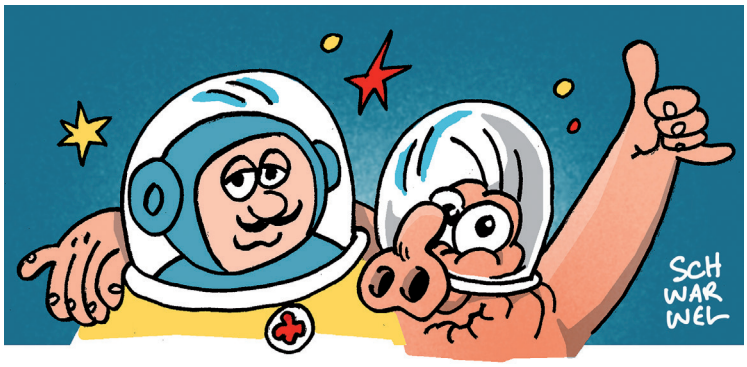
BILDERGESCHICHTEN FÜR DEN WELTFRIEDEN

Comicwüste mit Oasen

von Guido Weißhahn

Wer in der DDR Comicfan oder gar -sammler war, hatte es nicht leicht. Für die einzige richtige Comiczeitschrift, das monatliche „Mosaik" mit den Digedags bzw. ab 1976 mit den Abrafaxen, musste man sich ganz schön ins Zeug legen.

Nach jedem Umzug meiner Eltern ging ich täglich in den nächstgelegenen Zeitungskiosk oder -laden, bis die Verkäuferin mein Gesicht so sicher wiedererkannte, dass sie das Heft an jedem Monatsanfang für mich bereitlegte. Ein Abonnement zu bekommen, war schier unmöglich.
Schwierig wurde es in den Sommerferien, wenn der Erscheinungstag in den Ostseeurlaub fiel. Die Zuteilung von Druckerzeugnissen an die Strandpromenadenkioske schien ein Zufallsgenerator zu erledigen – da wurde es dann halt ein Sammelband mit Maigret-Krimis.



Das eigentliche Problem begann aber nun erst: Wie sollte die entstandene Lücke gefüllt werden?
In den Zeiten von eBay kann man sich kaum noch vorstellen, dass es mal keinen leicht verfügbaren Sekundärmarkt gab. Damals war man auf Kumpels angewiesen, die das fehlende Heft zufällig übrig hatten, oder einen gelegentlichen Flohmarktfund oder Sammlerfreunde mit ähnlichen Interessen.
In der wöchentlich erscheinenden „Trommel" gab es die „Tute" (Trommel-Universal-Tausch-Ecke), aber die Inserenten suchten meist die Hefte 1–100 von Hannes Hegen und boten dafür ihre doppelten Abrafaxe-Ausgaben an, was damals der Inbegriff eines schlechten Deals war. Und zum Sammlermarkt der Erwachsenen, mit auf Endlospapier gedruckten Fantasie-Preislisten, hatte man als Kind keinen Zugang.

Die Chancen auf gute Tauschgeschäfte stiegen ganz erheblich, wenn man im Besitz von Comics aus dem Westen war. Da dieser sogar gesetzlich unter Strafandrohung stand, handelte es sich also um „heiße Ware". Sie war spärlich gesät und man konnte es sich nicht leisten, wählerisch zu sein. Meine Kinderaugen glänzten immer auf gleiche Weise, egal ob meine Cousine vom Westbesuch einen Sammelband mit den ersten drei „Heidi"-Heften bekam (vermutlich aus der Ramschkiste beim Discounter), der Großcousin mir für ein halbes Jahr seine „Asterix"-Sammlung lieh, die ich bis zum Auswendigkönnen las und las, oder der reiseführende Onkel aus Ungarn einen „Paulchen Panther"-Sammelband oder ein „Gespenstergeschichten"-Paperback mitbrachte.
In Ungarn konnte man das eine oder andere am Kiosk für umgerechnet viel Ostmark erwerben und bibbernd am Zoll vorbeischmuggeln, der die Lizenz zum Beschlagnahmen hatte.

In der Schule offen mit Comics zu hantieren, war nicht ungefährlich – je nach Ausmaß der Staatstreue des Lehrers konnte auch da mal eine Konfiszierung erfolgen. Mit einer rühmlichen Ausnahme, in deren Genuss ich im Alter zwischen acht und zwölf ausgiebig kam: der wöchentliche Musikschul-Theorieunterricht. Unter den Gleichaltrigen, die meist aus einem etwas bürgerlicheren Umfeld stammten, gab es auffällig viele Comicinteressierte. Jede Woche wechselten uralte „Mosaik" leihweise oder im Tausch die Hände. Ausgaben von „Primo" tauchten auf, „Zack" mit den Abenteuern der Enterprise oder „Rick Master", die ersten vier „YPS"-Ausgaben und selbst großformatige Karl-May-Bände. Und das ganz öffentlich – auch die intellektuelle Musikschullehrerschaft schien deutlich großzügiger gegenüber der heißen Ware eingestellt zu sein, Zurechtweisungen oder gar Einziehen gab es da nie.
Wehmütig gab man die gelesenen Hefte eine Woche später zurück, ahnend, welche ebenso unglaubliche wie unerreichbare Vielfalt es hinter dem eisernen Vorhang geben musste.

Selbst die befreundeten sozialistischen Nachbarländer Polen und ČSSR hatten eine blühendere Comiclandschaft, mit diversen Kinder- und Jugendzeitschriften, die Comics aus dem westlichen Ausland importierten und auch in viel größerem Umfang der teilweise hochbegabten inländischen Zeichnerszene Raum gaben. In Ungarn hatte sich eine regelrechte Kleinindustrie um den Geschäftsmann Tibor Cs. Horvath entwickelt, der Comics aus seinem Studio an Zeitschriftenredaktionen in ganz Europa vertrieb.

Glücklicherweise schwappte auf diesem Wege einiges zurück in die DDR. Man musste sich zwar ab und an von der Peergroup belächeln lassen, wenn man es nicht erwarten konnte, die „Trommel" in die Hände zu bekommen, denn das Blatt hatte einen erheblichen propagandistischen Anteil. Aber auf Seite 14 gab es seit 1978 einen riesigen farbigen Comic, und die aus Ungarn importierten realistischen Adaptionen von Dumas' „Der Graf von Monte Christo", Mays „Winnetou" oder Vernes „Die geheimnisvolle Insel" stellten alles in den Schatten, was in jener Zeit sonst comicmäßig in der DDR zu finden war.

Angesichts dessen, was es anderswo gab, waren die wenigen Comics jenseits des „Mosaik" nur ein schwacher Trost, aber auch die wurden gekauft und gesammelt – allen voran die dünne Zeitschrift „Atze", die monatlich lustige Mäuseabenteuer mit Fix und Fax neben Abenteuern des fahrenden Gesellen Pat und einer realistisch gezeichneten, auf politische Bildung ausgerichteten langen Titelgeschichte brachte. In den Kinderzeitschriften „Bummi", „ABC-Zeitung", „Frösi", „Trommel" und „Mischa" gehörten Bildergeschichten zum Inhalt. Spannender aber waren die oft langen und grafisch spannenden Comicserien auf den Kinderseiten der Erwachsenenillustrierten, die es jede Woche am Kiosk gab. Aber erstens waren auch diese Bückware und zweitens hätte ihr regelmäßiger Erwerb jedes Taschengeldbudget gesprengt.

So blieben einzelne Folgen der „Matufflis" oder von „Basil im Regenbogenland" sorgfältig gehütete, in Heftchen geklebte Zufallsfunde, verbunden mit der Hoffnung auf eine bessere Comic-Zukunft – die als Nebeneffekt des Mauerfalls tatsächlich eintreten sollte.

Abb.: Erich Schmitts Karl Gabel als Fanart mit Schweinevogel

FILM UND KINO IN DER DDR

Der Einfluss von West-Filmen

von Lars Tunçay

Die Träume der Jugend in Ost und West waren nicht so unterschiedlich, wie man es uns als Heranwachsende immer weismachen wollte. Diesseits und jenseits der Mauer – egal auf welcher Seite man stand – waren sie geprägt vom Kino. Und die Träume liefen in der Traumfabrik vom Band: Hollywood war prägend. Welche Filme die Leinwände erreichten, war im Osten allerdings Sache des DDR-Kulturministeriums.

Seit den frühen 70ern hielt das Hollywoodkino vermehrt Einzug in den Osten. Der extreme Anstieg der Filmimporte war durch die sich abzeichnende Entspannung im Kalten Krieg bedingt. Außerdem verschwanden viele DEFA-Produktionen in der Schublade. Während das Oberhausener Manifest von 1962 im Westen Aufbruchsstimmung verbreitete, war auch im Osten nach dem Mauerbau der Wille zur Veränderung bei vielen Intellektuellen spürbar. Um 1965 entstanden daraus Filme wie „Spur der Steine", „Berlin um die Ecke", „Karla" oder „Jahrgang 45". Doch als sie auf die Leinwand kommen sollten, hatte sich der Wind wieder gedreht. Innerhalb der Staatspartei SED hatte sich die Betonfraktion durchgesetzt. Zwölf DEFA-Filme verschwanden im Tresor.

So kamen vermehrt US-Filme in die Kinos. Die Zeit des politischen Tauwetters spülte die Filme des „New Hollywood" über die Mauer. Die Plots, die Auswüchse politischer Gewalt und gesellschaftliche Probleme thematisierten, passten gut in die staatliche Filmpolitik der DDR. Miloš Forman, der zuvor aufgrund staatlicher Repression in den Folgen des Prager Frühlings in die USA ausgewandert war, hielt mit „Einer flog übers Kuckucksnest" Einzug in die DDR-Kinos. Allerdings wollte das Kulturministerium Jack Nicholsons Aufstand nicht etwa als Kritik an autoritären Systemen verstanden wissen, sondern als kritische Betrachtung imperialistischer, kapitalistischer Systeme.

Im Westen kaum bekannt, aber im Osten für die Jugend damals wichtig, war „Blutige Erdbeeren" nach dem Roman von James Kunen, der die negativen Folgen politischen Protests zeigt. Für die Kids wirkte er besonders durch die Musik prägend für eine ganze Generation. In der RIAS Wunschmusiksendung „Treffpunkt", die auch im Osten Berlins empfangbar war, liefen in der Folge viele Musikwüsche aus der DDR auf. „Und sie sind nur Kinder" („Bless the Beasts and the Children") von Stanley Kramer war ein weiterer Film, der die Jugendlichen der 70er prägte. In einem Jugendferienlager schließen sich die Außenseiterkinder zusammen. Der Protest gegen das vorherrschende System wirkte berechtigt. Nach den Jugendfestspielen von 1973, dem „Woodstock des Ostens", die von der größten Polizeiaktion seit der Niederschlagung des Volksaufstandes im Juni 1953 begleitet wurden, zog die staatliche Kontrolle an.
In den 80er Jahren hielten zunehmend Blockbuster aus den USA Einzug in die DDR-Kinos, auch um die chronisch unterfinanzierte DDR-Filmindustrie mitzutragen. Die politische Vorgabe, nach der 60% der Kinofilme aus sozialistischen und 40% aus nicht-sozialistischen Ländern stammen sollten, wurde aufgeweicht. „Beat Street" wurde zum Kultfilm.
Die BRD lieferte Unterhaltungskino wie „Otto – Der Film". „La Boum – Die Fete" wurde in West und Ost ein Hit bei den Jugendlichen. Die Olsenbande erreichte mit der Synchronisation der DEFA ebenso Kultstatus. Auch die Louis de Funès-Filme bekamen eine neue Synchronisation und andere Titel als im Westen. Sie waren auf beiden Seiten der Mauer gleichermaßen beliebt wie die Belmondo- und Alain Delon-Filme und die Western mit Bud Spencer und Terence Hill. Die DEFA-Produktionen erreichten kaum noch das Publikum, gingen ihre Themen doch meist an der Alltagswirklichkeit der Bürger vorbei.

Allerdings oblag es nach wie vor der Staatsführung, welche Filme die Kinos erreichten. Die Auswahl wirkte oft willkürlich: Steven Spielbergs „E.T." war auch im Osten ein Hit, wenn auch ein verspäteter, kam er doch mit rund sechs Jahre Verzögerung in die Kinos als im Westen. „Star Wars" war dagegen nie zu sehen, ebenso wenig die „Indiana Jones"-Reihe. Zumindest der erste „Star Trek"-Film schaffte es noch in die DDR-Kinos. Dustin Hoffman unterhielt die Massen in „Tootsie", sein „Marathon Man" kam nie in die Kinos. Wim Wenders' „Paris-Texas" und Godards „Außer Atem" waren nur als nichtöffentliche Sondervorführung der Filmklubs in Berlin zu sehen. Das lief nur über Beziehungen. Filmklubs waren für viele Cineasten der Ausweg. Die Kultur- und Informationszentren in Polen, Ungarn und der ČSSR konnten über die Föderation der Filmklubs am nichtkommerziellen Verleih teilnehmen und fast alle gewünschten Filme bekommen. Dort liefen auch die verbotenen tschechischen Filme aus den 60er Jahren.

„Wenn man ein bisschen hinterher war, konnte man schon eine ganze Menge Filme sehen", resümiert Tony Löser. Er arbeitete von 1984 bis 1991 beim DEFA-Studio an verschiedenen Spielfilmen und Kurzfilmen als Kameramann, Regisseur und Autor. Nach dem Mauerfall gründete er die Animationsschmiede Motionworks. Vorbilder, die seine Liebe zum Zeichentrick prägten, waren für ihn die russischen Trickfilme ebenso wie die Märchenwelten von Disney.

KLUB DER INTELLIGENZ

Oberhausener Manifest
Eine am 28. Februar 1962 anlässlich der „8. Westdeutschen Kurzfilmtage" Oberhausen in einer Pressekonferenz von 26 Dok- und Kurzfilmemachern abgegebe Erklärung mit dem Ziel einer Erneuerung der damals als desolat angesehenen westdeutschen Filmproduktion und dem Anspruch der unterzeichnenden Regisseure, einen neuen deutschen Spielfilm zu schaffen. Filmhistoriker sehen dieses Datum zunehmend als die Geburtsstunde des „Jungen deutschen Films" und als den Beginn der gesellschaftspolitischen Trendwende der bundesdeutschen Filmkultur nach dem Zweiten Weltkrieg.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 5: „Mädchen mit dem roten Trainingsanzug"

„DA WAR EINE GROSSE NAIVITÄT DABEI“

Tony Loeser im Interview

von Sandra Strauß

Was hast du für das volkseigene Filmunternehmen der DDR – die Deutsche Film AG oder kurz DEFA – gemacht und wie bist du dazu gekommen?

Bevor ich studiert habe, war ich als Kameraassistent unterwegs. Da habe ich in der Gruppe von Kurt Weiler und Erich Günther von 1974 bis 1980 an Filmen mitgearbeitet, wie „Die Suche nach dem Vogel Turlipan“ von Kurt Weiler oder 1977 an dem Spielfilm „Ein Schneemann für Afrika” von Rolf Losansky. Als Kurt weggegangen ist, arbeiteten wir 1980 mit Lutz Dammbeck an dem Kurz-Animationsfilm „Der Schneider von Ulm“. Die Trickfilme waren alles Vorfilme für das Kino. Dann bin ich 1980 zum Studium an die HFF gegangen und danach war ich beim DEFA-Spielfilmstudio als Kameramann in Babelsberg angestellt.

Im Studium hatte ich 1984 meinen Diplomfilm, einen Animationsfilm aus Knete, erstellt, woraufhin mich das Dresdner Trickfilmstudio als Regisseur nach Dresden holen wollte. Aber ich wollte nicht dorthin, weil Dresden das „Tal der Ahnungslosen“ und man ein bisschen von der Welt und der Kommunikation abgeschnitten war. Also haben wir uns darauf geeinigt, dass ich freiberuflich für Dresden animierte Kurzfilme machen konnte. Ich habe dann drei Filme wie „Der Ring“ nebenbei gemacht, während ich als Trick-Kameramann und Animator für das DEFA-Spielfilmstudio an Spielfilmen wie „Das Schulgespenst“ (1987) oder an „Weiße Wolke Carolin“ als Kameramann für Special Effects gearbeitet habe. Der letzte Film für die DEFA war 1991 „Olle Hexe“. Das waren so die größeren und bekannten Produktionen.

Wie war deine Arbeit als DDR-Filmemacher und warst du dabei Einschränkungen oder Zensur ausgesetzt?

Mir persönlich ging es eigentlich ganz gut, denn ich konnte meine Kurzfilme machen. Aber Anfang der 80er Jahre gab es bspw. einen Kongress der Film- und Fernsehschaffenden in Berlin mit einer Arbeitsgruppe, zu der auch ich als Student hingehen durfte. Dort ist die Regisseurin Helke Misselwitz aufgestanden und hat gesagt, dass der filmische Nachwuchs in der DDR keine Möglichkeit habe, seine Themen umzusetzen.

Auf dem Podium saß Kurt Hager, der im Zentralkomitee der SED für Kultur- und Bildungspolitik zuständig war. Und der sagte: „Naja, dann schreibt mal auf, wo eure Probleme liegen.“

Daraufhin hat sich eine neue Arbeitsgruppe gegründet, bestehend aus Nachwuchs-Filmemachern: junge Leute vom Fernsehen, vom Dokumentarfilmstudio aus Berlin, aus Babelsberg ... Ich glaube, auch vom Trickfilmstudio. Und vom Spielfilmstudio. Da wurde beschlossen, ein Papier für Kurt Hager zu erstellen, in dem vom Volontariat bis zum ersten Film alle Probleme aufgelistet werden sollten, die anstanden. Aus heutiger Sicht war da eine große Naivität dabei, dass wir geglaubt hatten, wenn man offen, ehrlich und transparent mit den Leuten redet, findet auch ein Zugang statt.

Kurz darauf durften die jungen Leute vom Fernsehen nicht mehr an dieser Veranstaltung teilnehmen – es wurde ihnen verboten. Und so konzentrierte es sich nur noch auf den Spiel- und Dokumentarfilm. Wir haben über die Jahre Arbeitsgruppen gebildet und ich war für die Filmhochschule verantwortlich, für die Ausbildungspläne dort.

Jeder sollte ein Papier erarbeiten und diese sollten zusammengetragen und redaktionell bearbeitet werden, um über den Verband Film- und Fernsehschaffender an Kurt Hager übergeben zu werden. Das haben wir über Monate und auch Jahre gemacht. Viele verschiedene Leute, wie die Autorin Elke Schieber oder auch Thomas Wilkening. Jörg Foth und andere haben daran gearbeitet, nicht nur ich allein. Wir hatten dann in der Hochschule ein paar Probleme, weil sie uns den Studienplan nicht aushändigen wollten.

Das haben wir schließlich über Thomas Wilkening organisiert, dessen Vater im Arbeitskreis Hochschule war. Über ihn haben wir den Studienplan bekommen

Abb. oben und unten: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 8: „Himmlischer Frieden“

und dabei festgestellt, dass da eine ganze Reihe Unterrichtsfächer gar nicht stattfanden. Eigentlich verstieß das gegen das Gesetz. Wir hatten mehrere Aussprachen mit dem Rektorat – war alles immer noch recht freundlich. Und wir haben uns auch nicht abbringen lassen, sodass wir dann vier Jahre später zum nächsten Verbandskongress unser Papier fertig hatten, das wir Kurt Hager überreichen hätten können.
Um die ganze Geschichte abzukürzen: Da ist natürlich nichts rausgekommen und die Frustration stieg.

1985 hat Jörg Foth, der als Regisseur und Regieassistent im DEFA-Spielfilmstudio arbeitete, die Leitung unserer Arbeitsgruppe abgegeben und ich habe diese übernommen. Eine unserer größten Forderungen war, dass wir ein eigenes Studio für den Nachwuchs haben wollten, damit die Filme realisiert werden könnten, die uns unter den Nägeln brannten.
Damals im Spielfilmstudio war es so, dass man nicht gleich seinen ersten Film machen konnte. Meistens haben die Jung-Regisseur*innen als Erstes einen Kinderfilm gemacht. Wenn man sich damit bewährt hatte, musste man zwei weitere Filme erstellen. Und wenn die sich dann bewährt haben, erhielt man einen Regievertrag. Das muss man sich so vorstellen: Zwischen 25 und 28 hatte man seinen Hochschulabschluss, dann ein paar Jahre als Regieassistent arbeiten und warten, bevor man den ersten Film machen konnte, wieder ein paar Jahre warten ... Da war man dann schon zwischen 40 und 45 Jahre alt, bevor man seinen ersten Regievertrag erhielt und den ersten Film herstellen konnte, den man sich auch so vorgestellt hat. Das war sehr unbefriedigend. Deshalb haben wir gefordert, wir möchten ein Nachwuchsstudio mit eigenem Budget und eigener Verantwortung. Das hat so nicht wirklich stattgefunden.

Daraufhin hat 1986/87 Drehbuchautor und Regisseur Peter Kahane, der sehr frustriert war ob der Situation, dass er seine Filme auch nicht weiterentwickeln konnte, angefangen, ein Manifest zu schreiben. Er hatte mit „Ete und Ali“ 1985 einen auch kommerziell sehr erfolgreichen Film gemacht, der die Stimmung der Jugendkultur gut wiedergab. Die Filme, die er danach machen wollte, durfte er aber nicht machen. Deshalb hat er seine freie Zeit genutzt und dieses Manifest geschrieben.
Danach haben Helke Misselwitz, Thomas Wilkening, Peter Kahane und ich uns hingesetzt und an diesem Papier gefeilt. Wenn man es heute liest, ist es lächerlich. Damals hat es jedoch eine Menge Wirbel hervorgerufen, weil wir Sätze verwendet haben wie „Wir haben das Gefühl, dass die DDR stagniert und dass es nicht vorangeht“. Das Wort „Stagnation“ war ein Reizwort. Daran haben sich viele aufgehangen, weil in der DDR ja alles nach vorne ging, alles war besser und fortschrittlicher!
Wir mussten dann einzeln beim Ministerium für Kultur antanzen und uns dafür rechtfertigen, wie wir so ein Papier erstellen könnten und wie wir darauf kämen. Ich musste zum Generaldirektor und in die Betriebsparteileitung – und dort das Manifest verlesen. Das war wirklich lustig und heiter, weil man mir dafür das Papier ausgedruckt und die Reizworte unterstrichen hatte. Ich fand das echt albern.

In dieser Parteiorganisation saßen Leute, mit denen man tagtäglich zusammengearbeitet hat und die natürlich auch der DDR-Kulturpolitik kritisch gegenüberstanden. Sie wussten ja, dass ich in ihren Augen kein Dissident war, sondern jemand, der versucht hat, dieses Land zu verbessern, und der zu diesem Land stand. Das war dann echt eine merkwürdige Situation.
Doch das Manifest war nun in der Welt und es wurde 1988 im Vorfeld des Kongresses der Film- und Fernsehschaffenden noch mal diskutiert – und uns wurde mitgeteilt, dass wir das Papier nicht verlesen dürften. Jörg Foth meinte, er verliest es, wenn wir nichts dagegen hätten. Doch wir sagten: „Nein, wir suchen jetzt nicht die Konfrontation, sondern wir werden in den einzelnen Redebeiträgen, die wir haben, unsere Position vortragen.“

Dann kam es eben zu diesem Verbandskongress und das war ein sehr einschneidendes Erlebnis für mich. Da war wieder Kurt Hager dabei. Jemand vom Dokumentarfilmstudio stand auf und sagte, er hätte gehört, dass es ein Manifest von einer Nachwuchsgruppe des Spielfilmstudios gibt und er würde darüber abstimmen wollen, ob wir es verlesen können. Darüber wurde auch abgestimmt, aber es wurde eben nicht wirklich abgestimmt, sondern es wurde gefragt, wer ist dafür, wer dagegen. Und von oben aus dem Präsidium wurde uns dann gesagt, dass die meisten Leute dagegen sind – was sich im Nachhinein als nicht richtig herausstellte. Doch Peter Ulbrich als Vorsitzender hat das Verlesen des Manifests abgelehnt.
Wir haben es daraufhin im Einzelnen vorgetragen und das Papier war auch für alle Leute beim Kongress zugänglich.
Danach war klar, dass es kein Weitergehen gibt, dass es eine große Verarsche ist, dass man uns eigentlich immer nur beschäftigt und gesagt hat: „Ja, schreibt mal was auf. Macht mal was. Ja, wir können miteinander reden.“ Doch das Miteinanderreden führte eben zu nichts.

1988 stand ich vor dem Problem, dass ich nicht mehr wusste, wie man weitermacht. Weil klar war, dass die alte Generation nicht abdankt, den Staffelstab auch nicht weitergibt und wir für die nächsten 10, 20 Jahre nicht die Chance erhalten würden, irgendwie etwas zu tun. In der Zwischenzeit waren auch schon ein paar Leute ausgereist, doch die Bundesrepublik war für mich keine Alternative. Einfach wegbleiben ging auch nicht, weil ich zwei Kinder und eine Familie hatte. Das war eine sehr schwierige Situation.

Komischerweise hat man mich dann fürs DEFA-Trickfilmstudio den Kurz-Animationsfilm „Der Ring“ machen lassen. Das war „Der Ring des Nibelungen“ in acht Minuten und es war eine Abarbeitung der DDR, aber in so einer experimentellen Form. Denn was die DDR dann gemacht hat, war, dass man die Leute nicht mehr eingesperrt oder bedroht hat, sondern man hat versucht, einen Keil reinzutreiben in diese ... Opposition wäre jetzt zuviel gesagt ... in diese Diskussion eben. Zum Beispiel hat man damals Andreas Höntsch, der die Leitung unserer Arbeitsgruppe übernommen hatte, und mir erlaubt, zur Berlinale zu fahren – man hat uns also Westreisen angeboten.
Innerhalb der Arbeitsgruppe haben wir darüber abgestimmt, wer fahren kann. Die Arbeitsgruppe bestand aus 20 bis 25 Leuten und wir haben demokratisch abgestimmt, wer dieses Mal nach Westberlin fährt, was ungewöhnlich war. Und wir haben gesagt, das nächste Mal würden dann andere fahren, damit nicht immer dieselben fahren und keine Neid-Debatte aufkommen kann und dass es immer wieder für andere Leute die Möglichkeit geben sollte, in den Westen zu fahren. Das wurde auch zugelassen, denn seit 1985 war ich ebenso Meisterschüler der Akademie der Künste und wir durften damals mit den Meistern zusammen an Sitzungen teilnehmen. Zwei Mal durften wir das – dann hat man uns wieder ausgeladen.
Das Interessante war, da waren solche Leute wie Ruth Berghaus, Dieter Mann, Erwin Geschonnek, Heiner Carow oder der bekannte Szenenbildner Hirschmeier von der DEFA ... sehr hoch angebundene Leute ... Die haben 1985 in den Pausen schon darüber gesprochen, dass die DDR eigentlich am Ende ist, dass es kein Weiter gibt. Das war offensichtlich vielen Leuten schon 1985 bekannt oder das

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, ...“, rechts Kurt Hager zu seiner Aussage im Stern-Interview vom 9. April 1987: „Würden Sie, nebenbei gesagt, wenn Ihr Nachbar seine Wohnung neu tapeziert, sich verpflichtet fühlen, Ihre Wohnung ebenfalls neu zu tapezieren?“

Gefühl war da. Die Frage war nur, was ist die Alternative, welche Möglichkeiten bestehen? Und dann kam 1989 durch andere und viel jüngere Leute – durch eine klare Opposition, die nicht mehr gewillt war, sich einlullen zu lassen wie wir – die DDR wirklich in Bewegung. Man hat uns dann im Mai 1989 ins Ministerium für Kultur eingeladen, zum Filmminister, und uns die Möglichkeit offeriert, eine eigene Gruppe innerhalb der DEFA zu bilden, die nur aus Nachwuchs bestand, mit einem Budget für zwei bis drei Filme. Plötzlich kam also doch Bewegung rein. Es hat dann noch ein halbes Jahr gedauert und dann gab es die DDR nicht mehr. Kurz vorher hat die Führung noch versucht, Zugeständnisse zu machen. Aber das war dann vorbei und wir waren nicht mehr bereit, mit diesen Leuten zu reden. Im August/September kam das Neue Forum mit dem Aufruf für freie Wahlen und Demokratie. Die Leute haben es vorgelebt und damit kam eine andere Dynamik in das Ganze.

Was aus dieser Nachwuchsgruppe übrig blieb, waren im Prinzip drei Filme: „Herzsprung" von Helke Misselwitz, „Das Land hinter dem Regenbogen" von Herwig Kipping und „Letztes aus der DaDaeR" mit Mensching und Wenzel von Jörg Foth. Das ist aus dem Geld gemacht worden, das der Gruppe zur Verfügung stand.
Und aus dieser Gruppe entstanden dann die Firmen Thomas Wilkening Filmgesellschaft und OSTFILM mit Andrea Hoffmann, die wir 1990 gegründet haben.

Welchen Status hatten Animationsfilme in der DDR?
Die kuriose Situation war, dass die Studios einen Plan hatten und sie mussten soundsoviele Filme im Jahr abliefern. Dafür haben sie das Geld erhalten. Aber das DEFA-Trickfilmstudio konnte seinen Plan selbst nicht erfüllen. D. h. sie brauchten immer Filme, die durch freie Leute gemacht werden mussten. Und das war damals die große Chance für Lutz Dammbeck oder für andere Leute wie mich, dass sie uns Filme haben machen lassen, die dann eigentlich fertig waren und einfach nur abgerechnet worden sind, die jedoch im Allgemeinen nicht mehr im Kino als Vorfilme gezeigt wurden. Das spielte keine Rolle.

Was passierte nach dem Mauerfall mit der DEFA und wie gestaltete sich dein beruflicher Werdegang?
Die DEFA ist relativ zügig aufgelöst worden. Man hatte kein Interesse, einen weiteren Standort aufrechtzuerhalten, der in dem Bereich als Konkurrent arbeitet. Nordrhein-Westfalen war unser Partnerland und wir sind dann auch gleich im März vom Filmbüro eingeladen worden. Sie haben sich wirklich wahnsinnig gut um uns gekümmert und uns sehr offen empfangen. Haben uns rumgeführt, mit Leuten und Firmen bekannt gemacht.
Dann hat man uns nach Hamburg eingeladen, und sie haben mit uns 14 Tage lang einen Workshop über Filmförderung durchgeführt. Da haben wir Dieter Kosslick kennengelernt und er ist mit uns jeden Abend um die Häuser und über die Reeperbahn gezogen. Das war wirklich toll. Es war extrem offen und freundlich. Auf der anderen Seite gab es natürlich auch eine Menge von Leuten, die schon mal geschaut haben, was kommt da für Konkurrenz auf sie zu.
Man muss sich vorstellen: Im DEFA-Studio waren damals 2.000 bis 2.500 gut ausgebildete und trainierte Leute, weil die DEFA im Jahr 13 Spielfilme fürs Kino und 50 Filme fürs Fernsehen produziert hat. D. h. die Leute haben permanent durchgearbeitet, mit einer hohen handwerklichen Qualität. Das war dann für bestimmte Leute auch eine Konkurrenz. Das haben nicht alle Leute als Chance gesehen.
Wir haben versucht, unser Studio zusammenzuhalten. Doch auch da gab es widerstreitende Parteien. Es gab einen Kollegen Peter Schiwy, der wurde damals von der Treuhand eingesetzt, um – wie man immer sagt – Investoren zu finden. Er hatte einen jungen Mitarbeiter, mit dem wir ein Gespräch hatten. Warum hatten wir das Gespräch? Es war gerade der Vorabend der Verleihung des Deutschen Filmpreises. Und da wollten wir öffentlich verlesen, dass es Bestrebungen gibt, die DEFA aufzulösen, und wir dafür werben, Solidarität mit der DEFA zu halten.
Thomas Wilkening und ich sind zu dem jungen Mann gegangen und er hat uns abgeraten, dieses Papier zu verlesen. Wir beide haben ihn mit großen Augen angeschaut und gefragt: „Haben wir beide das jetzt richtig verstanden? Wir sollen es nicht verlesen? Warum?" Und er antwortete: „Naja, es könnte zu Problemen führen." Ich weiß nicht, ob wir damals gelacht haben. Sicherlich nicht, da uns das Lachen vergangen war.
„Wissen Sie, wir kommen gerade vor ein paar Monaten aus einer Gesellschaft, in der wir es permanent erlebt haben, das man uns immer geraten hat, dieses nicht zu machen und jenes nicht zu machen. Wir glauben nicht, dass wir uns jetzt davon beeindrucken lassen."
Katrin Sass, die als Laudatorin und Preisträgerin geladen war, hat unser Papier dann auf der Film-Preisverleihung verlesen. Das war dann auch in der Presse, was leider nicht viel gebracht hat.
Volker Schlöndorff hat das Studio dann noch übernommen, weil es das von der Mehrheit präferierte Modell war und viele gehofft hatten, dass Schlöndorff als Regisseur Verständnis für die DEFA-Regisseure hatte. Das hat leider nicht geklappt und dann ist das DEFA-Studio abgewickelt worden.

Doch wir haben uns unseren Traum erfüllt. Wir wollten immer eigene Produzenten sein und haben dann relativ schnell unsere Firma OSTFILM gegründet, mit der wir auch zwei Spielfilme und einige Dokumentarfilme produziert haben. Einer davon war „Beruf Neonazi" (1995). Und wir haben natürlich auch Animationsfilme gemacht.
1995 hatten wir uns auseinandergelebt, wie es nun Mal eben so ist, wenn Freunde zusammen eine Firma führen. Ich bin aus der Firma rausgegangen und war dann noch zwei Jahre als Professor für Animation an der Filmhochschule tätig.
Da war die Frage, was mache ich danach. Ein Freund aus Berlin sagte: „Du, ich habe gerade gelesen, dass eine Filmförderung in Mitteldeutschland aufgemacht wird. Die heißt Mitteldeutsche Medienförderung. Wollen wir nicht ein Animationsstudio in Mitteldeutschland gründen?" Ich hab gesagt: „Coole Idee! Machen wir." Wir sind zum MDR gefahren und haben gefragt, ob sie Interesse hätten, in Mitteldeutschland mit einer Animationsfirma zusammenzuarbeiten. Sie meinten: „Ja, klar, coole Idee."
Wir haben uns in Leipzig gegründet, sind dann aber nach Halle gebeten worden. Das haben wir gemacht, und das war die Gründung von MotionWorks. Uns gibt es jetzt 20 Jahre.

Wenn man im Internet recherchiert, findet man quasi nichts über deine Person …
Meine Person ist mir nicht so wichtig, sondern meine Filme und meine Arbeit sind es. Als Nachwuchs wurde ich gefördert – das möchte ich weitergeben, auch bei Motionworks. In meinem Leben haben mir so viele Leute geholfen, mich unterstützt, auch meine Fehler toleriert, und das möchte ich ein kleines Bisschen zurückgeben. Ich möchte Menschen eine Chance geben, damit sie etwas machen können.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer"

MEIN GHETTO WAR DIE ZONE

Liedtext

von Schwarwel

(Bau auf, bau auf, bau auf, bau auf ...)

„Hey, Alte, was geht?"

Du denkst, du bist die Härte, Alter, doch lass dir was sagen:
Was du für Härte hälst, ist H&M mit hohem Kragen
Wenn du die Bitches flasht, dann nur mit hohlen Phrasen:
„Mach Platz, hier kommt der Chef, kannst mir ja nachher einen blasen!"

Was du dein Ghetto nennst, ist Luxus pur und haute volée
Wir in der Zone hatten nix als Teer und gelben Schnee
Ich war schon dope, da war der Bauch von deiner Mutti noch leer
Ich nenn das meine Jugend in der späten DDR

Dein Aggro-Rap ist für mich fad wie Bockwurst mit Soljanka
Geh stiften, Alter, aber schnell, du setzt hier keinen Anker
Mein Reim ist oberkrass, nicht so wie deine müden Worte
Ach komm, zum Abschied back ich dir Zonen-Zitronentorte

Du hast doch voll gelost, wenn du hier einen Dicken machst
Schau dich nur an, wie du dich krümmst und wie du blöde lachst
Du hast doch keine Checkung von meim Gedankenmeer
Auf sturmgepeitschter See: die Jugend in der DDR

Mein Ghetto war die Zone, mein Block die Wahlkartei
Mein Viertel unter Rädern zwischen Stasi und Partei

Bevor du Backen machst, halt still und lass dir sagen:
Was du für Coolness hälst, ist für mich Lärm im Kinderwagen
Ich saß beim ABVer wegen Schund und Schmutz und „Landser"
Jetzt kommst du an mit dicker Hose, machst hier ein auf Panzer

Dein Blockwartscheiß reicht grade mal für dummgebliebne Tussen
Mit deinem selbstgerechten Mist kannst andere vollstussen
Jetzt geh und lern Geschichte und schick mir einen her,
Der mehr Plan hat von früher Jugend in der DDR

FDJ und Kreisverband und Sigmund Jähn am Völki
Ich schmiss mein Blauhemd weg von wegen Regentropfenwölki
Mein Alter war genervt vom Lehrer in der guten Stube
Und ich, sein Häschen – gar nicht krank –, hüpfte aus der Grube

Ein Problemkind mit eignem Kopf und immer lauten Fragen
Doch in der Zone war das schlecht, da durfte man nix sagen
Nix gegen Staat und Apparat, nix über Grenzverkehr
So war es für die Jugend in der späten DDR

Mein Ghetto war die Zone, mein Block die Wahlkartei
Mein Viertel unter Rädern zwischen Stasi und Partei

Los, Alter, rück die Ketten raus, mein Trabi hat jetzt Vorfahrt
Ich mach dich platt, du Luschenspast, bewunder meinen Hochstart
Von meinem Scheiß weißt du nicht mehr als grade mal den Klappentext
Den Rest kriegst du alleine raus, wenn du dich durch paar Bücher flext

Die DDR, kein schöner Land, das ist da, wo ich herkomm
Ein Unrechtsstaat, und trotzdem mein, wo leise Hoffnung glomm
Nach vierzig Jahren Licht aus – davon findste heute gar nix mehr
Nix außer der Erinnerung an die Jugend in der DDR

„Aber du hörst mir doch gar nicht,
aber du hörst mir doch gar nicht ..."

Mein Ghetto war die Zone, mein Block die Wahlkartei
Mein Viertel unter Rädern zwischen Stasi und Partei
Mein Ghetto war die Zone, mein Block die Wahlkartei
Mein Viertel unter Rädern zwischen Stasi und Partei, ei

„Aber du hörst mir doch gar nicht zu!
Du weißt doch gar nicht, was ich sagen will!"

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/mein-ghetto-war-die-zone

Abb.: Moodboard für „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 3: „Mein Ghetto war die Zone"

„DU, LASS DICH NICHT VERHÄRTEN“

Wie mein Damals klingt

von Arndt Ginzel

Es klingt nach Metall – klapperndes Metallgeschirr in der Ferne. Als würden Tausende mit Besteck auf Metalltassen und Teller schlagen, fordernd, wütend, verzweifelt. Manchmal wehen Stimmen herüber. Ich konzentriere mich, kann aber den Inhalt der Rufe einfach nicht verstehen.

Von einem im obersten Geschoss gelegenen Balkon eröffnet sich der Blick auf eine abendliche Plattenbausiedlung, Bautzen Gesundbrunnen. Neben mir Freunde, nein keine Freunde, Kumpels, denn an ihre Namen werde ich mich 30 Jahre später nicht mehr erinnern. Es sind Leute, mit denen ich ab und zu in Diskotheken unterwegs bin oder wie jetzt einfach abhänge. Neben mir ein Langhaariger, gutmütiges Gesicht, schweigsam. Von den anderen auf dem Balkon hat mein Gedächtnis nicht viel überliefert. Sie sind Schatten. Wir rauchen und aschen in eine vergessene Blumenampel am Balkongeländer.

„Was ist das?“, frage ich in die Runde.
„Das geht den ganzen Tag, kommt vom Gelben Elend“, meint einer.
„Die wollen raus“, ergänzt ein anderer.

Das Gelbe Elend, der Knast um die Ecke. Fröstelnd drücken wir die Zigaretten aus, ziehen uns in die Wohnung zurück.

In meiner Erinnerung sitzen wir auf dem Boden. Der Fernseher ist die einzige Lichtquelle.

„Wir wollen dich doch nicht ins Verderben stürzen, du bist verdorben genug. Nicht Rache, nein Rente in Wandlitz und Friede deinem letzten Atemzug ...“, immer wieder muss der Mann auf der Bühne das Lied von vorne beginnen, weil das Publikum lacht oder applaudiert. Wolf Biermann kokettiert an jenem 1. Dezember 1989 in einer Halle auf der Alten Leipziger Messe. Er sagt Sätze, die sich mir einbrennen: „Es ist vollkommen egal, woran ein Mensch glaubt. Wichtig ist, dass er glaubt.“ Und er singt ein Lied, das jederzeit für mich abrufbar bleiben wird: „Du, lass dich nicht verhärten in dieser harten Zeit. Die allzu hart sind, brechen, die allzu spitz sind, stechen und brechen ab sogleich und brechen ab sogleich. Du, lass dich nicht verbittern in dieser bitteren Zeit, die Herrschenden erzittern, sitzt du erst hinter Gittern, doch nicht vor deinem Leib, doch nicht vor deinem Leib. Du, lass dich nicht erschrecken in dieser Schreckenszeit. Das wollen sie doch bezwecken, dass wir die Waffen strecken schon vor dem großen Streik, schon vor dem großen Streik.“

Zeilen, die mich zeitlebens begleiten werden. Die ich stumm in mich hineinsinge, um mir Mut zu machen, wenn es nötig ist.

Vom Gelben Elend schwellt das Scheppern des Blechgeschirrs an, der Lärm durchdringt Wände, es scheint unmöglich, ihm zu entkommen.

Als hätte man es überblendet, verwandelt sich das Klangbild. Jetzt klingt es, als würde tonnenschwerer Stahl in kurzen Abständen gedämpft aufeinandertreffen. Dieses Damals fühle ich sogar als sanftes und rhythmisches Klopfen auf meinem Rücken. Ich liege in einem Zugabteil. Fahrtwind reißt an den Scheiben. In meiner Nähe höre ich zwei junge Frauen flüstern, sie sprechen russisch, manchmal lachen sie unterdrückt. Wahrscheinlich glauben sie, dass ich schlafe.

Kannst du noch Bilder abrufen? Mit geschlossenen Augen versuche ich mich umzuschauen. Tausende Kilometer haben auf der Scheibe Reisepatina angesetzt.

Abb.: Filmstill aus „Leipzig von oben“

Ein verschmierter Mond steht über weiten Kornfeldern, die von Birkenwäldern unterbrochen sind. Ich blicke in die Richtung, aus der die Stimmen kommen. Die Frauen hocken im unteren Geschoss ihres Doppelstockbetts, gießen sich Wein in ihre Becher. Süßliches Parfüm steigt mir in die Nase.

Es ist Spätsommer und immer mehr Menschen machen sich auf den Weg in den Osten, um von dort in den Westen zu gelangen. Der älteste Bruder eines Klassenkameraden war eines Tages einfach weg. Als wäre er gestorben. In Bautzen kennt jeder jemanden, der nur weg will oder der Sehnsucht bereits gefolgt ist. Auch ich bin auf dem Weg in den Osten, nur um noch östlicher rauszukommen.

Ich steige die Treppe eines Moskauer Mietshauses hoch. Vor mir wuchtet ein älterer angegrauter Mann meinen Koffer nach oben. Er spricht deutsch mit russischem Akzent. An die Worte kann ich mich nicht mehr erinnern, auch nicht an den Namen seines Sohnes, der schweigend neben mir läuft. Kaum zu glauben, dass er in meinem Alter ist. Er wirkt zerbrechlich, strahlt dabei eine für mich unfassbare Bravheit aus. Auf Vermittlung einer Cousine meiner Mutter, die als Dolmetscherin enge Kontakte zu einem Kreml-Arzt hält, soll ich mit dessen Sohn Deutsch lernen.

In der Küche begrüßt mich die Mutter. Es ist der herzlichste Empfang, den mir eine fremde Mutter je bereitet hat. Sie strahlt und streicht mir mit ihrer weichen Hand über die Wange. Es gibt Pelmeni. In den kommenden Wochen ziehe ich zumeist allein durch die Stadt. Mit meinem stillen Schützling habe ich die unausgesprochene Vereinbarung getroffen, dass er den Tag über in seinem Zimmer lesen darf, während ich unterwegs bin. Die Sorgen meiner Gasteltern, es könne mir etwas zustoßen, hatten sich spätestens zerstreut, als sie bemerkten, dass ich nach Zigarettenqualm roch. Ich fühle mich frei und privilegiert, der Rote Platz liegt nur ein paar Straßen weiter. Es ist gibt Magazine zu kaufen – wie den „Sputnik"; nachdem er eine Debatte über die Stalin-Ära eröffnet hatte, war er aus den Zeitungsläden der DDR verbannt. Ich sitze in einem Moskauer Café, lese und denke, so muss sich der Westen anfühlen.

In den Wochen bin ich vom Informationsfluss aus der Heimat abgeschnitten. Ich bekomme kaum etwas mit. Mit dem Hausherrn kann ich über alles reden, über Belletristik und in ungekannter Offenheit auch über Politik. Als ich ihm vom Schicksal des „Sputnik" berichte, sagt er etwas Tröstliches: „Warte nur, es wird sich sehr bald auch bei euch etwas ändern." Ungläubig blicke ich meinen Gastgeber an. Er lächelt: „Glaube mir, ich weiß es."

Die Faust trifft mich an der Schläfe. Ich verliere den Halt, Holz splittert. Schwarz. Ich höre einen Ton, der mir vertraut ist. Als Kind habe ich mir beim Stimmen meiner Geige gelegentlich die Stimmgabel an die Stirn gelegt, um den A-Ton zu fühlen. Jetzt höre ich ihn als Dauerton. Ich schlage meine Augen auf, blicke in ein Hassgesicht. Ich höre immer noch das A. Jetzt leiser. Im Hintergrund brüllendes Gelächter.

„Lass ihn, das linke Schwein hat genug", sagt einer.
„Der hat noch lange nicht genug!", widerspricht Hassgesicht: „Ihr meint doch echt, ihr könnt uns ständig mit euren großen Fressen auf den Sack gehen."
Nicht liegenbleiben, aufstehen, stehe auf, befehle ich mir und versuche, mich aus den Überresten des kollabierten Spints zu befreien. Hassgesicht wendet sich ab, sein Kumpel schiebt ihn raus. Die Tür des Umkleideraums fällt in die Angeln.

Das Werkstück rotiert mit tausenden Umdrehungen, der Meißel dringt in den Stahl ein. Ein Span hebt ab, wächst und verbindet sich mit den gekräuselten Spanfäden in der Auffangwanne zu einem chaotischen Knäul ohne Anfang, ohne Ende. Mein Damals klingt nach der Stille, die einen augenblicklich umgibt, sobald die Maschinen abgestellt sind und das Leben beginnt.

Am Nachmittag bricht der helle Teil des Tages an. Es sind Stunden, die mich davor bewahren, verrückt zu werden und die Zeit im Betrieb zu überstehen. Dass ich parallel zur Lehre auf das Abendgymnasium gehen darf, hatte ich meinem Meister zu verdanken. Vielleicht hatte er Mitleid. In der Schule umgeben mich Menschen, die wie ich weiterwollen oder müssen. Uns verbindet die Hoffnung, vorgegebene Bahnen doch noch verlassen zu können: Krankenschwestern, die eines Tages Medizin studieren möchten, Werkzeugmacher, die man aus irgendwelchen politischen Gründen nicht auf das Gymnasium gelassen hat, eine Laborantin, die davon träumt, als Ethnologin irgendwo auf der Welt unterwegs zu sein. Die Wende und das spürbar nahe Ende der DDR treibt uns voran. Nach dem Abi werden wir die Stadt verlassen und nur zu Feiertagen kehren wir zurück.

„Should I stay or should I go?", dröhnt The Clash aus schlechten Boxen durch das angekippte Fenster. Es ist Freitagabend und im Steinhaus trifft sich, wer nichts mit den Faschos zu tun haben möchte. Neben dem Einlass stehen Baseballschläger. Immer häufiger kommt es in dieser Zeit zu Übergriffen auf unser Haus. Seit der Wende ist etwas ins Rutschen geraten, die Jugend driftet auseinander. Die Faschos sind Altersgefährten, von denen man einige schon ein Leben lang kennt: Aus der Schule oder vom Fußball, man trieb sich mit ihnen in den Höfen der Blöcke seiner Kindheit rum, sie wohnten mit ihren Eltern nur ein paar Hauseingänge weiter. Damals waren sie noch keine Faschos. Das Steinhaus ist nicht nur Rückzugsort, sondern auch Ort einer weitreichenden Begegnung. Eines Tages sitzt Andre auf den Stufen gleich hinter dem Einlass. Er ist ein paar Jahre älter als ich, stammt aus Bautzen und lebt in der Dresdener Neustadt. Er ist Hörfunkredakteur. An jenem Abend bleibe ich neben ihm auf den Stufen sitzen. Drinnen ist es zu laut, um sich zu unterhalten, zuzuhören. Andre schwärmt von seiner Arbeit: Nachts, wenn er allein in der Redaktion die Stellung hält, fühle er sich, als halte er Wacht über die Ereignisse, die irgendwo passieren. Journalist zu sein, heiße, sich zum Augenzeugen zu machen, zu beobachten, ohne Teil des Ereignisses zu sein. Bis zu diesem Abend kenne ich die Welt des Journalismus von der anderen Seite, als Hörer vor einem geerbten Röhrenradio sitzend. Als ich mich spät in der Nacht von Andre verabschiede, weiß ich, wohin ich will. Viele Jahre später, ich studiere zu dieser Zeit in Leipzig, werde ich meinen Freund in Dresden treffen. Er arbeitet nicht mehr als Journalist; sein Kündigungsschreiben beginnt mit dem Satz: „Ich bin keine Schreibmaschine".

Regen prasselt auf die Dachfenster und verstärkt das Gefühl von Entrücktheit. Eine Melange aus Waschpulver-, Holz- und Teergeruch steigt mir in die Nase. Unter den Füßen knarren die Dielenbalken bei jedem Schritt, die vom Schauer aufgeweichten Sandalen hinterlassen Spuren. Hatte mein Vater nicht gemeint, es sei auf dem Dachboden noch eine Kammer auszuräumen? Es gibt nur eine Tür. Ich drücke die Klinke nach unten und stehe in einer Kammer, von dem ein Junge im Alter von zwölf noch annehmen darf, dass sie verwunschen ist. Über allem liegt der Grauschleier der Zeit. Ein Bett, dessen ursprünglich weißgestrichener Stahlrahmen mit Rostflecken überzogenen ist, füllt beinahe den ganzen Raum aus. Auf einem gedrechselten Eichenholzfuß ruht eine helle Waschschüssel aus

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 1: „Melodie & Rhythmus"

Emaille. Am Kopf des Bettes droht ein klappriger Nachttisch unter der Last eines schweren Röhrenradios zusammenzubrechen. Ich lasse mich auf der Bettkante nieder, schalte ein. Es dauert einen Moment, bevor die Röhre zu glühen beginnt. Ein ferner Sender spielt von atmosphärischen Störungen der Kurzwelle, begleitet einen Tango.

Ich tauche in die konservierte Jugend meines Vaters und seines Bruders ein. Die Kammer diente ihnen als Rückzugsort. Etagen entfernt von der elterlichen Wohnung konnten sie üben, mein Vater auf der Geige, Rainer auf dem Cello. In meiner Vorstellung ist Rainer ein Scherenschnitt. Mag sein, dass es daran liegt, dass ich ihn zuletzt in einem Schwarz-Weiß-Fernseher sah. Eine Konzertübertragung der Dresdner Philharmonie, die ich auf dem Schoß meiner Mutter in Familienrunde verfolgen durfte. Eines Tages war Rainer weg. Auf einer Auslandsreise in den Westen hatte er sich abgesetzt. Republikflucht nannte man das damals, geahndet mit einem zehnjährigen Einreiseverbot. Wenig später stellte meine Tante den Ausreiseantrag aus der DDR. Nach dem Tod meines Großvaters brach auch meine Großmutter in den Westen auf. Die Republikflucht meines Onkels hatte Vorteile, die ich erst spät werde zu schätzen wissen.

In meiner Schulzeit kam es vor, dass Mitschüler ins Direktorenzimmer gerufen wurden. Sie hatten sich nichts zuschulden kommen lassen, sondern die NVA sah in ihnen aussichtsreiche Anwärter für eine Offizierslaufbahn. Ich wurde nie aufgerufen. Dabei waren meine Leistungen nicht schlechter als die der Auserwählten. Mein Lebenstraum war es nicht, Soldat zu werden, aber ich wollte wenigstens gefragt werden. Später erfahre ich, es lag an meinen Westkontakten.

Es hat aufgehört zu regnen, die Wohnung der Großeltern ist geräumt. Der LKW der Spedition rollt vom Hof. Wir sind eine geteilte Familie. Meine Vorstellung vom Leben der Westverwandtschaft wird von zugesandten Fotos geprägt: Rainer mit seiner Frau vor einem Einfamilienhaus in Bayern, Wandern in den Alpen, Kreuzfahrten. Kinderbilder meiner Cousins, die in einer mir fremden, sichtbar unbeschwerten Umgebung aufwachsen. Meine Großmutter scheint nur unterwegs zu sein, was sie regelmäßig mit Postkarten dokumentiert, die in unserem Briefkasten landen. Sie zeigen Orte, an die ich – wie ich damals meine – niemals gelangen würde. Ein Jahr vor dem Fall der Mauer stirbt meine Großmutter. Meine Eltern lässt man zur Beerdigung in den Westen reisen. Meine Schwester und ich verbringen Weihnachten bei der Verwandtschaft mütterlicherseits. Wieder räumt Vater die Wohnung seiner Mutter aus. Eine Spedition überführt die Möbel zurück in den Osten.

Mein Damals könnte sensiblen Menschen Schmerzen bereiten. Es klingt nach dem Kreischen der S-Bahn, wenn sie sich in einer Kurve irgendwo vor dem Südkreuz in die Schiene legt. Am Tag drei nach der Maueröffnung fahre ich mit zwei Freunden nach Berlin. An einer der gefährlichsten Grenze der Welt läuft alles mit routinierter Lässigkeit. Menschen strömen von Ost nach West und wieder zurück.

Vor allem Nichtberliner nutzen das Wochenende, um das Wunder vom Donnerstag in Augenschein zu nehmen. Einer der beiden Freunde, Jens, möchte unbedingt auf der Mauer sitzend von mir fotografiert werden. Ich tue ihm den Gefallen, selbst schäme ich mich hochzusteigen. Denn auf der Mauer zu sitzen, wirkt inzwischen so uncool, wie das Anstoßen mit Sekt am Checkpoint Charlie. Immerhin lassen sich noch vereinzelt Verbrüderungsszenen zwischen Westberlinern und Leuten aus dem Osten beobachten. Und so überrascht es uns nicht, als ein Mann mittleren Alters mit einem BMW neben uns hält und zu einer Stadtfahrt einlädt.

Die Tour endet zunächst in einem Restaurant. Wir dürfen uns jeder ein Essen auswählen, er zahlt. Doch irgendetwas stimmt nicht. Kleinlich überprüft der Mann die Rechnung, um mit dem Kellner um Pfennige zu feilschen. Sein Auftreten widerspricht seiner demonstrierten deutsch-deutschen Großzügigkeit. Und so habe ich ein ungutes Gefühl, als er uns auf ein Getränk in seine Wohnung einlädt. Alsbald sitzen wir Jungs aus der ostdeutschen Provinz an einem Wohnzimmertisch aus Glas, nippen verlegen an unserer Cola, während sich unser Gastgeber zurückgezogen hat. Wir staunen, als er in einem schwarzen Kimono mit aufgedruckten Lotusblüten plötzlich vor uns steht. Wir türmen. Am Abend nehmen wir die letzte Bahnverbindung nach Bautzen. Am Montagmorgen stehe ich im Betrieb und schalte die Maschine ein.

„Ich möchte euch ein Lied zeigen, das hätte ich im Osten nie schreiben können, dazu musste ich in den Westen kommen. Das Lied hat den Titel: ‚Du sollst nicht dein Herz aufessen …'" – das Leipziger Publikum feiert Biermann. Ich klicke auf die Pausentaste des YouTube-Streams. Das Damals verstummt. Mein Blick fällt auf die Fotos meiner Söhne, ich trete auf den Austritt des Büros, zünde mir eine Zigarette an und sehe gegenüber die alte Messe.

Abb. oben: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 11 „Atzenmauer",
unten: Filmstill aus „Leipzig von oben"

BILDUNG UND ERZIEHUNG ALS EINHEIT

Der totalitäre Erziehungsanspruch des Staates

von Dr. Jens Hüttmann

Im Zentrum der SED-Herrschaft standen die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED), ihr Politbüro und das Zentralkomitee der Partei (ZK). An der Seite der Partei standen das Ministerium für Staatssicherheit, das „Schwert und Schild" der Partei, die Nationale Volksarmee, die DDR-Volkspolizei sowie die zahlreichen gesellschaftlichen Massenorganisationen wie etwa der „Freie Deutsche Gewerkschaftsbund".

Aber der Hinweis auf die „allmächtigen" Organe beantwortet nicht die Frage, wie man die Menschen in der DDR dazu brachte, innerhalb der sozialistischen Herrschaftsordnung mitzumachen. Um die Frage zu beantworten, muss man wissen, wie Kinder und Jugendliche erzogen wurden, welche Bedeutung Bildung und Schule in der Systemauseinandersetzung mit dem Westen besaßen.

Wie also konnte eine Minderheit wie der recht kleine ZK-Apparat die Mehrheit, also eine Bevölkerung von 17,5 Millionen, davon überzeugen, stets loyal im Sinne des Sozialismus zu handeln? Die Frage deutet an, dass die SED mittel-

und langfristig versuchen musste, ihre Bürger*innen nicht nur mit Zwang und Einschüchterung an das Regime zu binden, sondern sie auch von der Richtigkeit und moralischen Überlegenheit des Sozialismus in der Konkurrenz zum Kapitalismus zu überzeugen. Die Menschen sollten lernen, an den sozialistischen Weg der DDR zu glauben. Repression und politischer Druck auf diejenigen, die sich widersetzten, waren aus Sicht der SED notwendig, aber nicht hinreichend für das Gelingen des sozialistischen Projekts. Hier spielte die Erziehung der jungen Generation die Schlüsselrolle. Das Ziel wäre aus Sicht der SED erst erreicht worden, wenn die jungen Menschen sich aus freien Stücken zu den Zielen des Sozialismus bekannt hätten.

Grundsätze der Erziehungsideologie in der DDR

Schulische Bildung und Erziehung wurden als Einheit verstanden. Dies kam besonders deutlich zum Ausdruck, als im Februar 1965 die DDR-Volkskammer das „Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem" verabschiedete. Die SED legte allgemeine Merkmale des Bildungssystems fest:

1. Das Prinzip der Einheitlichkeit legte fest, dass alle Schüler der DDR unentgeltlich dieselbe Schulform besuchten und dieselben Inhalte vermittelt bekommen sollten. Ab 1965 unterteilte sich Schule in die Bereiche Polytechnische Oberschule (POS, Klassen 1–10) und die Erweiterte Oberschule (EOS, Klassen 11–12), die zum Abitur führte.
2. Festgelegt wurde, dass die Alleinverantwortung für die Schulen beim Staat liegt, nichtstaatliche Schulen waren verboten, Schule und Kirche streng getrennt.
3. Die jungen Leute sollten zur Parteilichkeit erzogen werden, weshalb die Erziehung streng im Sinne der Lehren von Marx, Engels und Lenin erfolgte, mit dem Ziel der Parteinahme für den Sozialismus. Inhaltliche Grundlage von Bildung und Erziehung war grundsätzlich die marxistisch-leninistische Weltanschauung als Voraussetzung für die Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft. Intensive Feindschaft zum und Feindbilder vom „Klassenfeind" inklusive.
4. Schließlich ist das polytechnische Prinzip zu nennen, damit war die Verbindung von Unterricht und Praxis gemeint. So wurden etwa Schulfächer wie „Praktische Arbeit" und „Einführung in die sozialistische Produktion" unterrichtet.

Institutionell war das DDR-Erziehungssystem geprägt durch eine sehr straffe, zentralistische Organisation. Die Einflussnahme des Staates reichte von der Gesetzgebung über Lehrpläne, die Herstellung aller Unterrichtsmittel inklusive der Schulbücher bis hin zu den Kontrollgremien auf Bezirks- und Kreisebene.
So sicherte sich die SED ihr Machtmonopol im Schulwesen als zentralistische Lenkung durch die für alle Lehrpläne verbindliche Ideologie des Marxismus-Leninismus, die Besetzung aller Schlüsselpositionen, vor allem der Schuldirektoren durch die SED. Auf diese Weise konnte die Partei die ständige Überwachung von „Abweichungen" vom offiziellen Lehrplan sicherstellen.

Der Weg zur „sozialistischen Persönlichkeit"

Neben den allgemeinen Prinzipien und Strukturmerkmalen der Einheit von Bildung und Erziehung darf nicht vergessen werden, dass den Jugendlichen nicht nur Inhalte vermittelt werden sollten, sondern auch, dass ein bestimmtes Verhalten und Aussehen von ihnen erwartet wurde. Denn die Schulen sollten ihre Schüler zu „sozialistischen Persönlichkeiten" erziehen.

Die Schüler wurden mit diversen Verhaltenskatalogen überzogen, wie etwa die „10 Gebote für den neuen sozialistischen Menschen" aus dem Jahr 1958 zeigen. Auch ein Jugendgesetz aus den 70er Jahren betonte vor allem das Ziel eines „Kollektivbewusstseins", die Schüler wurden stets angehalten, gesund und leistungsfähig zu leben. Lange Haare, unpassende Kleidung, der falsche Musikgeschmack, generell alternative Vorstellungen zu denjenigen der Partei wurden zum Teil als heftige Abweichung vom sozialistischen Weg interpretiert und konnten im schlimmsten Fall mit politischer Verfolgung und Gefängnis enden.

Institutionell manifestierte sich dies in der Verschränkung von schulischer und außerschulischer Bildung. Die Vernetzung von Schule mit Kinder- und Jugendorganisationen macht eine Unterscheidung von außerschulischen und innerschulischen Aktivitäten kaum möglich.
Die Kinder- und Jugendorganisationen besaßen die Aufgabe, „dass kommunistische Überzeugungen und Verhaltensweisen entwickelt werden", wie es ein Programm der SED im Jahr 1976 formulierte. Um dies zu bewerkstelligen, mussten die jungen Leute mobilisiert werden: So waren in der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" (Klasse 1–7) etwa 90 Prozent der Schüler in der DDR Mitglied, wäh-

Abb.: Filmstill aus „Leipzig von oben"

rend bei der „Freien Deutschen Jugend“ (FDJ) (Klassen 8–10 bzw. 12) 70–85 Prozent organisiert waren. Die Arbeit der Kinder- und Jugendorganisationen reichte von der Mitwirkung am immer weiteren „Aufbau des Sozialismus“ über Sport und Naturerlebnis weit in die Freizeit von Jugendlichen hinein und bestimmte nicht selten den Tagesablauf. In jedem Fall kostete die Mitgliedschaft allen Beteiligten viel Zeit und bestimmte die allermeisten Sozialkontakte.

Im Volksmund der DDR hieß es, dass die Mitgliedschaft für jeden Schüler eine Form des „freiwilligen Zwangs“ darstellte. Jugendliche, die sich den Kinder- und Jugendorganisationen zu entziehen versuchten, wie zum Beispiel Kinder aus kirchlichen Elternhäusern es taten, mussten mit massiven Benachteiligungen rechnen. Isolation in den Klassen konnte die Folge sein, ebenso die Nichtzulassung zum Abitur und damit auch zum Studium – auch der Nachweis sehr guter Noten half nicht weiter.
Dasselbe gilt für den Fall, wenn Schüler nicht aus dem „richtigen“ Elternhaus kamen. Waren Mutter und Vater Arbeiter und Bauern – oder waren sie Angehörige der „alten“ oder „neuen“ Intelligenz? Lebensläufe von Jugendlichen konnten aufgrund der Herkunft der Eltern massiv beeinflusst und benachteiligt werden.

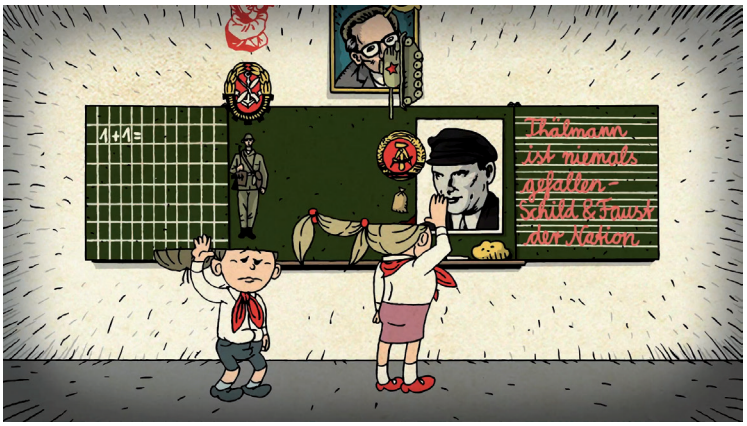
Man sieht daran: Das Thema Erziehung in der DDR ist sehr gut dazu geeignet, um die Alltagsebene der ostdeutschen Diktatur besser zu verstehen. Ich möchte dazu ein Beispiel erläutern, das ich einem Interview der deutschen Wochenzeitschrift „Der Spiegel“ entnommen habe. Das Interview wurde im Jahr 2006 mit Joachim Gauck geführt, der damals noch nicht Bundespräsident war, sondern unter anderem Vorsitzender des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie“.
Auf die Interviewfrage „Wie wurde man ein Bürger der DDR?“ gab Gauck nicht die „übliche“ Antwort und verwies nicht auf die Überwachung und Unterdrückung in der DDR, auf die politischen Gefangenen, die Grenztoten und die Geheimpolizei Stasi. Stattdessen gab Gauck ein fiktives, aber aus seiner Sicht typisches Beispiel für das Leben von Kindern und ihren Eltern im Schulalltag der DDR: Wie wurde „Marie“ zum Thälmann-Pionier?
Gaucks fiktives Schulkind „Marie“ möchte wie ihre Mitschüler und Freunde auch das Halstuch tragen und bittet ihre systemkritischen Eltern um die Erlaubnis, der Jugendorganisation beitreten zu dürfen. Die Eltern wiederum suchen die Distanz zum SED-Staat und besitzen die Befürchtung, ihr Kind könnte sich im Gegensatz zu ihnen selbst zu einer vorbildlichen sozialistischen Persönlichkeit entwickeln.
Die Eltern stecken in einem nicht zu lösenden Dilemma: Wenn sie dem Wunsch ihrer Tochter entsprechen, handeln sie entgegen ihrer eigenen Überzeugungen und bekommen aufgrund einer womöglich irgendwann vollständig vom Sozialismus überzeugten „Marie“ Probleme. Wenn die Eltern aber ihrer Tochter den Wunsch verweigern, steht „Marie“ vor dem Problem, Außenseiterin zu werden, keine Freundschaften zu finden, später nicht studieren zu können und so weiter. Wie auch immer die Eltern sich verhalten – ihr Handeln ist in jedem Fall problematisch.

Ich habe Gaucks Beispiel deshalb so ausführlich zitiert, weil es auf eine subtile und überzeugende Weise die besondere Politisierung von Erziehung, Bildung und Schule deutlich macht.
Das Beispiel zeigt, wie der totalitäre Erziehungsanspruch des Staates auf der Alltagsebene und in den Familien für ständigen Druck und Zwangslagen sorgen konnte, auf die die Individuen ganz unterschiedlich reagierten. Man kann daraus lernen, dass sich der Diktaturcharakter der DDR nicht nur im Verweis auf die geschätzten 200.000 politischen Häftlinge in der DDR, die Stasi, die Mauer, die Grenze und den Schießbefehl zeigt, sondern vor allem auch im Alltag.
Denn mit ständigem Druck waren die Jugendlichen im Alltag stets konfrontiert, die Pionierorganisationen waren äußerst hierarchisch und straff organisiert. Hinzu kam, dass in den Schulen spätestens seit dem oben zitierten Bildungsgesetz von 1965 Wehrerziehung offiziell als Erziehungsaufgabe definiert wurde. In den Schulen fanden ab den 60er Jahren die „Hans-Beimler-Wettkämpfe“ statt, wehrsportliche Einzel- und Mannschaftswettkämpfe. Die Wehrerziehung als Schulfach existierte seit 1978. Schließlich sorgte eine weitere Massenorganisation, die Gesellschaft für Sport und Technik (GST), für Uniformierung und Para-Militarisierung von Jugendlichen in der DDR.

Anpassung, Widerspruch und Opposition

Wichtig ist es, nicht nur nach dem Erziehungsanspruch in der Diktatur zu fragen, sondern auch danach, inwieweit es gelang, in der Praxis von Erziehung, Bildung und Schule diese Ansprüche umzusetzen.

Klar ist, dass non-konformes Verhalten oder gar Opposition und Widerstand stets in Gefahr stand, durch das engmaschige Netz von Kontrollorganen des Schulwesens entdeckt, geahndet und bestraft zu werden. Aus Sicht der SED war non-konformes Verhalten vor allem bei Jugendlichen aus kirchlichen Milieus und Familien zu verorten. Wenn Schüler etwa offen Kritik übten, konnte dies ebenso zu einem Schulverweis oder einer verweigerten Bildungskarriere führen wie auch das Tragen verbotener Symbole auf ihrer Kleidung. Dies konnte etwa der Button „Schwerter zu Pflugscharen“, die Deutschlandfahne auf einem aus



dem Westen geschickten Kleidungsstück oder ein Sticker der polnischen Oppositionsbewegung „Solidarność“ sein. Unmittelbar wurden die Schüler und ihre Eltern durch die Schule oder die Jugendorganisation auf ihr „Fehlverhalten“ hingewiesen, es wurden weitere Gespräche mit den Betroffenen geführt.
Insbesondere Schüler aus kirchlichen Familien, die sich der Mitwirkung in den Pionierorganisationen und der FDJ verweigerten, hatten in der Regel kaum Aussicht auf ein Abitur und Studium. Insbesondere in den 50er Jahren wurden kirchliche Gruppen massiv verfolgt, Lebensläufe wurden zerstört. Es gab keine Möglichkeit, das eigene Recht juristisch durchzusetzen. Schließlich nahm auch die ostdeutsche Geheimpolizei ab den 60er Jahren immer stärker die Schulen in ihr Visier. Man schätzt, dass es ungefähr 10.000 minderjährige Spitzel gab.

Einerseits lässt sich feststellen, dass mithilfe der Erziehungsgeschichte sich ein Stück weit die „relative Stabilität“ von 40 Jahren DDR erklären lässt. Mithilfe ihrer Erziehungspolitik gelang es der SED jedenfalls zum Teil, die jungen Menschen an das System zu binden und die Entstehung großer Proteste – wie vor allem beim Volksaufstand des 17. Juni 1953 – für lange Zeit zu unterbinden.
Andererseits zeigt die Geschichte der Erziehung und Bildung in der DDR, dass das Erziehungssystem der SED schließlich gescheitert ist. Denn die Jugend erhielt sich stets ihre Kritikfähigkeit und wurde Ende der 80er Jahre sogar zu einer Keimzelle der Opposition und Revolution.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Politisierung von Erziehung, Bildung und Schule in ihrer alltagspraktischen Bedeutung zum einen für die jeweiligen Lebensläufe und Lebenschancen viel weiter reichten als in der Bundesrepublik. Zum anderen verfügte das Erziehungssystem der SED-Diktatur in sehr viel stärkerem Maße über die Zeit, Sozialkontakte und Freundschaften von Lehrern, Kindern und Jugendlichen als in der westdeutschen Demokratie.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer“

„KADERSCHMIEDE DES SOZIALISMUS“

Eliteschulen

von Heidrun Strauß

Gab es so etwas in der Zeit vor 1989 überhaupt, wo doch gleiche Bildung für alle groß geschrieben wurde? Aus heutiger Sicht kann ich diese Frage mit einem klaren „Ja“ beantworten und habe sofort Bilder meiner eigenen Schulzeit, insbesondere meiner EOS-Zeit (1972–1976), im Kopf.

Als Allererstes fällt mir das Internat mit seinen furchtbar hässlichen, unpersönlichen Wohn- und Schlafräumen und dem dazugehörenden Tagesablauf ein. Es sollten möglichst viele Schüler*innen hier untergebracht werden. Nur diejenigen, die problemlos mit dem Fahrrad, Zug oder Bus täglich (ohne Verspätung) zur Schule kommen konnten, waren nicht im Internat untergebracht. Und es galt der Grundsatz „Einmal Internat, immer Internat!“. Es gab einen (gefürchteten) Internatsleiter, der mit seiner Familie im Schul-/ Internatsgebäude wohnte und sogenannte Wohnraumverantwortliche. Zum Glück wurde ich nie als Wohnraumverantwortlicher gewählt, denn dieser musste (auch für die kleinsten) Unregelmäßigkeiten in der Zehner-Wohneinheit gerade stehen und Rechenschaft darüber ablegen, warum es zu Unregelmäßigkeiten gekommen ist und was er unternommen hat, damit genau das „negative“ Ereignis nicht noch einmal vorkommt.

Als ich am 1. September 1972 ins Internat kam, hatte ich sehr große Probleme, mich an den Alltag dort zu gewöhnen. Nie war Ruhe, ich fühlte mich ständig beobachtet und hatte das Gefühl, dass ich immer alles richtig machen musste. EOS-Schüler*innen wurden als „Kaderschmiede des Sozialismus“ und „Kampfreserve der Partei“ bezeichnet. Wir sollten uns von den anderen Schüler*innen abheben und absolut „linientreu“ sein. Die Internatsschüler*innen waren einem doppelten Druck ausgesetzt. Uns wurde von Beginn an eingetrimmt, dass wir uns z. B. beim Stadtausgang als Internatsschüler*innen der EOS „Ernst Schneller“ zu benehmen hätten, also absolut untadelig. Wir sollten Vorbild für die Schüler*innen der anderen drei Schulen sein, die es in der Stadt noch gab (das waren POS), auch während unserer Freizeit.

Ein Ereignis hat sich mir besonders eingeprägt. Am Vorabend eines 1. Mai wurden die EOS-Schüler*innen in Gruppen eingeteilt und wir sollten sozialistische Parolen mit Kreide auf die Asphaltstraßen unserer Kreisstadt schreiben. Eine Internatsschülerin, die in meiner Gruppe war, hatte irgendwann keine Lust mehr und schrieb neben eine Parole ein kleines „Nein“. Ich hatte das gar nicht richtig mitbekommen und mich am nächsten Schultag nur gewundert, warum alle Schüler*innen aus der Gruppe detailliert den Vortag mit der „Malaktion“ schildern sollten. Schlussendlich kam heraus, wer das „Nein“ geschrieben hatte. Der Internatsschrank der Schülerin wurde im Beisein aller Internatsschüler*innen untersucht. Außer ein paar Bildern einer Westrockgruppe wurde nichts Besonderes gefunden; aber schon allein die harmlosen Bilder beflügelten den Zorn unseres Internatsleiters und des noch mehr von allen gefürchteten Schuldirektors. Die Schülerin wurde sofort aus dem Internat geschmissen und sogar von der Schule verwiesen. Außerdem wurde eine andere Wohnraumverantwortliche ernannt, denn schließlich hatte diese ja als „verlängerter Arm“ des Internatsleiters versagt. Im Nachgang gab es unendlich viele Belehrungen, wie sich denn ein/e EOS-/ Internatsschüler*in im Sinne des Sozialismus zu verhalten hätte. EOS-Schüler*innen sollten sich schließlich durch gute Leistungen im Unterricht, hohe Leistungsfähigkeit und -bereitschaft sowie durch eine politisch-moralische und charakterliche Reife auszeichnen.
Wir sollten jederzeit durch unsere Haltung und gesellschaftliche Aktivität unsere Verbundenheit zur DDR beweisen.
Neben vielen anderen gibt es ein weiteres Ereignis, das mich damals sehr beschäftigt hat und mir auch nach fast 45 Jahren in (negativer) Erinnerung geblieben ist. Zwei meiner sehr intelligenten Klassenkameraden durften nicht studieren. Als Schüler „meiner“ EOS mussten sich die Jungs schon in der neunten Klasse (also mit 15 Jahren) verpflichten, einen dreijährigen „Ehrendienst“ in der NVA zu absolvieren oder bestenfalls eine Offizierslaufbahn anstreben. Alle meine Klassenkameraden hatten sich also erst einmal zu drei Jahren NVA verpflichtet, um danach ein Studium an einer Universität, Hoch- oder Fachschule anzutreten. Drei Schüler wollten sogar die Offizierslaufbahn einschlagen. Es gab für unsere Jungs von der neunten bis zur elften Klasse immer mal Gespräche mit NVA-Verantwortlichen – wir Mädchen bekamen das eher nur am Rande mit – und die Verpflichtung wurde jedem in Erinnerung gerufen. Schlussendlich zogen jedoch zwei meiner Klassenkameraden ihre Verpflichtung offiziell zurück und wollten nur den „normalen“ NVA-Dienst von 18 Monaten im Anschluss an das Abitur absolvieren. In den Augen der Schulleitung und auch unseres Klassenlehrers war das ein großer Verrat an unserem sozialistischen Vaterland, schließlich waren wir ja diejenigen, die auserwählt waren, den Sozialismus mit unserer Intelligenz weiter zu stärken.

Wir mussten im Klassenverband darüber diskutieren, welche Stellung jede/r einzelne Schüler*in zu diesem „Vergehen“ hatte. Ich kann mich an „Rumgedruckse“ und teilweise Schweigen erinnern. Für mich war es gar nicht so schlimm, wenn ein Junge nur 18 Monate zur Armee wollte, schließlich hatte ich mittlerweile einen Freund, der gerade seinen Grundwehrdienst in Leipzig bei der Bereitschaftspolizei absolvierte. Es schockierte mich um so mehr, als die beiden nicht zum Studium zugelassen wurden. Sie haben nach dem teilweise sehr guten Abitur eine Lehre angetreten, einen Facharbeiterabschluss gemacht und wurden dann, aufgrund ihrer sehr guten Leistungen in der Ausbildung, von ihrem Ausbildungsbetrieb zum Studium delegiert. Wann und wo die beiden ihren Grundwehrdienst von 18 Monaten absolviert haben, weiß ich heute nicht mehr, aber sie haben beide ihr Studium mit Bravour bestanden und wurden Architekt und Bauingenieur.

Abb.: Filmstill aus „Leipzig von oben“

KREUZUNG

Der Tag, an dem ich verstand, dass ich nicht frei war

von Johannes Herwig

Connewitz, Ende der 80er. Aus dem angrenzenden Auwald weht der Gestank der verseuchten Pleiße herüber. Auf den Fußwegen bekommt man Putz auf den Kopf, der sich einfach von der Wand verabschiedet. Das halbe Viertel steht leer, zur Freude der Straßentauben, die in den morschen Dachböden immer neue Kolonien gründen. Die Häuser der Gründerzeit verfallen. Und was die Baupolitik der DDR nicht schon erledigt hat, droht der Tagebau aufzufressen.

Für mich als Neunjährigen war das Ganze der tollste Spielplatz der Welt. Ich liebte die Herumtreiberei, suchte Schätze in Abrisshäusern und kletterte auf Dächer (wo die Straßentauben explosionsartig davonflatterten). Dabei kam ich mir mindestens so waghalsig vor wie die Protagonisten der Abenteuerromane, die ich damals las, Johannes Hawkins, Kapitän Hannes, Johnny Sawyer.

Neun Jahre. Kein Alter, in dem man sich die Zeit damit vertreibt, gesellschaftliche und politische Zwänge zu reflektieren. An dem Tag, an dem ich verstand, dass ich nicht frei war, schien die Sonne. Von meinen Eltern hatte ich eine gesunde Skepsis gegenüber ideologischer Beeinflussung mit auf den Weg bekommen, Skepsis gegenüber der allgegenwärtigen militärischen Erziehung und insbesondere Skepsis gegenüber der Pionierorganisation. Drin war ich trotzdem – sei es wegen den Nachteilen im Klassenkollektiv, die meine erst später eingetretenen, älteren Geschwister hatten, sei es weil man beim dritten Kind alles entspannter sieht.

Zu unseren Pioniernachmittagen besuchten wir Museen, bastelten oder sangen. Aus meiner kindlichen Perspektive alles echt nett. Harmlos. Ich war zusammen mit den Leuten aus meiner Klasse, die ich mochte. Warum also nicht.

An dem einen, sonnigen Mittwoch im Sommer wollte der Kapitän jedoch lieber etwas entdecken gehen. Etwas Eigenes machen. So schwänzte ich den Ausflug mit den Pionieren und dachte mir dabei wirklich nicht das Geringste. Mir war absolut nicht klar, dass ich etwas quasi-Verbotenes tat. Dass ich ohne offiziellen Attest keine Befugnis hatte, an diesem Nachmittag Abenteurer statt Jungpionier zu sein.

Noch heute brennt mir der Blick meiner Klassenlehrerin hinter der Stirn. Ein Blick, der ohne ein einziges Wort alles sagte. Den Vorwurf der Ungeheuerlichkeit meines Handelns in genau zwei Sekunden über mir auskippte wie einen Aschekübel.

Ich stand auf dem Gehweg am Connewitzer Kreuz. Rewe und die Revolution waren noch Quark im Schaufenster, neben der Kaufhalle gegenüber der Südbrause ein Streifen Wiese und Gebüsch, davor ein Eiswagen. Schoko und Vanille für 30 Pfennig. Mein Eis schleckend schaute ich den Leuten auf der Straße zu. Mütter und Väter, denen ihr Einkauf im Netz baumelte, Sonnenhüte, ein jammerndes Mofa. Und eine Gruppe von etwa zwanzig Kindern.

Ich weiß noch, wie ich es für einen Moment einfach nicht raffte, dass da gerade meine Klasse vorbeizog, formiert in Zweierreihen, Frau S. an der Spitze. Dann winkte ich fröhlich. Frau S. winkte mit Asche. Ich kapierte rein gar nichts. Das vielleicht Schlimmste war, dass die meisten in meiner Klasse offensichtlich mehr kapierten als ich. Ein paar lächelten betreten, als hätte ich mir in die Hose gemacht oder so was. Ein paar imitierten den Blick von Frau S. Und es gab sogar welche, die angestrengt wegschauten.

Ich blieb stehen wie angespuckt. Mit dem Drang, die Schultern meiner Mitschüler, meiner Freunde, zu packen, zu fragen, was der Quatsch sollte, aber so schnell reagiert man im echten Leben einfach nicht. Schon gar nicht als Neunjähriger. Der Zug verschwand, und aus meiner Waffel tropfte Schoko auf den Gehweg.

Ich weiß nicht mehr, ob ich eine förmliche Rüge bekam, irgendeinen Eintrag oder Tadel. Meine Eltern haben über diese Dinge ebenso wenig Buch geführt wie ich selbst. Was ich noch weiß, war die absolut erniedrigende Prozedur, am darauffolgenden Tag mein Verhalten zu erklären. Vor der Klasse.

Da stand ich nun, hatte nicht einmal mehr ein Eis, an dem ich mich festhalten konnte, und musste mich rechtfertigen. Begründen, warum ich es vorgezogen hatte zu schwänzen, statt ein guter Pionier zu sein. Es war eine der dämlichsten Situationen meiner Kindheit. Und so langsam kapierte ich, was meine Eltern meinten. In den Gesprächen über Erwachsenenthemen, die sie mir immer aufgedrängt hatten.

Mama und Papa, Danke.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 6: „Schießbefehl“

HORCH, GUCK UND GREIF

Liedtext

von Schwarwel

Früh an einem Morgen steh ich an der Autobahn
Die Gitarre im Gepäck will ich in die Hauptstadt fahrn
Ich warte schon seit Stunden auf die Bandkollegen
Sind wahrscheinlich abgesoffen – sinnlos, sich da aufzuregen

Gestern kam noch Post, „Klärung-blabla-Sachverhalt"
Ich schmiss sie in den Ofen, da war mir nicht mehr kalt
Ich stehe und ich warte und es hält kein Trabbi an
Nur ein Moskwitsch und ich ahne: „Jetzt bist du dran!"

Früh an einem Morgen sitz ich im kahlen Raum
Zwei Typen reden auf mich ein wie im schlechtem Traum
„Subjekte wie Sie bleiben eh nicht lang auf freiem Fuß!"
Ich lass sie einfach reden, ignorier den ganzen Stuss

Sie wollen, dass ich schweige und dass ich nie mehr sing
Sie wollen mich kleinkriegen, doch das ist nicht mein Ding
Sie kleben sich mit Kittifix an meine kessen Sohlen
„Das heißt Zersetzungspolitik" – sie lachen unverholen

Ich liege hier im Dreck in meiner Zelle
Und ich werde langsam steif
Ich bin nur ein weiteres Opfer
Vom VEB Horch, Guck und Greif

Früh an einem Morgen hat mein Spaß eine jähes Ende
Die Ketten des Regimes legen sich um meine Hände
„Herabwürdigung der sozialistischen Ordnung"
Neunzehn Monate Bau ist meine neue Verortung

Mein Bandkollege Informant der Arbeiterklasse
Der ist fein raus, sein Rücken frei und es stimmt die Kasse
Sechzehn Männer auf der Zelle und beschissnes Essen
Kann nur noch die Tage zähln – mein Staat hat mich vergessen

Ich liege hier im Dreck in meiner Zelle
Und ich werde langsam steif
Ich bin nur ein weiteres Opfer
Vom VEB Horch, Guck und Greif

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/horch-guck-und-greif

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 4: „Horch, Guck und Greif"

„SCHILD UND SCHWERT“

Staatssicherheit und Überwachung in der SED-Diktatur

von Prof. Dr. Rainer Eckert

Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) war als Geheimpolizei ein entscheidendes Herrschaftsinstrument der Staatspartei SED, als deren „Schild und Schwert“ es sich stets verstand.

Bei der Staatssicherheit vereinigte sich die Aufgabe der Unterdrückung und Bespitzelung der Bevölkerung im eigenen Land mit Spionage im Ausland, besonders in der Bundesrepublik. Das MfS hatte sowohl die Befugnisse eines „Untersuchungsorgans“ mit eigenen Untersuchungshaftanstalten als auch die eines geheimen Nachrichtendienstes über alle wichtigen Vorgänge in der Diktatur. Seine Zuständigkeiten wurden niemals – etwa durch eine entsprechende Gesetzgebung – präzise geregelt, so dass es unkontrolliert repressiv nach innen und aggressiv nach außen eingesetzt werden konnte. Nach ihrer Gründung 1950 verfolgte die Geheimpolizei die Strategie eines aggressiven Terrors mit physischer Folter in ihren Gefängnissen. Dies ändert sich in den 80er Jahren unter dem Einfluss der internationalen Entspannungspolitik zum Versuch einer „flächendeckenden Überwachung“ der Bevölkerung und der „systematischen Zersetzung“ der Opposition mit den Methoden einer „operativen Psychologie“.

Die Mitarbeiterzahl der Staatssicherheit erhöhte sich ständig. 1989 waren es ca. 91.000 hauptamtlich für sie arbeitende Personen, zu denen „Inoffizielle Mitarbeiter“ (IM), also Spitzel, kamen. Deren Zahl ist umstritten und schwankt für die Endphase der DDR zwischen 110.000 und 189.000. In der Regel arbeiteten die IM auf der Basis „politischer Überzeugung“, es gab aber auch erpresste Mitarbeit und solche, bei der es um Bezahlung und Karriere ging.

In den Fokus der Geheimpolizei gerieten in der DDR Menschen, die sich oppositionell engagierten oder solche, bei denen der Verdacht auf Spionage oder „Republikflucht“ bestand. Für das „politische Untersuchungsorgan“ der Staatssicherheit arbeiteten 1989 1.244 Vernehmungsoffiziere. Sie waren zuständig für Ermittlungen bei Spionage und Landesverrat, bei „politischer Untergrundtätigkeit“, bei „Republikflucht“ und Ausreise, schweren Wirtschaftsvergehen und Eigentumsdelikten, aber auch für die Verbindung zur Justiz und für die Arbeit mit den Spitzeln in den MfS-Haftanstalten. 40 bis 50 Prozent der Ermittlungsverfahren bezogen sich auf „Grenz- und Ausreisedelikte“, die Zahl der Ermittlungsverfahren aus rein politischen Gründen war erheblich niedriger. Zum MfS gehörte auch das Wachregiment Feliks Dzierzynski als militärisch-operative Truppe mit einer Stärke von 11.000 Mann.

Im Zuge der Friedlichen Revolution wurde das MfS im November 1989 in „Amt für Nationale Sicherheit“ umbenannt. Das konnte die Geheimpolizei jedoch nicht retten, die unter dem Druck der Besetzung ihrer Dienststellen und der Arbeit von Bürgerkomitees im März 1990 aufgelöst wurde.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 4: „Horch, Guck und Greif“

Unter der Mehrzahl der Ostdeutschen war die Staatssicherheit verhasst und gleichzeitig gefürchtet. Die Menschen wussten um ihre Überwachung und viele gingen davon aus, dass sich in jedem beruflichen oder sonstigen Zusammenschluss auch ein Spitzel befand. Das wahre Ausmaß des organisierten Denunziantentums, auch über die SED und andere Parteien sowie über gesellschaftliche Organisationen, war jedoch unbekannt.

Ich selbst geriet Anfang der 70er Jahre mit meinen Potsdamer Freunden als „Operativer Vorgang Demagoge“ (OV) wegen „staatsfeindlicher Gruppenbildung“ und „staatsfeindlicher Hetze“ ins Visier der Geheimpolizei. Insgesamt konnte ich nach Akteneinsicht die Tarnnamen (und teilweise auch die Klarnamen) von zwei Dutzend IM ermitteln, von denen vier hauptsächlich, einer davon sogar hauptberuflich, mit unserer Bespitzelung beauftragt waren. Vor der Haft rettete uns wohl nur, dass zu unserer Gruppe der Neffe eines Spitzenfunktionärs der SED gehörte und das MfS einen „politischen Skandal“ verhindern wollte.

Trotzdem wurde ich unter einem Vorwand zu einem stundenlangen Verhör vorgeladen, in dem zwei Offiziere der Staatssicherheit mir zu beweisen suchten, dass sie über jedes intime Detail meines Lebens umfassend informiert waren, während ich versuchte, niemanden zu belasten. Schließlich wurde mir eröffnet, dass meine Lage hoffnungslos sei und drei Jahre Haft wegen Spionage bereits beschlossen wären. Als Rettung bliebe mir nur, mit der Geheimpolizei zu kooperieren, also für sie zu spitzeln. Dies nannten die Mitarbeiter des MfS „Wiedergutmachung“ und versprachen mir, damals von der Universität relegiert, arbeitslos und in einer „illegalen“ Wohnung sitzend, einen schnellen beruflichen Aufstieg bis zum Professor und den begehrten Status eines Reisekaders für den Westen. Um dies zurückzuweisen, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und lehnte das Angebot aus „moralischen Gründen“ ab und hielt dies auch schriftlich fest. So kam meine Verweigerung in die Akten des MfS. Als Reaktion drohten mir die Offiziere, dass ich nie wieder beruflich Boden unter die Füße bekommen würde. Daran hielten sie sich bis zum Ende der DDR und erst die Friedliche Revolution ermöglichte mir eine neue Lebensperspektive.

KLUB DER INTELLIGENZ

Operativer Vorgang (OV): Administratives Verfahren und operativer Maßnahmenkatalog des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) der DDR zur „Bearbeitung“ oppositioneller Kräfte (MfS-Jargon: „Feindlich-negative Personen“). Der OV wurde angelegt, um verdeckt gegen einzelne oder Gruppen von missliebigen Personen zu ermitteln und geheimpolizeilich vorgehen zu können, und bildete hierbei die höchste Stufe der Feindbearbeitung. Dem OV ging im Allgemeinen eine Operative Personenkontrolle (OPK) voraus.

BETREUTES ARBEITEN

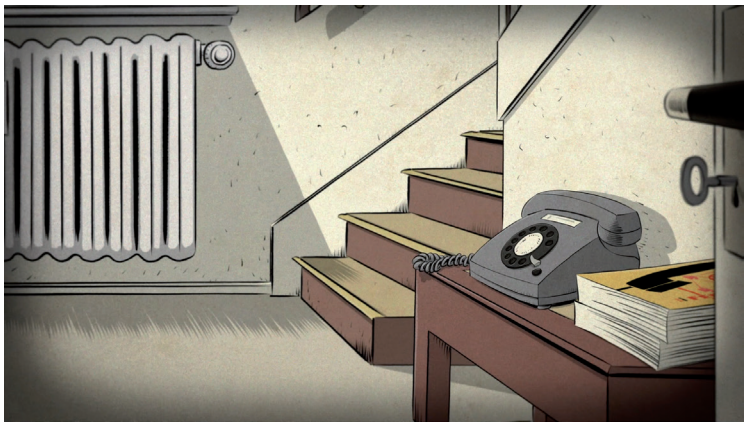
Überwachung bis ins Schlafzimmer

von Rainer Schade

Mitte der 80er Jahre fuhr ich mit meiner damaligen Frau und meinen beiden Kindern zum Skifahren in eine Unterkunft des Verbandes Bildender Künstler nach Harrachov in der damaligen ČSSR. Solche Plätze waren äußerst schwer zu bekommen, und wir waren froh, sie ergattert zu haben. An dem uns zugewiesenen Tisch wurde noch ein „netter" Herr aus Magdeburg platziert. Er triefte vor Edelmut und vermeintlicher Seriosität, beeindruckend für meine damalige Frau in ihrer Situation, nicht aber für mich. Ob das ein Zufall war, weiß ich bis heute nicht.
Zu dieser Zeit gab es in unserer Ehe Irritationen und ich muss gestehen, es kam mir deshalb nicht ganz ungelegen, dass dieser Jemand sich um meine Frau bemühte.

Als bildender Künstler in der DDR stand man in der Öffentlichkeit und somit unter Beobachtung. Wir gingen also generell davon aus, dass die Telefone abgehört, Briefe gelesen und andere über uns ausgefragt wurden. Das konnte man sich zunutze machen. Nur was die Befragten über uns sagten, war nicht zu beeinflussen, es hing von zu vielen, auch zufälligen Faktoren ab.

Die Behörden waren seinerzeit weitestgehend mit dem allgemeinen Unmut „unserer Bürger" und mit sich selbst beschäftigt. Wir wurden in der ausdrücklich nichtbürgerlichen Gesellschaft „Bürger" genannt, das inspirierte mich zum 40. Republikgeburtstag das Hinderniswürfelspiel „Bürger ärgere dich nicht" herauszubringen, bei dem die Spieler mehr als 40 Hindernisse zu überwinden hatten.



Leider musste man mit einem Generalverdacht gegen fast jeden leben. Bei einigen war ich mir sehr sicher, hütete mich aber dies zu verbreiten. So etwas hätte die Person in ihrem Umfeld total diskreditiert. Gesetzt den Fall, man hätte sich getäuscht, könnte derjenige ja nicht nachweisen, was nicht gewesen ist. Eine für den Staat nicht ungewollte, für die Menschen unerträgliche Situation des gegenseitigen Misstrauens.

In meiner umfangreichen, sieben Zentimeter starken Akte des MfS aus Halle, Magdeburg und Leipzig fand ich dann zahlreiche, wenig ambitionierte Berichte von Kollegen, Studierenden und entfernteren Bekannten, aus denen nichts Interessantes hervorging. Eher lustlose Aufzeichnungen darüber, wann und mit wem ich wo war, was ich tat usw. Bedauernswerte, aber eben auch für mich enttäuschende Aktivitäten. Es bedurfte schon eines besonderen Eifers, um die Aufmerksamkeit des Ministeriums für Staatssicherheit über das allgemein übliche Maß hinaus auf eine bestimmte Person zu fokussieren.

Doch fast die Hälfte der mir vorliegenden Dokumente sind von einem IM „Soltau" veranlasst. Niederträchtige bis fantasievolle Verdächtigungen und Behauptungen, bei denen ich nicht gut wegkam, wie nächtliche Sauftouren, Vielweiberei, Devisenschieberei, Herabwürdigung des Sozialismus, Vorbereitung und Anstiftung zur Republikflucht. Das sind nur einige davon. Amüsiert hat mich der Satz: „Wenn der Schade am Abend das Haus verlässt, versteckt er seine Zeichnungen in einem Papierschrank." Eine liebe Angewohnheit von mir, die ich übrigens auch heute noch pflege.

Mein OV („Operativer Vorgang") firmierte wenig schmeichelhaft, aber aus der Sicht der Spitzel durchaus zutreffend, unter „Ochse", denn sie vermissten meine Kompromissbereitschaft.
Der doch nicht ganz so nette Herr aus Harrachov hatte sich inzwischen gemütlich in unserer etwas unübersichtlichen, jedoch wunderbaren Wohnung eingenistet. Er war der inoffizielle Mitarbeiter „Soltau", was meine Akten später eindeutig belegten. Einmal überraschte ich ihn, wie er mit rotem Kopf aus einer engen Nische herausgekrochen kam, in der wir Getränke gelagert hatten. Das war Schnüffeln mit hoher Leidenschaft.
Gespräche mit Kunstinteressenten in meinem Arbeitszimmer, wie zum Beispiel mit Dr. Guratzsch aus Hannover, wurden dilettantisch abgehört und zu Protokoll gegeben. Seinen Namen konnte ich später in etwa neun Hörformen im Protokoll nachlesen, obwohl der Besuch durch den staatlichen Kunsthandel eingefädelt wurde – wie armselig.
Mich auf die eine oder andere Weise aus dem Weg räumen zu wollen, war das nicht uneigennützige Ziel seiner erbärmlichen Bemühungen. Sein hauptamtlicher Führungsoffizier kommentierte jedoch regelmäßig seine Berichte mit „konnte nicht nachgewiesen werden" oder „juristisch nicht verwertbar".

Nach unserer Scheidung borgte ich das mir zugesprochene Auto – in der DDR ein hohes Gut – meiner Ex-Frau, damit sie nach Magdeburg zu ihm fahren konnte. Auf gefrorener Straße verursachte sie einen Totalschaden. Mein persönlicher IM erbeutete gleich das Autoradio aus dem Wagen und entdeckte dabei eine Postkarte von einer Freundin aus Wiesbaden. Auch diese fand ich in meinen Unterlagen Jahre später wieder.
Mein Verdacht gegen W. Ö. war von Anfang an robust. Dass er allerdings so übereifrig agierte und die Gefahr für mich so groß und nahe war, hat mich dennoch kalt überrascht. Besonders tragisch für mich wirkte das Misstrauen, welches IM „Soltau" nicht nur meiner Frau, sondern auch meinen Kindern mir gegenüber anheizte. Es war Gift für einen halbwegs harmonischen Umgang mit meinen Kindern in dieser so komplizierten Zeit.
Meine Ex-Frau glaubte noch bis in die 90er Jahre, dass ich der Stasi-Zuträger gewesen sei und nicht er.

Mit der konspirativen Fassadenansicht und den detaillierten, aber ungelenken Grundrisszeichnungen unserer Wohnung hätte „Soltau" allerdings die Aufnahmeprüfung an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein Halle mit dem Prädikat „hochmotiviert, aber unbegabt" nicht bestanden.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 6: „Schießbefehl"

INHAFTIERT

Bulgarien im August 1981

von Henry Krause

Das Dahindämmern in der dumpfen Mittagshitze, die den Zellentrakt erfüllte, wurde jäh unterbrochen. Stiefelschritte näherten sich, Stimmengewirr erfüllte den Gang. Schon drehte sich der Schlüssel im Schloss, durch einen Fußtritt flog die Stahltür auf und krachte gegen die geteerte Wand. Ein Offizier stürzte herein, fuchtelte mit den Armen und schrie auf mich ein. Vor der Tür stand eine gut gekleidete Frau in mittleren Jahren, die offensichtlich übersetzen sollte. Voller Hass blickte er auf das Kreuz, das ich mir vor Antritt der Reise auf meinen Brustbeutel gestickt hatte. Die Dolmetscherin murmelte irgendetwas von Jesus Christus, worauf er mir den Brustbeutel vom Hals riss und mit Schwung zu Boden warf. Er packte mich, zerrte mich durch Gänge und Korridore bis in einen kleinen Raum, wo an einem Tisch bereits weitere bulgarische Offiziere saßen. Kaum saß ich, begannen sie, auf mich einzuschreien. Verschreckt sah ich in Richtung der Dolmetscherin, erhoffte Hilfe. Sicher ist sie Mutter und vielleicht hat sie einen Sohn in meinem Alter. Doch sie wirkte selber hilflos. „Ich kann nicht alles übersetzen", wiederholte sie mehrfach.

„Geben Sie zu, dass Sie über die Grenze nach Griechenland fliehen wollten!"

Das bulgarische Wort für Griechenland war das einzige, was ich aus dem Gebrüll der Offiziere ständig heraushörte. Die Art, wie sie es aussprachen, ließ darauf schließen, dass sie dem Nachbarland nicht besonders wohlgesonnen waren. Einer der Offiziere versetzte mir einen Schlag in das Gesicht und zerrte mir an den Haaren.
„Wenn sie nicht zugeben, dass Sie über die Grenze nach Griechenland wollten, fahren wir mit Ihnen in das Grenzgebiet und erschießen Sie. Den Genossen in Berlin melden wir dann: Auf der Flucht erschossen", übersetzte die Dolmetscherin.

„Aber wir wollten doch überhaupt nicht abhauen, wir haben uns verlaufen", wiederholte ich mehrfach, aber immer zaghafter.
„Wollten Sie aus politischen oder ökonomischen Gründen nach Griechenland?"

„Sagen Sie besser: aus ökonomischen Gründen, sonst wird alles noch schlimmer für sie", riet mir die Dolmetscherin.

Ich merkte, wie in mir der Widerstand erlahmte, die Situation hatte etwas Unwirkliches. Das erste und das letzte Mal in meinem Leben hatte ich das Bedürfnis, mit Staatsorganen der DDR, die wenigstens deutsch sprechen, „den Sachverhalt zu klären". Schließlich gab ich zu, dass wir einen illegalen Grenzübertritt vorhatten. Ich hatte etwas gestanden, was wir zwar vorhatten, zu dessen Ausführung wir aber noch gar nicht gekommen waren. Die verzerrten Gesichter entspannten sich. Meinen Zusatz, dass ich diese Aussage unter Zwang mache, nahmen sie schon gar nicht mehr wahr. Schließlich unterschrieb ich das vorbereitete Protokoll in bulgarischer Sprache.
In die Zelle zurückgekehrt, schien mir, als sei in mir etwas gerissen. Vielleicht handelte es sich aber auch um das Stolpern in eine andere Welt, die mir in meiner bislang behüteten Kindheit verborgen geblieben war. Ich begriff nicht, was geschehen war, was es bedeutete und wartete auf das Erwachen aus diesem Albtraum. Aus der Nebenzelle hörte ich die Stimme meines Freundes: „Hast Du auch unterschrieben?" „Klar, was sonst?", rief ich – wohl etwas zu laut –, denn der Wachmann begann zu brüllen.

Ich saß auf meiner Holzpritsche – wie vor den Kopf geschlagen – und richtete meinen Blick auf das Fenster. Was sollte nun werden? Wer holte uns hier raus? Meine Gedanken wandelten sich allmählich zu einem Gebet. Es war der richtige Zeitpunkt, es damit zu versuchen.

Etwas später wurden wir rausgeschlossen. Vorbei an einer Blumenrabatte, vor der eine Losung mit einem Zitat von Todor Schiffkow, dem bulgarischen Staatschef, stand, ging es in eine Art Stall. Im Raum befanden sich zahlreiche Buchten

mit jeweils einem Loch, an dem fette weiße Würmer entlangkrochen. Das war die Toilette der Kaserne, die wir nun benutzen durften. Auf dem Rückweg stand mitten im Freien ein Tisch mit einem großen Topf vor unserem Karzer. Darin befand sich eine Suppe mit extrem fettem Fleisch. Ich durfte einen Schlag nehmen, bekam aber kaum etwas hinunter. Es schmeckte scheußlich, und ich hatte Angst, mir den Magen zu verderben.

Das ekelerregende, keineswegs stille Örtchen – der Posten stand nur wenige Meter entfernt – brauchten wir nicht wieder aufzusuchen. In der Kaserne hatte man das Interesse an uns verloren. Man fuhr uns in ein Polizeigefängnis der Stadt Petritsch. Dort verbrachten wir die Nacht gemeinsam in einer großen Zelle. Es war das letzte Mal für lange Zeit, dass wir miteinander sprechen konnten. Noch hatten wir Hoffnung, dass man uns wieder laufen lassen würde.

Im Jahr 1981 gab es 118 Fluchtversuche an der bulgarischen Grenze. Eine Operativgruppe der Staatssicherheit in Bulgarien hat bis 1989 2.000 Fluchtversuche dokumentiert. Insgesamt sind dort 1.500 DDR-Flüchtlinge festgenommen worden; 500 gelang die Flucht.

Am 22. Dezember 1981 wurde ich vom Kreisgericht Altenburg zu 18 Monaten Freiheitsentzug wegen versuchter Republikflucht im schweren Falle verurteilt. Die Untersuchungshaft verbrachte ich in der „Beethovendiele", der Untersuchungshaftanstalt der Staatssicherheit in der Leipziger Beethovenstraße, den Rest der Strafe in der Strafvollzugseinrichtung Brandenburg. Im März 1984 wurde mein Ausreiseantrag genehmigt und ich konnte in die Bundesrepublik Deutschland ausreisen.

Ich war 21 und frei!

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 6: „Schießbefehl"

„ALS POLITISCHE WARST DU DER LETZTE DRECK“

Ex-Strafgefangene Regina Labahn im Interview

von Franziska Reif

Regina Labahn ist 1951 auf Usedom geboren. 1980 stellten sie und ihr Mann den ersten Ausreiseantrag, von 1984 bis 1986 saß sie im Frauenzuchthaus Hoheneck in Haft. Dem Historiker Sebastian Lindner zufolge gab es zwischen 1950 und 1989/90 24.000 Strafgefangene in Hoheneck, darunter 8.000 wegen politischer Straftaten. Nach der Haft gingen Labahns in den Westen.

Wieso haben Sie einen Ausreiseantrag gestellt?
Nachdem mein Mann sich geweigert hatte, in die SED einzutreten, begannen Schikane und Verfolgung. Er wurde vom Elektriker zum Schweinestallausmister degradiert. 1980 stellten wir einen Ausreiseantrag. Danach verschwanden zwei unserer drei Kinder im Heim, aus unserer Wohnung wurden die Möbel und Bekleidung gestohlen, mein Mann kam in Haft. Ich floh mit dem dritten Kind nach Rügen, wo uns die evangelische Kirche an die Stasi verriet. Kontakt zu Ehemann und Kindern ließ sich in der Zeit nicht aufbauen, stattdessen hieß es: „Nehmen Sie Ihren Ausreiseantrag zurück.”

Hatten Sie Hilfe?
Nein, diese Leute wären selber in die Mühlen der Stasi geraten. Nur die Georgen-Parochial-Gemeinde in Ost-Berlin hat der Stasi die Stirn geboten und vielen Menschen mit Ausreiseantrag Arbeit und Unterkunft gegeben – andernfalls hätte man uns wegen asozialen Verhaltens einsperren können. In der Zwischenzeit war auch das dritte Kind ins Heim gekommen und ich auf Bewährung, mein Mann zu Haft verurteilt worden. Auf Anraten von Manfred Stolpe stellten wir später einen Antrag auf Staatenlosigkeit. Wir nahmen unsere DDR-Ausweise nicht an und wurden sofort verhaftet. Ich wurde wie mein Mann zu anderthalb Jahren Haft verurteilt, und zwar nach § 214 StGB-DDR (Beeinträchtigung staatlicher Tätigkeit) und nach § 143 StGB-DDR (Vereitelung von Erziehungsmaßnahmen). Nach der Einzelhaft im Untersuchungsgefängnis kam ich ins Frauenzuchthaus Hoheneck. Dort teilte ich mir mit 35 anderen Frauen, darunter 34 Mörderinnen, eine Zelle.

Wie war der Alltag im Gefängnis?
Wir arbeiteten in drei Schichten an sechs Tagen die Woche. Wurden Devisen gebraucht, arbeiteten wir auch 13 Tage durch. Meine Aufgabe war das Heißformen. Dafür musste der Rohling einer Strumpfhose für den Westen über ein sehr heißes Bügelbrett gezogen werden. Dass ich dabei sehr giftige Dämpfe einatmete, ist heute bewiesen. Jeden Sonntag gab es das „Neue Deutschland” zu lesen und alle vier bis sechs Wochen Kino. Das musste man sich aber verdienen, ich war nur ein Mal dort. Wir Politischen waren in der Rangordnung der letzte Dreck. Alle drei Wochen konnte ich auf dem Freihof andere Politische treffen und während der letzten acht Wochen kam eine Politische in meine Zelle. Mit meinem Mann hatte ich in der ganzen Zeit einmal Kontakt. Mit Pfarrer Müller-Zetzsche aus Berlin gab es einige Briefe. Kontakt zu den Kindern war mir verboten.

Wurden Sie für die Arbeit entlohnt?
Nach 21 Monaten hatte ich rund 32 DDR-Mark auf meinem Entlassungskonto. Wir mussten schließlich für Unterkunft und Verpflegung bezahlen.

Wie stand es um die Hygiene?
Seit ich aus dem Zuchthaus raus bin, liebe ich sehr heißes Wasser zum Baden und Duschen. Wir Politischen hatten immer nur kaltes Wasser. Duschen war einmal in der Woche, die Zähne habe ich mit Kalkfarbe von der Toilettenwand geputzt. Bei meiner Entlassung hatte ich fast nur noch Zahnwurzeln im Mund. Bei einer Läuseplage bekam ich ein Mittel zum Haarewaschen, von dem mir die Kopfhaut blutete.

Wie übersteht man so eine lange Zeit?
Indem man hart und kalt wird und immer im Hinterkopf hat: „Ihr könnt mich nicht brechen”. Das gibt eine innere Stärke, die sich niemand vorstellen kann, der so etwas nicht erlebt hat.

1986 kamen Sie und Ihr Mann frei und gingen in den Westen. Ihre Tochter kam ein Jahr später nach, Ihre Söhne erst nach dem Mauerfall. Wie ging es im Westen weiter?
Unsere Tochter war für eine Zwangsadoption schon zu groß. Die Jungs wollte man bis zum Schluss zur Adoption freigeben. Vor allem ging der Kampf gegen die Stasi weiter. Aber jetzt waren wir nicht mehr allein. Eine Anwältin aus West-Berlin übernahm sofort die Angelegenheiten unserer Kinder. Mein Mann fand schnell eine Arbeit als Elektriker und ich konnte bei der Diakonie als Altenpflegerin arbeiten.

Erhielten Sie Genugtuung und Entschädigung?
Nach langem Kampf erhalten wir Entschädigung und 300 Euro Opferrente. Das reicht nicht für Genugtuung, zumal wenn die Täter eine gute Beamtenpension erhalten. Alle ehemaligen Politischen aus Hoheneck haben fast die gleichen Beschwerden: Schlaflosigkeit, Alpträume, unruhige Beine, Herzrasen. Wir können nicht beweisen, dass es Haftnachfolgeschäden sind, deshalb wird von der Rentenversicherung nichts anerkannt. Den Alt-Genossen werde ich nie verzeihen, was sie mit unschuldigen Kinderseelen gemacht haben. Es hat Jahre gedauert, bis unsere Kinder wieder Vertrauen zu uns hatten. Unseren Jüngsten hat man sogar erzählt, dass wir tot sind. Verwinden kann ich nicht, dass Leute aus der alten Stasi-Garde bis heute Beamte sind und immer noch über mich entscheiden können.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft?
Dass man den Zeitzeugen zuhört. Bei manchen Fernsehsendungen habe ich das Gefühl, dass beschönigt werden soll, was nicht zu beschönigen ist.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 4: „Horch, Guck und Greif“

HAFT UND ABSCHIEBUNG

Herrschaftsmittel der SED-Diktatur

von Prof. Dr. Rainer Eckert

Diktaturen nehmen Einfluss auf alle Lebensbereiche ihrer Bevölkerung und versuchen, jeglichen Widerstand gegen sie zu unterdrücken. Im politischen System der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und danach der DDR hatte die politische Repression – und mit ihr der Strafvollzug und das politische Strafrecht – einen herausgehobenen Stellenwert. Unter sowjetischer Besatzungsherrschaft übten besonders die Sowjetischen Militärtribunale politischen Terror aus, Gegner der kommunistischen Herrschaft wie auch gänzlich Unbeteiligte wurden verurteilt, in die Sowjetunion verschleppt, in Moskau hingerichtet oder auf deutschem Boden in Speziallagern interniert. Von den hier festgehaltenen ca. 189.000 Häftlingen übergab die Sowjetunion nach Auflösung der Lager im Jahr 1950 fast 14.000 der SED-Diktatur. 3.422 Internierte wurden in den „Waldheimer Prozessen" zu langjährigen Freiheitsstrafen, 33 von ihnen aber auch zur Hinrichtung, verurteilt.

Menschen, die aus politischen Gründen inhaftiert worden waren, kamen in die Untersuchungshaft des Ministeriums für Staatssicherheit – so in die zentrale Untersuchungshaftanstalt in Berlin-Hohenschönhausen oder in Gefängnisse in den jeweiligen Bezirksstädten – und nach ihrer Verurteilung in Haftanstalten, die dem Ministerium des Innern (MdI) unterstanden. Dazu kam das „Sondergefängnis für Staatsfeinde" (Bautzen II), das formal zwar ebenfalls dem MdI zugeordnet war, sich jedoch in den Händen der Staatssicherheit befand.

In Haft litten die politischen Gefangenen generell unter Benachteiligungen, sie waren in aller Regel in die strengste Stufe des Vollzugs eingeordnet und oft gemeinsam mit Kriminellen inhaftiert, deren Brutalität sie im Gefängnisalltag unterlegen waren. Die hygienischen Verhältnisse in den Haftanstalten waren unakzeptabel, die Zellen oft überbelegt und die Häftlinge zu billiger Zwangsarbeit, so auch für westliche Unternehmen, gezwungen.

Zu den politischen Häftlingen in Haftanstalten wie Bautzen oder Brandenburg gehörten Sozialdemokraten, bürgerliche Politiker, Zeugen Jehovas, kritische Schüler oder Studenten und schließlich auch Ausreisewillige. Dazu kamen als „Schädlinge", „Saboteure" und „Agenten" diffamierte Menschen.

Das Strafgesetzbuch der DDR enthielt eine Reihe von Paragraphen zur politischen Repression wie „Staatsverbrechen" oder „Straftaten gegen die staatliche Ordnung". Dazu kamen „Ungesetzlicher Grenzübertritt", „Beeinträchtigung staatlicher Tätigkeit", „Staatsfeindliche Hetze" oder „Staatsfeindliche Gruppenbildung". Die Zahl der vollstreckten Todesurteile liegt in der DDR bei etwa 200. Sie wurden bei Kapitalverbrechen wie Mord, aber auch für „Hochverrat", „Spionage", „Terror", „Diversion" und „Sabotage" verhängt. Die 1987 aufgehobene Todesstrafe wurde zuerst in Dresden und dann in Leipzig durch das Fallbeil und schließlich durch Genickschuss vollzogen. Die Haftanstalten der DDR waren vor allem durch politische Gefangene so überfüllt, dass sie durch insgesamt elf Amnestien entlastet werden mussten. Insgesamt gab es in der DDR etwa 180.000 Inhaftierte, die nach ihrer evtl. Entlassung in die DDR lebenslang unter Beobachtung standen und mit Schikanen zu kämpfen hatten.

Zwangsweise Ausbürgerungen aus politischen Gründen waren für die SED-Diktatur nicht kennzeichnend. Allerdings wurden politische Häftlinge verschiedentlich vor die Alternative Haft oder Ausreise gestellt und somit erpresst. Die wichtigsten Fälle von Ausbürgerungen sind die des kritischen Liedermachers Wolf Biermann nach einem Konzert in Köln 1976 und die des heutigen Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes Roland Jahn 1983 als einer der wichtigsten Persönlichkeiten der DDR-Opposition.

Nach der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa in Helsinki öffneten sich für ausreisewillige Ostdeutsche neue Möglichkeiten. Die SED-Diktatur betrachtete sie, von Mitte der 70er Jahre bis zum Oktober 1989 etwa 250.000 Menschen, anfangs als „rechtswidrige Antragsteller" und dann als unerwünschte „Übersiedlungsersuchende" und trat ihnen mit repressiven Maßnahmen entgegen. Auch ihre Familien und Kinder wurden schikaniert. Dazu kamen ihre Kriminalisierung wegen „Rowdytums" oder „asozialen Verhaltens" und Ordnungsstrafverfahren. Zwischen 1976 und Ende 1988 gab es rund 20.000 Ermittlungsverfahren gegen Antragsteller, die meistens mit Gefängnisstrafen endeten. Die Antragsteller ihrerseits griffen immer mehr zu öffentlichkeitswirksamen Maßnahmen, wie Demonstrationen, um auf ihr Anliegen aufmerksam zu machen.

Die Bundesrepublik kaufte politische Häftlinge aus DDR-Gefängnissen durch Devisenzahlungen oder durch Warenlieferungen frei. Durch diesen „Menschenhandel" gelangten insgesamt von 1964 bis zum Herbst 1989 33.755 politische Häftlinge in die Bundesrepublik. Dazu kamen noch ca. 250.000 Ausreisewillige. Durch diese Ausreise stabilisierte sich die Diktatur finanziell, verlor jedoch auch hochqualifizierte Bürger – aber auch der Opposition fehlten wichtige Menschen.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 4: „Horch, Guck und Greif"

MÄDCHEN MIT DEM ROTEN TRAININGSANZUG

Liedtext

von Schwarwel

Wie ein Schmetterling fliegt die Zeit vorbei
Ich bin wie gelähmt und ich bin nicht frei
Im Arenarund hab ich dich gesehn
Ach, es ist so schwer, doch ich muss jetzt gehn

Auf den Schultern von (auf den Schultern von)
Giganten standest du (Ahuuu)
Und ein Sportsoldat (und ein Sportsoldat)
Küsste deinen Schuh (meinen Schuh)

Deine Zukunft war (meine Zukunft war)
Fest in deinem Blick (fest in meinem Blick)
Durch Leistung zum Erfolg (von nichts kommt nichts)
Und dann nie mehr zurück (Aaaaah)

Und ich sah dich im glanzvollen Morgenschein
Seit dem Tag bin ich nie mehr allein (allein – Komm doch herein)
Du bist die, die meine Ketten und mein Herz zerschlug
Mädchen mit dem roten Trainingsanzug

Auslandsreisen und (Auslandsreisen und)
Danach Medizin (Hämoglobin)
Dafür gabest du
Deine Jugend hin (Serotonin)
Dopingspritzen in (Dopingspritzen in)
Deine junge Brust (meine junge Brust)
Doch dein Trainer hat (Sportdiplomat)
Nie davon gewusst (nie bewusst)

Und ich sah dich im glanzvollen Morgenschein
Seit dem Tag bin ich nie mehr allein (allein – Wie Plaste und Elaste)
Du bist die, die meine Ketten und mein Herz zerschlug
Mädchen mit dem roten Trainingsanzug

Und jetzt bist du hier (ich bin bei dir)
Und du bist mein (so soll es sein)
Zwar ein menschliches Wrack, (verdammtes Pack)
Doch mein Sonnenschein (mein Herz ist rein)
Gemeinsam hinken wir (du und ich)
Richtung Horizont (bitte stütze mich)
Und du sagst, du spürst (du, ich brauche dich)
Eine Schlechtwetterfront (lass mich nie im Stich)

Und wir stolpern im glanzvollen Morgenschein
Seit dem Tag sind wir nie mehr allein
„Ich bin die, die deine Ketten und dein Herz zerschlug“
Mädchen mit dem roten Trainingsanzug

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/maedchen-mit-dem-roten-trainingsanzug

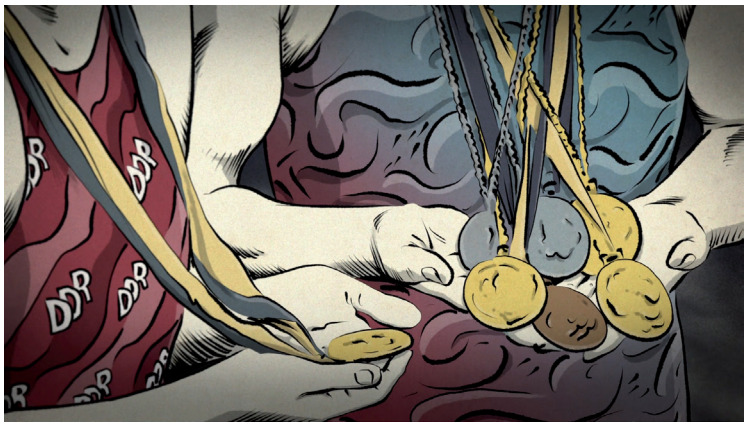
Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“,
Episode 5: „Mädchen mit dem roten Trainingsanzug“

DOPING IN DER DDR

Größenwahn auf Kosten der Gesundheit vieler Sportler

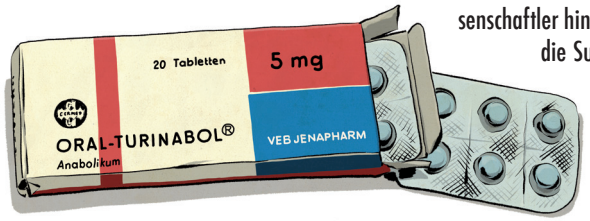
von Thomas Purschke

Die Medaillenbilanz des DDR-Leistungssports fällt auf den ersten Blick atemberaubend aus. 203 olympische Goldmedaillen, 768 Welt- und 747 Europa-Meistertitel konnten die DDR-Sportler*innen in nahezu vier Jahrzehnten bis zum Untergang 1990 sammeln. Bei olympischen Spielen gelang es der DDR mehrfach, sich unter den besten Drei im Medaillenspiegel zu behaupten. Für ein solch kleines Land mit 16,7 Millionen Menschen (1988) waren das zunächst beeindruckende Zahlen. Der olympische Spitzensport hatte für die DDR-Staatsführung eine sehr große Bedeutung, die Propaganda der staatlich gelenkten und zensierten DDR-Medien unterstützten dies nach Kräften. Die sogenannte Überlegenheit des Sozialismus und deren Menschen, auch in der kleinen DDR, gegenüber dem westlichen Kapitalismus, sollte in den Arenen der Welt manifestiert werden. Dieser absolute Größenwahn erfolgte auch auf Kosten der Gesundheit vieler Sportler.



Denn neben all dem Trainingsfleiß sowie den Qualen der Athleten und der einseitigen staatlichen Förderung bestimmter Sportarten, neben den vielen Sportclubs sowie der Einrichtung von Kinder- und Jugendsportschulen und der trainingswissenschaftlichen Betreuung gab es auch eine besonders dunkle Seite. Es war der 1974 vom Zentralkomitee der DDR-Regierungspartei SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) beschlossene, streng geheime Staatsplan 14.25. Damit wurde ein weltweit einmaliges, perfides Staats-Dopingsystem geschaffen, das bis 1990 maßgeblich für den Medaillenglanz der DDR auf dem internationalen Parkett mitverantwortlich war. Bereits in den 60er Jahren waren DDR-Athleten schon zielgerichtet mit männlichen Sexualhormonen gedopt worden. Doch ab 1974 erfolgte in allen olympischen Disziplinen ein umfassender und systematisch geplanter Einsatz von gesundheitsschädlichen Dopingmitteln im Leistungssport. Dazu wurden eine Vielzahl staatlicher Behörden, wissenschaftlicher Institute und medizinischer Einrichtungen aus der gesamten DDR in die Erforschung und Anwendung dieser Präparate eingebunden.

Hauptproduzent der Hormonpräparate für den Elitesport war die Firma VEB Jenapharm in Jena (Thüringen). Neben dem dort hergestellten Anabolikum mit dem Namen „Oral-Turinabol" – ursprünglich ein rezeptpflichtiges Medikament für schwerkranke Menschen –, das über zwei Jahrzehnte in großen Mengen ohne medizinische Indikation an Spitzensportlern eingesetzt wurde, produzierte Jenapharm auch zahlreiche Steroidsubstanzen, die nach dem DDR-Arzneimittelgesetz nicht zugelassen waren, aber dennoch von Medizinern und Trainern verabreicht wurden. Über die gravierenden Nebenwirkungen dieser Präparate wurden die Athleten kaum aufgeklärt. Viele sind heute geschädigt, leiden unter Hormon- und Stoffwechselstörungen, Krebs, starker Vermännlichung, gynäkologischen Schäden, Suchterkrankungen, Depressionen, schweren Organ- und orthopädischen Schäden.



Durch diese Doping-Betrugsmittel waren die Sportler in der Lage, zum Beispiel in der Leichtathletik in kraftintensiven Disziplinen, ihre Bestleistungen innerhalb von wenigen Jahren erheblich zu steigern. Im Speerwurf der Frauen konnten es acht bis 15 Meter mehr sein, im Diskuswerfen der Männer um die zehn bis zwölf Meter.

Die DDR-Geheimpolizei Stasi mit ihren vielen Spitzeln, darunter auch zahlreiche Wissenschaftler, hatte für die strikte Geheimhaltung zu sorgen, dass diese kriminellen Sportmanipulationen auch geheim blieben.

Bereits 1969 machte in der Bundesrepublik der Heidelberger Zellwissenschaftler Werner Franke mit seiner Frau Brigitte Berendonk auf den perfiden Sport-Betrug durch Doping öffentlich aufmerksam. Doch erst nach dem Untergang der DDR gelang es ihnen, auch die schriftlichen Belege in den Tresoren der DDR-Institute für die Nachwelt zu sichern. Der couragierte Aufklärer Werner Franke brachte diese kriminellen Menschenversuche vor Gericht. Dabei stellte sich heraus, dass im Schwimmen bereits zehnjährige Mädchen und kaum ältere Jungen mit männlichen Sexualhormonen gedopt wurden, was ein medizinisches Verbrechen ist. Warum viele Eltern, denen ja die in Teilen erheblichen körperlichen und muskulären Veränderungen ihrer Kinder in der DDR nicht verborgen geblieben sein dürften, damals dennoch nicht eingriffen und ihre Nachkommen nicht vor Schlimmerem schützten, dies ist bis heute weitestgehend ein Tabuthema geblieben.

Bei den im Sommer 2000 abgeschlossenen Verfahren zum Staatsdoping wurden lediglich wenige Spitzenfunktionäre, wie der langjährige DDR-Sportchef Manfred Ewald sowie der Vize-Chef der Sportmedizin Manfred Höppner, zu Freiheitsstrafen auf Bewährung sowie Vize-Sportchef Thomas Köhler und mehrere Ärzte und Trainer zu Geldstrafen verurteilt. Die zahlreichen DDR-Wissenschaftler hingegen, die die Dopingforschung betrieben und die Substanzen und Psychopharmaka ausschließlich für den gezielten Einsatz an Sportlern entwickelt und produziert haben, gingen komplett straffrei aus.

Im Jahr 2018 gestand der DDR-Zehnkampf-Olympiasieger von 1988 in der Leichtathletik Christian Schenk, dass er als erwachsener Athlet wusste, dass er Doping-Pillen bekam. Mit dem Betrug hatten sich besonders in den 80er Jahren, viele mündige DDR-Sportler arrangiert.
Auch dies gehört zur Wahrheit über den DDR-Sport.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 5: „Mädchen mit dem roten Trainingsanzug"

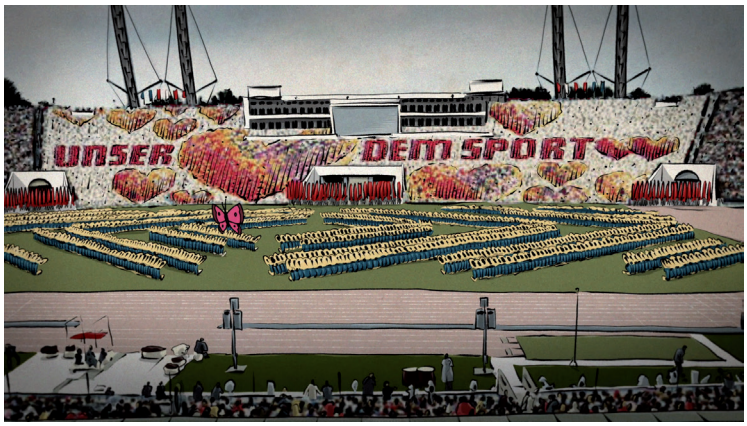
„UNSER HERZ DEM SPORT“

Massenveranstaltungen

von Heidrun Strauß

Bei diesem Thema fallen mir sofort die Turn- und Sportfeste der DDR in Leipzig ein. Strahlend junge Turnerinnen auf den Schultern von muskelbepackten Sportstudenten. Bildschön anzusehen und im Hintergrund prangten auf der sogenannten Osttribüne DDR-Slogans wie „Wir stärken unsere DDR“, „Sozialismus“ und „Immer bereit“.

Auf der Osttribüne saßen Schüler*innen ab einem bestimmten Alter, die nach einem Schema Fähnchen hochhalten mussten, damit genau die erwünschten Bilder zu sehen waren. Beliebt waren die Turn- und Sportfeste schon, es war eine bunte Zusammenkunft von Schüler*innen und Jugendlichen, die fernab von jeglichem Schulalltag in Zelten oder Turnhallen campierten und eher ein lockeres „Ferienlager-Ambiente“ zu spüren bekamen.



In Erinnerung sind mir aber eher die Sportler*innen geblieben, die einem harten Alltag ausgesetzt waren, und hier habe ich den Bezug zu meiner eigenen kleinen Familie. Unsere Tochter, gerade einmal zehn Jahre alt, fährt zwei bis drei Mal in der Woche nach dem Unterricht allein mit dem Bus in die Kreisstadt zum Leichtathletik-Training ins sogenannte „Trainingszentrum“. Hier durften nur Schüler*innen hin, die sehr gute schulische und sportliche Leistungen hatten und bereit waren, nicht für eine Schulauswahl, sondern für die Kreisauswahl bei Wettkämpfen zu starten. Nach dem Training kam unsere Tochter (wieder mit dem Bus) völlig erschöpft nach Hause. Für uns war das damals überhaupt kein Problem, das Training war hart, machte ihr aber trotzdem Spaß, und am Wochenende war Wettkampf.

Auf der ersten großen Zusammenkunft von Trainer*innen, Eltern und Sportler*innen wurde über die Kadersuche für die Kinder- und Jugendsportschule (KJS) offen gesprochen. Mädchen und Jungen, die sich im Trainingszentrum durch besonders gute sportliche und schulische Leistungen hervorgetan haben, sollten an eine Sportschule in Leipzig delegiert werden, mit Internatsunterbringung, 24-Stunden-Betreuung durch fremde „Pädagog*innen“, Trainer*innen und Ärzt*innen. Nach dieser Zusammenkunft stand für uns fest, unsere Tochter wird niemals auf solch eine Schule gehen, mit Entzug von den Eltern. Das Trainingszentrum hatte sich danach auch erledigt, da eine sogenannte „Umstrukturierung“ stattfand und unsere Tochter in einer anderen Sportart trainieren sollte, was sie selbst und auch wir jedoch nicht wollten.

Ich selbst nahm während meiner Schulzeit an der Erweiteren Oberschule (EOS) bis zum Abitur nicht an großen, von der SED inszenierten Massensportveranstaltungen teil, da war ich wohl eher zu schlecht im Sport. Aber ich konnte sehr gut schießen und so wurde ich Mitglied der Arbeitsgemeinschaft „Militärischer Mehrkampf“ (MMK). Das war eine Sportart mit Biathlon vergleichbar, nur ohne Ski. Das Training bestand aus einem Mix aus Langstreckenlauf und Schießübungen mit dem Kleinkalibergewehr auf einem besonderen Schießplatz. Das Lauftraining war für mich der absolute Horror und irgendwann war ich zwar im Schießen sehr gut, aber meine Laufzeit wurde immer schlechter. Ich durfte dann nicht mehr an Wettkämpfen teilnehmen, verlor das Interesse am Training und aus der GST – der vormilitärischen Massenorganisation „Gesellschaft für Sport und Technik“ – bin ich dann auch ausgetreten.

Mein (negatives) Erlebnis hatte ich mit der GST dann nur kurze Zeit später. Ich musste zusammen mit allen frisch immatrikulierten Student*innen der Fachrichtung Außenwirtschaft vor dem offiziellen Studienbeginn für insgesamt drei Wochen ins GST-Lager an die Ostsee. Diese Zeit war die schlimmste während meines Studiums. Der Sinn des Lagers bestand darin, dass sich die neuen Student*innen besser kennenlernen und füreinander einstehen sollten.

Wir mussten während der gesamten Zeit hässliche graue Uniformen tragen, waren in riesigen Armeezelten untergebracht, durften das Lager nur mit Ausgangsschein und niemals allein verlassen. Vor dem Frühstück wurden unsere Betten kontrolliert, damit auch die Decken im richtigen Winkel lagen, dann war Frühsport und Appell.

Danach begann die eigentliche ideologische und sportliche Ausbildung. Ich kann mich an Seminare ähnlich wie der Staatsbürgerkunde-Unterricht in der Schule erinnern. Aber viel schlimmer war für mich der Drill, dem wir ausgesetzt waren. Wir mussten bei Hitze kilometerweit am Strand lang rennen und durch den Ostseesand kriechen. Wofür das gut sein sollte, hat sich mir bis heute nicht erschlossen. Ein Teil der Ausbildung bestand auch darin, mit einer Maske über dem Kopf in einem mit Gas gefüllten Zelt unsere Mitstudent*innen zu retten. Bei so einer Aktion bin ich umgefallen und bekam vom Lagerarzt eine Befreiung vom Gaszelt. Wer in irgendeiner Weise gegen die Lagerordnung verstieß, bekam keinen Ausgang ins nahegelegene Dorf und musste irgendwelche „Strafarbeiten“ erledigen (z. B. Abwaschdienst in der Küche, Sanitäranlagen reinigen usw.)

Ich hatte mich auf das Kennenlernen meiner Kommiliton*innen und auf die Ostsee gefreut und ich denke, nicht nur ich hatte diese Vorfreude, die jäh zerstört wurde. Wir Student*innen haben dann während unserer Studienzeit noch oft über dieses negative Ereignis gesprochen und waren froh, dass wir nicht noch einmal in dieses Lager mussten.

Früher war ich mit meinen Eltern sehr oft im Urlaub auf dem Darß und hatte ein wohliges Gefühl der Familiengeborgenheit in mir. Das wurde durch das GST-Lager in jäher Weise zerstört. Ich wollte jahrelang nicht an die Ostsee in den Urlaub, und erst zusammen mit unserer kleinen Tochter hatte ich später wieder Freude am Ostseestrand.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 5: „Mädchen mit dem roten Trainingsanzug“

TRADITION SCHIESST KEINE TORE

Die Nachwehen des DDR-Fußballs

von Tom Waurig

Fast 30 Jahre nach der Wiedervereinigung ist von den Erfolgen des DDR-Fußballs wenig übrig. Viele Klubs kämpfen ums Überleben und hoffen auf bessere Zeiten.

Ganz Fußballostdeutschland giert nach diesem einen langersehnten Erfolgsmoment. Bei allen fußballromantischen Menschen keimt jede Saison wieder Hoffnung auf, dass wenigstens einem der Vereine, die sich zwischen Ostseestrand, Thüringer Wald und dem Dreiländereck tummeln, endlich wieder der Aufstieg in die erste Bundesliga gelingt. Denn die umjubelten Serienmeister und Europapokalfinalisten aus DDR-Zeiten dümpeln seit Langem schon in den Niederungen des deutschen Fußballs herum. Nach der Wiedervereinigung haben sich die einstigen Vorzeige-Klubs des Regimes zwar noch im Fußball-Oberhaus versucht, sind aber meistens krachend gescheitert und kämpfen sich nun im Schneckentempo zurück. Rückschläge sind dabei mehr Regel denn Ausnahme. Während der Fanatismus geblieben ist, bleiben die großen Erfolge aus.

Die Gründe für diesen sportlichen Einbruch wurden schon oft beschrieben: Die Sportklubs und Betriebssportgemeinschaften, die von Staat, Polizei, Armee oder großen Kombinaten finanziert wurden, verloren über Nacht ihre wirtschaftliche Grundlage. Und ihnen fehlten die Erfahrungen im Profibereich. Während prominente Spieler mit der Wiedervereinigung das Weite suchten und bei großen Vereinen anheuerten, um Karriere zu machen, begaben sich die klammen Vereine in die Hände privater Finanziers, die die wirtschaftliche Situation der Klubs auf Jahre ramponierten.

Wenn Fußball politisch wird

Dass es auch anders geht, beweist ein Verein aus Leipzig, mag der Fußballlaie denken. Mit dem Vermögen eines österreichischen Brausekonzerns im Rücken, trat der Klub den Gang durch die Ligen an. Heute spielt Rasenballsport Leipzig gegen Bayern oder Dortmund und kämpft um die oberen Plätze in der Bundesliga mit. Doch Tradition und Mitglieder fehlen bei „RB“ genauso wie die viel zitierte Euphorie, die den deutschen Fußball zu etwas Besonderem machen. Bleiben die triumphalen Siege aus, sind auch die Ränge in der Arena nur übersichtlich gefüllt. Und bei echten Highlight-Spielen sieht das Publikum meistens nur Klatschpappenchoreographien aus der Dose. Für so gut wie alle hartgesottenen Fans ist dieses Leipziger Projekt der Feind – für sie bedeuten die Spiele nämlich keinen lockeren Zeitvertreib, sondern Emotionen und Hingabe.

Wer also die politische Dimension im Fußball verstehen will, wird in Leipzig fündig. Auch wenn sich einige Fans immer noch hinter dem Feigenblatt des unpolitischen Sports verstecken, hat das wenig mit der Realität zu tun. Allein in der Messestadt gibt es explosive stadtinterne Rivalitäten. Die Szene von Lok Leipzig ist von Rechtsextremen durchsetzt, Fans der BSG Chemie und dem Roten Stern stehen der Antifa nahe. Leipzigs Fußballfankultur ist nicht nur leidenschaftlich, sondern auch extrem politisiert. Und die Fans und Vereine schmücken sich nur allzu gern damit.

Der Wettstreit um das runde Leder schweißt nicht nur zusammen, sondern spaltet auch. Immer dann, wenn aus Abneigung Gewalt wird. Auch das ist nichts Neues in der ostdeutschen Fanszene. Bei Derbys in Rostock, Cottbus, Dresden oder Magdeburg ist die Polizei schon Wochen vorher in Alarmbereitschaft und postiert beinahe jedes verfügbare gepanzerte Vehikel und aufmunitioniertes Personal rund um die Stadiontore. „Risikospiel“ heißt das dann im Liga-Jargon. Ausschreitungen randalierender Fans gab es auch in den 80er Jahren schon. „Fußballrowdys“ hießen diese Gruppen im offiziellen Sprachgebrauch der DDR-Führung. Heute überschneiden sich Hooligans mit der rechtsextremen Szene. Die Hitlergruß-Orgien in den Reihen des Cottbuser Anhangs, der zwischenzeitlich auch nur noch viertklassig jubelte, waren da nur die jüngsten Vorfälle.

Volle Ekstase auf den Rängen

Nach der Wiedervereinigung wurde der Fußballsport zu einem Massenphänomen und hat sich kommerzialisiert – die Branche setzt mittlerweile Milliarden um. Für die Fans hingegen ist der Gemeinschaftsaspekt oft bedeutender als das Spiel selbst. Denn das Mittendrin-statt-nur-dabei-Gefühl treibt vielen immer wieder ein breites Grinsen aufs Gesicht. Auf den Rängen wird lauthals gesungen, überschwänglich gefeiert und enthusiastisch gelitten. Für die stimmungsvolle Kulisse sorgen dabei die viel gescholtenen Ultras, die sich uneigennützig für ihren Verein aufreiben und kostbare Freizeit für Choreographien opfern. Ekstatisch peitschen sie ihre Mannschaft an. Ihre Wochenenden gehören ganz dem Fußball. Diese leidenschaftlichen Fangruppen haben enormen Zulauf, Klubs und Spieler loben den oft farbenprächtigen Beistand in den Himmel.

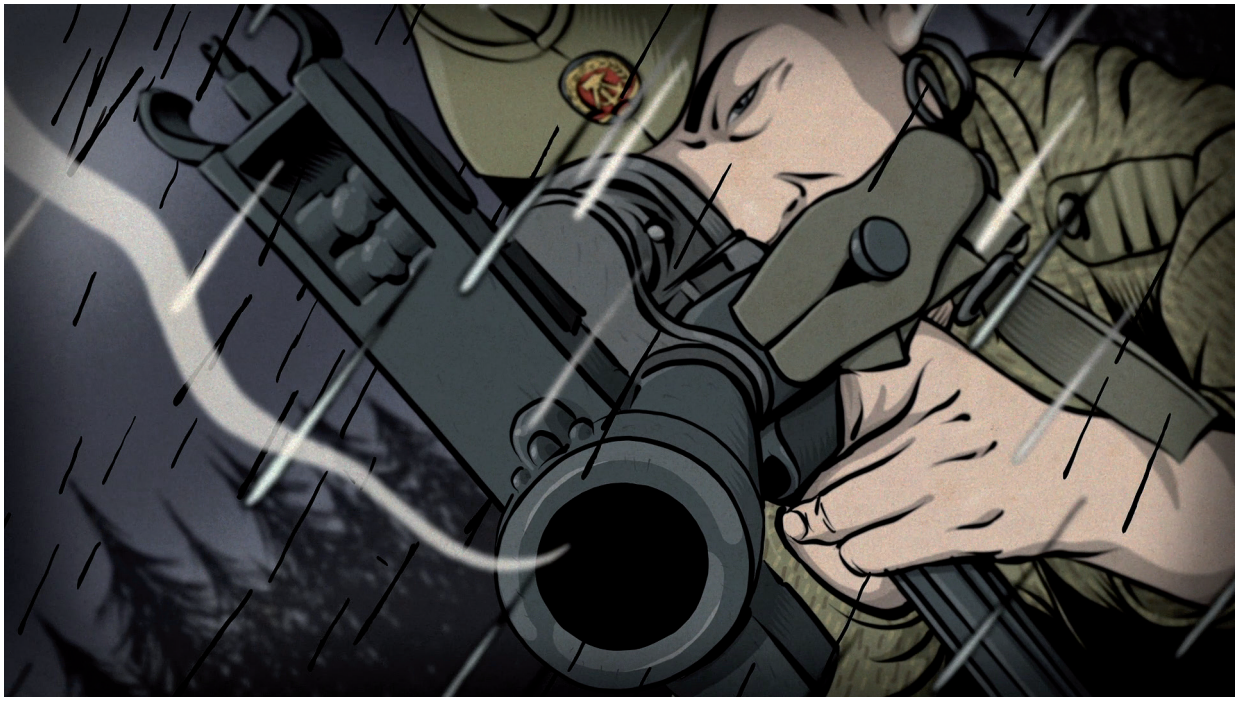
Tatsächlich gelten die Ultras inzwischen als größte Jugendkultur in Deutschland. Viele Tage oder sogar Wochen verbringen sie damit, ihre detailverliebten Inszenierungen zu entwerfen, zu denen auch bengalische Fackeln gehören. Die sind in den bundesdeutschen Stadien eigentlich verboten, aber eben auch integraler Bestandteil der Fankultur. Die Ultras prägen inzwischen die Kurven der Fußballstadien. Der subkulturelle Aspekt und das manchmal „nonkonforme Verhalten“, erklärt die Fanforschung, wirken anziehend auf jene, die Fußball nicht nur konsumieren wollen.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 5: „Mädchen mit dem roten Trainingsanzug“

SCHIESSBEFEHL

Liedtext

von Schwarwel



Sie ham mich gezogen und ich muss an die Mauer
Mit ner AK-47 leg ich mich auf die Lauer
Will da einer entfleuchen, lässt es sich nicht vermeiden:
Es heißt er oder ich – ich muss mich entscheiden

Will ich später studiern oder ab in den Bau?
Will ich Sekt oder Selters? Mein Magen wird flau
Heute kam gottlob keiner – ich mein: „Honi sei Dank!"
Ich leg mich ins Bett und die AK in den Schrank

Und ich träume
Ich träume so schlecht

Fünf Uhr wecken und sammeln und ich kotze im Strahl
Einstrich-Keinstrich ist klebrig, doch das is mir egal
Nächste Schicht an der Grenze und es schüttet von oben
Bärenfotze im Anschlag – heute lass ich mich loben!

Denn Loben heißt Urlaub und Urlaub ist gut
Ich knall meine Kleene und ich tank neuen Mut
Was Schießbefehl meint, wissen nur Kameraden,
Die neben mir dienen in diesem Saftladen

Und ich träume
Ich träume so schlecht
Rata-Tata-Tu
Und raus bist du

Sie ham mich gezogen, weil sie wissen, was geht
Ich pass ins Profil, ich bin der, der besteht
Ich will noch viel mehr, ich bin kein Verräter
An der Mauer werd ich heut vom Opfer zum Täter

Denn ich seh einen flitzen, der will einfach fliehn
Der will sich dem Osten für immer entziehn
Der will jetzt nach Drüben, ich nehm ihn aufs Korn
Ein Schuss hallt, ich hab ihn! – er kippt nach vorn

Seitdem träume
Seitdem träume ich schlecht
Rata-Tata-Tu
Und raus bist du – Uh!

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/schiessbefehl

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 6: „Schießbefehl"

MAUERTOTE

Die Unbeachteten

von Holger Kulick

Fast 15.000 Säcke mit zerrissenen Stasi-Akten gibt es noch, und manchmal halten diejenigen, die sie sichten, den Atem an. Mitunter stoßen sie auf zerfetzte Tatortfotos, aufgenommen irgendwo an der innerdeutschen Grenze. Beim ersten Mal, als mir ein Archivar der Stasi-Unterlagen-Behörde solche Bilder zeigte, stammten sie aus einem Grenzwachturm. Einschusslöcher an den Wänden sind zu sehen, eine Blutlache und darin ein verbluteter Grenzer. Sein Kollege war offenbar geflohen, das Opfer wollte dienstbeflissen die Flucht verhindern und kam bei der Auseinandersetzung der beiden um.

Tatort-Kennziffer 859/64. Die nächsten Fotos aus Tagesberichten des Ost-Berliner „Grenzkommandos Mitte" zeigen den entkleideten Körper eines 17-jährigen Lehrlings, der im November 1964 in Treptow durch die Spree fliehen wollte, ratzfatz erschossen, von hinten im Wasser. Die Leiche zeigt fünf Einschusslöcher im Rücken und eins in der Brust, auf einer beigefügten Skizze sind säuberlich Schusskanäle eingezeichnet und durchnummeriert.

Solche Dokumente sind die blutigsten Spuren der deutschen Teilung und fieberhaft hat die Stasi vor ihrer Auflösung 1990 noch versucht sie zu beseitigen. Denn nur die Geheimpolizei der DDR und die Partei- und Staatsspitze erfuhren von solchen Taten und hielten sie streng geheim, ganz egal, ob dabei Flüchtlinge abgeknallt wurden oder Grenzer, ob schwimmend von Hiddensee aus Flüchtlinge Dänemark erreichen wollten, vor Erschöpfung in den Wellen starben, später von Schiffsschrauben zerfetzt. Oder ob im Grenzkontrollpunkt Friedrichstraße Rentner einen tödlichen Herzinfarkt erlitten, weil Kontrollen zu schikanös waren. Auch solche Mauertoten gibt es.

Im Fall des im Wasser erschossenen 17-Jährigen sprechen auch die zusätzlich aufgefundenen Ermittlungsakten Bände. Ein Arzt aus dem Ostberliner Klinikum Charité leitete die Obduktion und hat im Abschlussbericht geschickt verschleiert, dass der junge Mann durch Schüsse starb. Zynisch ist stattdessen von „Stoffdefekten" und „Defekten an der Oberhaut" die Rede.

Nachlesbar ist auch, dass die Eltern irgendwann Vermisstenanzeige stellten, weil ihr Sohn nicht mehr auf seiner Arbeitsstelle erschien. Sie treibe die Sorge, dass er sich aus Angst vor Strafe irgendwo versteckt. Dann wird ihnen vorgegaukelt, er sei aufgefunden worden – leider ertrunken beim Schwimmen, doch eine Inaugenscheinnahme der Leiche wird ihnen verwehrt.

Darf man heute solche Tatort- und Leichen-Fotos zeigen?
Ja, in anonymisierter Form. Und man muss.
Nur so lässt sich vor Augen führen, wie weit diese manchmal „Wohlfühl-Diktatur" genannte DDR ging, um Menschen daran zu hindern, ihr Land „illegal zu verlassen", ob für immer oder mal nur kurz zum Besuch beim Nachbarn. WIESO durften sie das nicht? Wegen dem Machthunger einiger weniger und der Duckmäuserei wiederum vieler, die dieses System durch Angst oder Wegschauen unterstützten.

Erschreckend ist obendrein, dass die DDR in ihren „sozialistischen Bruderstaaten" Ungarn und der Tschechoslowakei ebenso darauf drängte, DDR-Bürger als Grenzverletzer „unschädlich zu machen", die versuchen sollten, über deren Landesgrenzen nach Deutschland oder Österreich zu fliehen.
Wer solche Akten-Bände studiert, kommt unvermeidlich zum Weinen.

Im August 1977 versuchen beispielsweise zwei Arbeitskollegen aus Eisenhüttenstadt, spontan bei Rybnik einen Weg über die Grenze zu finden. Die Grenzer rufen zwar „Stoi, stoi" (Halt, halt), aber dann schießen sie auch schon. Einer der beiden Fliehenden stirbt, der andere wird verhaftet. Mit einer DDR-ähnlichen Grenzsicherung gerechnet, so ergibt das Vernehmungsprotokoll, hatten sie nicht, und stattdessen schon euphorisch beschlossen, wie sie ihre DDR-Verwandten verschlüsselt informieren wollten, dass sie jetzt im Westen sind. Mit der Telegramm-Zeile: „Habe passende Jeans bekommen".

Ein Jahr später wagen im Raum Všeruby zwei 19-jährige Zwillingsbrüder aus Berlin-Lichtenberg die Flucht mit ihrem Motorrad und zu Fuß. Sie überwinden sogar einige Grenzsperren, lösen aber nach 400 Metern einen Alarmdraht aus. Gezielte Schüsse beenden auch ihre Flucht. Frank P. wird durch einen Kopfschuss getötet, sein Bruder überlebt mit einem Hals- und Armdurchschuss in einem Prager Haftkrankenhaus.

Auf die Eltern wird geschickt Druck ausgeübt, einem Vorschlag der Stasi zuzustimmen, „alles zu unternehmen, dass diese Grenzprovokation weder zu internationalen Konflikten zwischen der DDR und der ČSSR noch zu gegnerischen Hetzkampagnen genutzt wird". Frank P. „sei bei einem Verkehrsunfall mit dem Motorrad in der ČSSR tödlich verunglückt", sollen sie Verwandte und Bekannte belügen. Damit nichts schief läuft, „sichert" das MfS die Bestattung „operativ ab".

Es gibt weitere Fälle, einer tragischer als der andere. Und auch ohne Schüsse kommt es zu Toten, alle in Wort und Bild belegt und nur teilweise ausgewertet. Mal zerfetzt ein Wachhund der Grenzer einen wehrlosen Flüchtling, mal verirren sich Flüchtlinge im dichten Grenzwald und erfrieren. Im September 1983 ertrinkt ein sechsjähriges Kind, als sich eine Familie aus Altenburg schon fast am Ziel wähnt und einen reißenden Fluss mit der Donau verwechselt. Beim Durchqueren wird ihr Kind unrettbar abgetrieben. Zur persönlichen Trauer kommt noch ein Strafverfahren – die Eltern werden der fahrlässigen Tötung bezichtigt.

Ohne die Ideologisierung im Kalten Krieg, ohne diese dämlich-dümmlichen Feindbilder vom sogenannten „Klassenfeind" oder „feindlich-negativen" Menschen, ohne diese absolut unnötige Mauer im Kopf und kreuz und quer durch Deutschland und Europa könnten so viele Menschen noch ihr Leben erleben. Wenigstens ein zentrales Mahnmal mit allen ihren Namen und Gesichtern und Beschreibungen ihrer Träume hätten diese Menschen verdient. Typisch deutsch wird aber derzeit nur gestritten, wie viele Mauertote es genau gab. Dabei ist schon jeder Einzelne einer zu viel.

Zwar wird in Berlins Mauergedenkstätte an der Bernauer Straße mit einer Fotowand zumindest an die über 140 Todesopfer an der Berliner Mauer erinnert. Und jeden Mittag halten Freiwillige in der benachbarten Kapelle der Versöhnung eine kurze Andacht über eins von ihnen ab. Aber wenn dort an jedem 13. August und 9. November auch der Mauer-Opfer gedacht wird, erfolgt die Kranzniederlegung der Politprominenz in der Regel an einer großen Begrenzungs-Stahlwand, abstrakt und kalt, aber nicht an dieser Fotowand. Als wolle man den Mauer-Toten auch heute nicht ins Gesicht sehen.

GRUNDWEHRDIENST IN DER NVA

oder den „Krieg bereits im Frieden besiegen“

von Dr. André Herz

So der Sinn des Dienstes in den sozialistischen Streitkräften und damit auch in der NVA. Diese war aus der kasernierten Volkspolizei hervorgegangen und am 1. März 1956 offiziell gegründet worden. Zunächst bestand die NVA als Freiwilligenarmee. Mit dem Wehrpflichtgesetz vom 24. Januar 1962 erfolgte für alle männlichen Bürger der DDR von 18 bis 26 Jahren nach dem Bau der Berliner Mauer und der Absicherung der Grenzen zur BRD der Zwang zum Dienst an der Waffe. Der Grundwehrdienst umfasste 18 Monate. Die in anderen Armeen übliche Möglichkeit, einen zivilen Wehrersatzdienst abzuleisten, gab es nicht. Die einzige Alternative war, ab 1964 als „Bausoldat“ den Dienst ohne Waffe abzuleisten. Und so ging der „Kelch“ zum Ableisten des Grundwehrdienstes auch an mir nicht vorbei und wurde mit Zustellung des Einberufungsbefehles Realität.

An einem grauen Novembertag begann der Dienst an der Waffe zur „Verteidigung der Heimat“ mit der Zugfahrt ins Objekt. Nach und nach kamen an den einzelnen Sammelpunkten andere Wehrpflichtige dazu, zum Teil schon angetrunken. Am Gestellungsort angelangt, wurde man von der Militärpolizei empfangen. Aufstellen und geordnet ins Objekt laufen war eine der ersten Militärmaßnahmen.
In der Kaserne wurde man einer Einheit zugeteilt und anschließend eingekleidet. Alle Ausrüstungsgegenstände, wie die Felddienstuniformen für Sommer und Winter, die Ausgehuniform, die Stiefel, der Stahlhelm etc. wurden auf einer Zeltplane gesammelt. Mit den Größen gingen die ausgebenden Soldaten sehr großzügig um: „Das passt schon, weitergehen!“ war die Kernaussage. Anschliessend ging es in die Stuben ans Anprobieren bis zum Befehl zum begutachten lassen: „Alle Soldaten in Felddienst Sommer – raustreten!“
So wurde alles im neuen, gebrüllten Kasernenton gemacht. Jedes Mal bei „Achtung!“ Haltung annehmen, sich anschreien lassen, wenn etwas falsch war, erneut raustreten. Immer mit einem „Zu Befehl, Genosse Unteroffizier!“. So ging es die halbe Nacht. Übermüdet ging der erste Tag zu Ende. Das war „unsere Armee“? So sollte es ab heute sein? Angebrüllt werden? Immer im Laufschritt?

Wir waren zu viert auf einem Zimmer, aus der ganzen Republik zusammengewürfelt. Wir hatte alle gerade das Abitur abgelegt – eine der wenigen Gemeinsamkeiten. Die NVA sorgte dafür, dass die meisten zu Egoisten wurden, um sich so gut wie möglich „abseilen“ und den Alltag in der Kaserne ertragen zu können. Das Wort Kameradschaft sollte durch meine Erfahrungen bei der NVA zu einer bedeutungslosen Phrase werden. Nachdem sich das sozialistische Bildungssystem bemüht hatte, aus uns „allseits gebildete sozialistische Persönlichkeiten“ zu machen, sollten wir jetzt zu „sozialistischen Soldatenpersönlichkeiten“ herangezogen werden. Dafür sorgten ab sofort Ordnung und militärische Disziplin mit der nötigen Härte.

Am nächsten Tag bekam unsere Stube Besuch. Ein Oberleutnant lockte zwei von uns – ehemalige Leistungssportler – in seine Einheit mit Aussicht auf Sport, Abenteuer und Ausbildung, die weit über das normale Maß hinausgehen sollte. Wir waren interessiert, jung und naiv dazu. Er stellte sich seine Truppe selbst zusammen. Ungewöhnlich, aber es schien spannend zu werden. Also zogen wir zu den Aufklärern um. Diese Einheit war insofern besonders, da sie fast nur aus Sportlern bestand. Die Kompanierekorde in den einzelnen Grundübungen waren extrem hoch (z. B. Anzahl der Klimmzüge = 56 Stück) und damit auch das Anforderungsniveau. Aber alles hat seinen Preis. Als Erstes bekamen alle eine Glatze geschoren – was grundsätzlich schon einen Verstoß darstellte. Danach lernten wir das übliche Soldaten-ABC kennen: Marschieren und exerzieren, ankleiden, Bett bauen, Schrank einräumen, schießen, militärischer Nahkampf usw., bis zur Vereidigung vier Wochen später. Hier sahen wir das erste Mal unsere Angehörigen wieder, wenn auch nur kurz.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 6: „Schießbefehl“

Als Aufklärer sollten wir etwas Besonderes, immer anders und vor allem besser als der Rest sein. Frühsport in der Uniformhose und Stiefeln, Oberkörper frei. Komplexe Übungen im Winter bei deutlichen Minusgraden in der-Sommeruniform. Nie wieder habe ich so gefroren. Einige haben sich am Feuer die Uniform verbrannt. Die Sturmbahn war für diese Einheit nur die Erwärmung: Für uns galt es nicht nur durchzukommen, sondern diese in einer Zeit zu absolvieren, die noch besser war als gefordert. Dazu hatten wir eine eigene Kampfbahn mit zahlreichen „Überraschungen“: Der Reifentunnel war nichts für Klaustrophobiker. Wir hatten Stress, da schnell durchzukommen, und wer Angst hatte oder nicht weiter wollte, wurde schon mal geschlagen, während der Rest warten musste. Interessant waren Übungen, bei denen wir irgendwo ausgesetzt wurden und innerhalb eines bestimmten Zeitraumes (24/48 Stunden) in Kleingruppen unerkannt von der Zivilbevölkerung ins Objekt gelangen sollten. Das war nur nachts möglich. Aber unerkannt? Wir gingen dabei schon einmal in Uniform, bewaffnet (ohne scharfe Munition) und schwarz angemalt in eine Kneipe, um etwas zu essen und zu trinken. Dank des Wirtes war beides für uns kostenfrei und keiner der Gäste hat uns „verpfiffen“. Ab und zu „überfielen“ wir bei Übungen andere Einheiten, um unsere elitäre Stellung zu festigen. Leider ging es einmal schief, da ein Soldat sich zu sehr wehrte und ein Seitengewehr (Bajonett) verloren ging. Bei den Vernehmungen zu diesem Vorfall wurden erstmals Praktiken in und durch unsere Einheit bekannt, welche die Regimentsführung dazu veranlasste, die Beförderung unseres Oberleutnants auszusetzen. Da er und seine Einheit sonst gute Leistungen vorzuweisen hatten, beließ man es dabei.

Im Dienst selbst konnte man sich durch gute Leistungen Belobigungen „erkämpfen“. Am Begehrtesten war der Sonderurlaub. Im Grundwehrdienst hatte man nur 18 Tage Urlaub über die gesamte Dienstzeit und insgesamt wenig Freizeit und nur selten Ausgang. Geschuldet war das dem hohen Grad der Gefechtsbereitschaft der NVA.
Diese Dauerkasernierung blieb nicht ohne Folgen für die Wehrpflichtigen. Die EK-Bewegung (EK = Entlassungskandidaten) war eine der Schlimmsten: Eingeteilt in Diensthalbjahren war man im ersten der „Glatte“, im zweiten der „Vitze“ oder „Zwischenpisser“ und im dritten und letzten der EK. Der EK hatte informelle Privilegien, die allgemein geduldet und je nach Objekt unterschiedlich ausgelebt wurden. Sie mündeten oft in hoch inhumanen inneren Verhältnissen, die mit Schikanierungen und Entwürdigungen von Soldaten einhergingen. Auch in unserer Einheit „funktionierte“ die EK-Bewegung, geduldet von den Offizieren, um die scheinbare innere Ordnung der Kompanie aufrechtzuerhalten.

Die Auflösungserscheinungen der DDR 1989 bekamen wir nur teilweise mit, aber Demonstrationen fanden später auch in unserem Regiment statt. Dabei ging es vor allem um Erleichterungen beim Dienst, regelmäßige Wochenendbesuche zu Hause und um eine Dienstzeitverkürzung. Parallel dazu wurde unsere Einheit aufgelöst – der Militärstaatsanwalt ermittelte. Einer von den neu eingezogenen Soldaten aus unserer Kompanie hatte sich nach zahllosen Schikanen aus dem Fenster gestürzt und nur knapp überlebt. Dazu kam eine Anzeige einer Kindergärtnerin, deren Kindergartengruppe beim Waldspaziergang von Soldaten unserer Einheit bei einer Übung mit vorgehaltener Waffe aufgehalten worden war. Sie war die Frau des stellvertretenden Regimentkommandeurs und hatte sich nicht nur zu Hause lautstark beschwert. Im Ergebnis wurden wir auf andere Einheiten aufgeteilt, ein Feldwebel wurde zum Soldaten degradiert und unehrenhaft entlassen, „unser“ Oberleutnant wurde zum Leutnant degradiert.

Für uns endete die Dienstzeit durch die politische Wende vorzeitig – ein glücklicher Umstand. Wir konnten und wollten jetzt mitgestalten, Demokratie leben und erleben. Unbequem sein, ohne mit Repressalien bedroht zu werden. Alles war möglich, auch wenn die Träume von damals nicht für jeden wahr wurden.
Die NVA selbst wurde am 2. Oktober 1990 um 24:00 Uhr aufgelöst und ging in der Bundeswehr auf.
Was blieb übrig von der Dienstzeit? Nichts außer unangenehme Erinnerungen, wenn DDR-Nostalgiker das Kinderlied „Soldaten sind vorbeimarschiert“ intonieren.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 6: „Schießbefehl“

SCHIESSBUDE

Spätes Arcade mit Polyplay

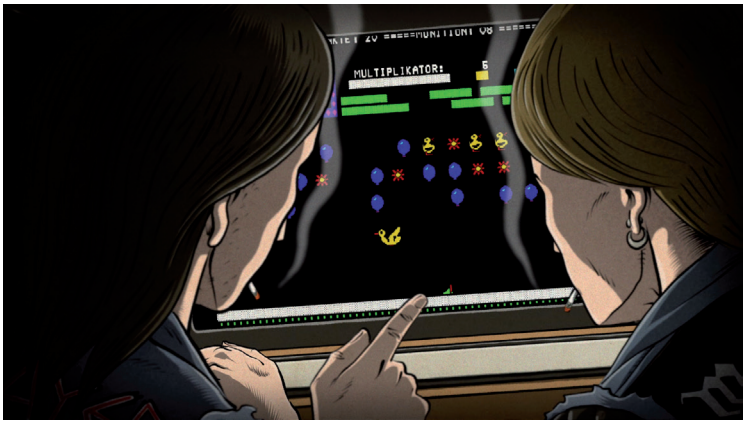
von Tobias Prüwer

„Nu Pogadi!“ – „Na warte!“ lautete der Schlachtruf im Räuber-und-Gendarm-Spiel zwischen „Hase und Wolf“. Zur gleichnamigen russischen Trickfilmreihe wurde in der DDR das Spiel entwickelt. Die volkseigene Game-Produktion orientierte sich am Klassenfeind-Hit „Pac-Man“: Durch ein in Balken eingefasstes Gartenreich ist ein flinker Meister Lampe zu lenken, der zahlreiche Grünkohlköpfe und Mohrrüben verspeisen muss. Ab und an blinkt kurzzeitig eine Birne auf, die als besonderes Leckerli Extrapunkte bringt. Beim kulinarischen Labyrinthgang gilt es, einem bösen Isegrim auszuweichen, der den Hasentod verheißt. Die Zahl der Jäger steigt im Spielverlauf auf drei an. Zum Levelsieg muss das ganze Feld innerhalb eines Zeitlimits von 20 Zählern abgegrast werden, die alles, nur keine Sekunden sind. Sonst verliert das Langohr eins seiner drei Leben. Das hoch beliebte Game konnte am Kleincomputer KC85 und am Polyplay-Automaten gezockt werden.

Die Geschichte der Video- und Computerspiele in der DDR begann spät. Während es diese im Westen schon seit den frühen 70ern gab, wurde das erste DDR-Videospiel erst 1980 hergestellt. Das sogenannte Bildschirmspielgerät 01 war ein Abklatsch von „Pong“, des Klassikers aus Kalifornien. Man konnte einen weißen Balken am Bildschirmrand hoch und herunter bewegen und somit einen Ball wie beim Tennis auf die andere Seite schlagen. Die ab 1984 gebauten KC-Rechner eröffneten neue Spielmöglichkeiten. Doch waren sie selten in privaten Haushalten anzutreffen, weshalb das Gaming etwa in Bildungseinrichtungen so manche Unterrichtsstunde oder den Büroalltag in der Amtsstube versüßte.

Die Polyplay-Geräte machten dann das öffentliche Daddeln ab 1986 salonfähig. Diese einzige real existierende Arcade-Maschine der DDR bot ganze acht Spiele an. Neben der Jagd aus Kohl und Rüben konnte man etwa Skiabfahrtslauf oder Autorennen fahren und in der „Schießbude“ auf Enten, Luftballons und Blumen zielen. Das in Furnier geschlagene, optisch an ein Möbelstück erinnernde Gerät war mit einem satten Preis von rund 23.000 Mark allerdings ebenfalls rar. Schätzungsweise 2.000 Stück wurden produziert, die vorwiegend in den Freizeitheimen des Gewerkschaftsbundes FDGB und auf größeren Rummelplätzen aufgestellt waren.

Um noch einmal einzutauchen in die Polyplay-Welt, braucht sich heute niemand mehr die Beine in den Bauch zu stehen, sondern kann die Games in einem Online-Musuem spielen.



MUGGE UND NVA

Woodstock-Feeling 1988 in Elbflorenz

von Thomas Purschke

18 Monate alles andere als „freiwilliger Grundwehrdienst bei der Nationalen Volksarmee" (NVA), wie es damals in der DDR hieß, war eine Art Zwangsknast und vor allem verschwendete Lebenszeit. Bis heute habe ich die Bilder vom grauen Hauptbahnhof in Leipzig mit seiner abgeranzten Mitropa vor Augen, wenn am Sonntagabend tausende Soldaten nach dem kurzen Wochenendurlaub wieder in ihre Kasernen zurückfuhren und am großen Umsteigebahnhof alle gehörigen Frust schoben. Denn wann man den nächsten Heimaturlaub antreten konnte, um Freundin, Ehefrau oder die Kumpels wiederzusehen, ob nach vier, sechs oder vielleicht auch erst in zehn oder mehr Wochen, das war schlecht planbar und von der Willkür der „Buckels" abhängig. So nannten wir unser NVA-Führungspersonal.

Der mit zunehmender geografischer Annäherung an das verhasste Kasernenobjekt stark ansteigende Frust wurde bei der Zugfahrt abgemildert mit Alkohol und kerniger Westmugge aus dem kleinen batteriebetriebenen Radio.

Neben dem Sport war für mich Rock-Musik aus dem Westen bei der „Fahne" ein bedeutsames Überlebenselixier. Ein von einem Kameraden in die Kaserne mitgebrachtes, offiziell angemeldetes, privates Kofferradio auf unserer Acht-Bett-Soldatenstube war indes nur bedingt eine freudvolle Abwechslung im tristen NVA-Alltag. Die Abstimmungsskala des Radios musste mit Pflaster beklebt und mit Filzstift die DDR-Sender eindeutig markiert werden. Damit bei unangemeldeten Zimmerkontrollen durch die Vorgesetzten diese überprüfen konnten, ob wir auch tatsächlich einen dieser vorgeschriebenen, nervigen DDR-Dudelsender hören. Versuchte man dennoch, einen Westsender einzustellen, dann galt es extrem aufzupassen. Manchmal saß ein Kamerad direkt vor dem Radio, um beim Eintritt eines ungebetenen Zimmergastes schnell wieder einen DDR-Sender einzustellen. Denn ein markantes Verkehrsfunksignal in den Westsendern wie RIAS, Bayern 3 oder NDR, welches unverhofft die Musik unterbrach, aber auch Werbung oder Nachrichten, konnte bei einer plötzlichen Zimmerkontrolle zur sofortigen Beschlagnahmung der „Koffer-Heule" führen.

In der Kaserne waren meist immer einige fiese Aufpasser präsent, die mit vorauseilendem Gehorsam jeden Verstoß gegen die NVA-Dienstvorschriften aufzuspüren versuchten. Und die DDR-Radiosender mit ihrem propagandistischen Getöse vom Sieg des Sozialismus spielten pflichtbewusst vor allem linientreue, langweilige Ost-Bands wie Puhdys, City, Karat und Co., die ich einfach nur als grottig empfand.

Aber zum Glück gab es in den 80er Jahren kleine Transistorradios mit Ohrhörern, und wenn wir uns in der Nacht zum Wachdienst in der Kaserne die Beine in den Bauch standen und kurz vorm Morgengrauen müdigkeitsbedingt der Durchhänger kam, dann war man der glücklichste Mensch auf Erden, wenn der im Radio eingestellte Westsender dann einen Song der Lieblingsbands wie Led Zeppelin, AC/DC, Deep Purple, Whitesnake oder Pink Floyd etc. spielte. Auch wenn man nur einen Hörknopf ins Ohr steckte, um mit der anderen freien Ohrmuschel zumindest halbwegs auf eine sich anschleichende Wachposten-Kontrolle gewappnet zu sein. Wurde man indes beim streng verbotenen Radiohören beim Wacheschieben erwischt, sorgte dieses „Vorkommnis" für gewaltigen Ärger und Bestrafung von Seiten der in unseren Augen bornierten NVA-Vorgesetzten.

Es ging beim heimlichen Radiohören darum, das letzte Stückchen an individueller Freiheit auszukosten, woraus auch ich viel Kraft zog, um die noch verbleibende NVA-Zeit zu überstehen. Diese einzigartigen Musik-Momente in trostlosen Situationen wie eben bei der NVA, die vergesse ich mein Leben nicht. Übrigens, mein sogenanntes NVA-Effekten-Transistorradio habe ich bis heute aufgehoben. Es wegzuwerfen, habe ich einfach nicht übers Herz gebracht.

Der musikalische Höhepunkt kam dann im Sommer 1988. Am 2. Juni trat zum ersten Mal die Woodstock-Legende von 1969, Joe Cocker aus England, in Dresden auf. Am Tag zuvor hatte er bereits sein allererstes Konzert in der von einer Todesmauer umgebenen DDR vor über 85.000 Tausend Menschen in Berlin-Weißensee gespielt. Mit etwas Glück bekam ich einen Ausgang am Abend des Konzerttages genehmigt.

Von Bautzen ins 70 Kilometer entfernte Dresden durften wir Soldaten im Ausgang nicht fahren. Maximal 30 Kilometer Entfernung von der Kaserne waren erlaubt. Aber wenn es darum ging, vielleicht einmal im Leben Joe Cocker live im Konzert erleben zu dürfen oder eben nicht, da musste auch ich damals keine Sekunde überlegen. Das Open-Air-Gelände befand sich auf den Blüherwiesen, hinter dem Dresdner Hygienemuseum. Eintrittskarten gab es längst keine mehr, also sprang ich über den Zaun. Cockers Auftritt samt seiner Begleitband war grandios. Auch in Dresden waren fast 90.000 Zuschauer dabei. Nachts fuhr ich dann glücksselig mit dem Zug in die Kaserne zurück. Noch viele Tage später summte ich frohen Mutes den Beatles-Klassiker „With a Little Help from my Friends", den Joe Cocker auf geniale Weise im sächsischen Elbflorenz mit dem fantastischen Urschrei als Höhepunkt zum Besten gab.

Für mich war dieses unvergessliche Konzert mein ganz persönliches Woodstock. Die DDR-Politbürokraten wollten offensichtlich solche Super-Konzerte als Beruhigungspille für eine zunehmend frustrierte Jugend einsetzen. Doch die Sehnsucht nach Freiheit und der großen weiten Welt wurde dadurch nur noch verstärkt und bewirkte in den Folgemonaten bis zum Mauerfall 1989 genau das Gegenteil von dem, was die SED-Funktionäre vorhatten.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 6: „Schießbefehl"

„UNSER STAAT IST AUF DRAHT“

Käfigleben als allgegenwärtiger Zustand

von Tobias Prüwer

Manches Mauerwerk muss erst verschwinden, ehe es Architekturgeschichte schreibt.

So rückte die Berliner Mauer erst nach Abriss und Erhaltung eines Streifens als Denkmal in die baugeschichtliche Wahrnehmung. Vorher herrschte auf DDR-Seite ein Fotografier-, also Bilderverbot. Im Westen thematisierte man den real manifestierten Bau aus selbstauferlegtem Tabu kaum.

Mauern werden häufig aus dem Gefühl der Unterlegenheit gebaut.

Auch die Berliner Mauer resultierte aus einem Moment der Schwäche. Sie war Teil des Ost-und-Westblöcke trennenden Eisernen Vorhangs und bildete die deutsch-deutsche Grenze auf 1.393 Kilometern.

In der Nacht zum 13. August 1961 begann der Mauerbau. Die SED-Zeitung „Neues Deutschland“ reimte die Schlagzeile: „Unser Staat ist auf Draht“. Der damalige US-Präsident John F. Kennedy nannte die Mauer „keine sehr schöne Lösung, aber tausendmal besser als Krieg“. Trotz der DDR-Politbüro-Rhetorik vom „antifaschistischen Schutzwall“ wird an der Sperranlage selbst ersichtlich, dass sie nach innen gegen die eigene Bevölkerung gerichtet war.

Die Grenzanlage war faktisch eine Doppelmauer, die In- und Exklusivität symbolisch festhielt. Sie sperrte die eigene Bevölkerung ein unter dem Vorwand, den Westen auszusperren. Hinter einer inneren Mauer lagen unzugängliches Niemandsland und Todesstreifen. Erst daran schloss sich die Mauer nach außen an, als ob man bei einer gemeinsamen Mauerberührung die Kontamination fürchtete. Nicht einmal die Mauer wollte man mit dem Feind teilen.

Der Historiker Greg Eghigian hat in seiner Beschäftigung mit der DDR-Bevölkerung für das Subjekt hinter Mauern den Namen „homo munitus“ erfunden, abgeleitet vom lateinischen Verb für schützen, verschanzen. Diese in Umfragen gewonnene statistische Figur ist passiv bis paranoid, angepasst und berechenbar. Die Mauersituation beschleicht die Psyche. „Die Mauer war die existentielle Grundtatsache des Lebens in der DDR“, schreibt Historiker Stefan Wolle. „Das Bewusstsein, im Käfig zu leben und ihn nach menschlichem Ermessen erst im Rentenalter verlassen zu können, prägte den Alltag, die Mentalität der Bürgerinnen und Bürger und ihr Verhältnis zur Staatsmacht. Die Sperranlagen absorbierten einen guten Teil der Phantasie und der Kreativität der Untertanen.“

Als ob sie das Eingesperrtsein reproduzieren wollten, schlossen sich die Bürger ein und entwickelten ein enormes Sicherheitsbedürfnis. „Die Mauer war überall und insofern kein Bauwerk, sondern ein Zustand, der sich auch im öffentlichen und privaten Bereich gewissermaßen als Absperrungsneurose spiegelte.“

Das Einsperren kostete die Regierung Unsummen. Der Staatshaushalt 1988 sah 2,2 Milliarden Ost-Mark für die Grenzsicherung vor. Zum Vergleich: Der Jahresetat für die Hoch- und Fachschulen lag bei 3,7, der für Kultur bei 2,9 Milliarden. Dennoch sicherte das Bollwerk die Existenz des Staates nicht auf Dauer. Es gab zahlreiche Versuche, über die hochmilitarisierte Grenze zu fliehen. Menschen bezahlten dies mit ihrem Leben, andere konnten die Mauer überwinden. Als im Sommer 1989 DDR-Bürger*innen massenhaft über Ungarn in den Westen flohen und im Herbst die Montagsdemonstranten Reformen einforderten, läuteten sie Mauerfall und Staatsende ein. Die Mauer fiel nach 28 Jahren. Sogenannte Mauerspechte portionierten das Betonrelikt in praktische Souveniergröße. Das Dokument der Angst vor der eigenen Bevölkerung verschwand aus der Landschaft und dem Berliner Stadtbild.

Der Wegfall des Eisernen Vorhangs 1989/90 löste eine Euphorie neuer Freizügigkeiten aus. In Europa fielen scheinbar alle Grenzen. Im EU-Binnenraum konnte man sich ohne Passkontrollen bewegen. Alle Zeichen standen auf Öffnung, und viele hofften auf ein Zusammenwachsen der Welt.

Die Realität sieht anders aus: Fünf Mal so viele Mauern sind seit 1989 errichtet worden, das sind rund 26.000 zementierte Grenzkilometer.

Nicht nur Deutschland hat das Recht auf Asyl mehrfach eingeschränkt. Im Zuge der großen Flüchtlingsbewegung 2015 hebelten mehrere europäische Staaten die Schengen-Regeln aus und kontrollierten ihre Binnengrenzen. Einige bauten neue Mauern.

Auf der ganzen Welt sterben Menschen bei dem Versuch, Grenzen zu überwinden. Wie die Außengrenzen sich wieder in Mauern manifestieren, erwachsen auch im Landesinnern neue Mauern. Soziale Spaltungen nehmen zu, Regierungsgebäude werden zu Festungen, Antiterrormaßnahmen wie Betonsperren zur urbanen Normalität. Angesichts aktueller mentaler, symbolischer und materieller Grenzziehungen muss man von einer Renaissance der Mauer sprechen.

KLUB DER INTELLIGENZ

Reisefreiheit

Die DDR litt unter der Abwanderung von Arbeitenden, besondern an Fachkräften – ein Brain Drain. Rund acht Millionen Menschen verließen zwischen Kriegsende und Mauerbau das Staatsgebiet. Schon 1946 war die Reisefreiheit eingeschränkt worden, aber innerhalb Berlins galt noch Freizügigkeit. Allein 1960 gingen 200.000 Menschen in den Westen. Das sollte der Mauerbau beenden. Relative Reisefreiheit hatten nur noch Rentner*innen, wenn ihre Rückkehr wahrscheinlich war. Sie durften nach Antragstellung einmal jährlich Verwandte in Westdeutschland besuchen.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 11: „Atzenmauer“

ROTE BEETE

Liedtext

von Schwarwel

Wenn Mutti früh zur Arbeit geht, dann nimmt sie meine Hand
Die Sonne schläft noch eine Zeit, genau wie mein Verstand
Sie gibt mich in der Krippe ab und winkt mir weinend zu
Sie ist so frei und selbstbestimmt – laut SED, juhu!

Wenn Vati früh zur Arbeit geht, dann muss es schneller gehn
Sein Chef macht ihm die Hölle heiß – Das muss ich doch verstehn
Ich kann nicht bummeln, wie ich will – Das Böse schläft ja nie!
Der Sozialismus braucht den Sieg, sagt Paps mit weichem Knie

Und während mein Papa den Sozialismus rettet,
Bin ich hier ganz allein auf Roter Beete gebettet

Wenn Oma früh zur Arbeit geht, dann schnürt sie meine Schuh,
Damit ich schneller laufen kann, genau wie du und du!
Sie schiebt mich in den Trabi rein – Los geht die wilde Fahrt
Bald dürfen wir ins Ferienheim – Dafür wird lang gespart

Wenn Opa früh zur Arbeit geht, krieg ich ihn nie zu sehn
Und wenn er kommt, dann schlaf ich schon – Mal knuddeln wäre schön
Mein Opa kennt Gefangenschaft – Die Russen hatten ihn
Jetzt baut er rote Träume auf für Chruschtschow und Stalin

Und während Opapa den Arbeiterstaat rettet,
Bin ich hier ganz allein auf Roter Beete gebettet

Wenn ich mal früh zur Arbeit geh, will ich das anders tun
Ich will nur machen, was ich wirklich will, vom Wollenmüssen ruhn
Ich will kein Halstuch und kein Hemd, das alle tragen solln
Ich will, dass alle fröhlich sind, nur wenn sie selber wolln

Sie sollen selbst entscheiden könn, wohin die Reise geht
Kein Mauerstaat, kein Schießbefehl, kein Land, das Köpfe dreht
Ein echtes Leben soll es sein, mit echtem Sonnenschein
Für Mutti, Paps und Omama – und Opi lächelt drein

Und während ich auf Arbeit meine Träume rette,
Schneid ich die Rote Beete aus der Buchstabenkette

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/rote-beete

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 7: „Rote Beete“

SELBSTBEWUSST

Frauen in der DDR

von Dr. Anna Kaminsky

Als das Leben in der DDR nach 1990 betrachtet und kritisch hinterfragt wurde, hatte kaum noch etwas Bestand. In einem war man sich in Ost wie West jedoch einig: Auch wenn vieles nicht gut gewesen war – immerhin waren die Frauen gleichberechtigt gewesen. So mancher kam sogar zu dem Schluss, dass das „Beste an der DDR" die Frauen gewesen seien.[1]

Auch 30 Jahre nach dem Zusammenbruch der DDR und der deutschen Einheit sorgt das Thema Frauen – Frauenrechte –, Gleichberechtigung und Emanzipation für Zündstoff und Kontroversen. Dabei wird auch immer wieder auf die Frauenpolitik der DDR als Beispiel für eine GUTE Politik verwiesen. Oft heißt es dabei, im Unterschied zu den Frauen in der damaligen und auch heutigen Bundesrepublik hätten Frauen in der DDR gute Voraussetzungen gehabt, um Beruf, Familie und Haushalt unter einen Hut zu bringen. Das würde man schon daran sehen, dass in den 80er Jahren über 90 Prozent der Frauen in der DDR berufstätig waren und 50 Prozent der Studenten weiblich. Dies sei möglich gewesen, weil Frauen – im Unterschied zur Bundesrepublik – auf eine gute Infrastruktur zur Kinderbetreuung zurückgreifen konnten, die dazu geführt habe, dass 70 Prozent der unter dreijährigen und über 90 Prozent der über dreijährigen Kinder in staatlichen Kindereinrichtungen betreut wurden. Frauen hätten viele Wege beispielsweise auch in sogenannte Männerberufe offengestanden, weil – so die offizielle Lesart – der Staat vorbildlich für „seine Frauen" gesorgt habe.

Und in der Tat hat die DDR viele Gesetze erlassen, die es Frauen ermöglichen sollte, berufstätig zu sein. Die Regelungen zeigen aber auch: Die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit, Haushalt und Familie wurde als Problem von Frauen, nicht von Männern und Frauen gemeinsam angesehen. Und trotz der gesetzlich verankerten gleichen Bezahlung verdienten Frauen durchschnittlich 30 Prozent weniger als Männer, da als typische Frauenberufe angesehene Tätigkeiten schlechter bezahlt wurden als Männerberufe. Zudem erreichten Frauen weit seltener Leitungspositionen als Männer.

Auch wenn die Bezeichnung „Frauen in der DDR" eine Art Geschlossenheit suggeriert, so gehörten diese mindestens vier verschiedenen Generationen mit sehr unterschiedlichen Sozialisationen und Wertvorstellungen an. Frauen, die bei Gründung der DDR 1949 bereits erwachsen waren, hatten ihre Sozialisation im Kaiserreich, in der Weimarer Republik oder im Nazi-Reich erfahren. Für sie prägten vor allem traditionelle Geschlechter- und Familienbilder die Vorstellungen von Frauenleben, die sie wiederum an ihre Töchter und Söhne weitergaben. Frauen, die zu Kriegsende noch junge Mädchen waren und in der Nachkriegszeit erwachsen wurden, hatten vor allem die Sozialisierung im NS-Staat erfahren. Sie hatten mit ihren Müttern und Großmüttern die Kriegsjahre durchstanden und die schweren Nachkriegsjahre bewältigt: mit Hunger, Angst vor Vergewaltigungen und der Ungewissheit des Neubeginns. Sie teilten viele Erfahrungen und Wertvorstellungen mit Frauen im Westen. Die Töchter und Enkelinnen dieser Frauengenerationen wurden in das System der DDR hineingeboren. Sie kannten nur die Bedingungen der SED-Diktatur und die damit verbundenen Einschränkungen und Erwartungen, in denen sie versuchten ein erfülltes und glückliches Leben zu führen. Die jüngste Generation an DDR-Frauen wurde in den 60/70er Jahren geboren. Sie wuchsen mit der Kollektiverfahrung von Krippe und Kindergarten und selbstverständlich berufstätigen Müttern auf. Zugleich erlebten viele von ihnen den täglichen Spagat, den ihre Mütter bewältigen mussten.

Die Unterschiede bezogen sich nicht nur auf die verschiedenen Generationen. Frauen auf dem Land waren oft traditioneller als Frauen in Städten einge-

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 7: „Rote Beete"

stellt – was sich an der Zahl der Scheidungen, Abtreibungen und der geringeren Zahl an Ausreiseanträgen zeigte. Hinzu kamen die Unterschiede, ob die Menschen kirchlich gebunden und damit in einiger Distanz zum SED-Staat waren oder ob sie als Funktionäre und Mitglieder der Staatspartei dem System nahe standen. Unterschiede finden sich auch dort, wo Frauen arbeiteten: ob sie Schichtarbeiterin in einem Betrieb, Büroangestellte oder Künstlerin waren.

Die gesellschaftliche und politische Wertschätzung der und des Einzelnen war in der DDR an die volle Berufstätigkeit gebunden. Frauen, die einen anderen Weg wählten und zu Hause blieben und die Kinder betreuten, wurden als „rückständige Heimchen am Herd", „Spießerinnen" oder „bourgeoise Dämchen" diskreditiert.

Die Eingliederung von Frauen in die Arbeitswelt brachte nicht nur für die Frauen massive Veränderungen mit sich. Auch die Männer mussten hergebrachte Denkweisen hinterfragen. Viele fühlten sich von der Emanzipation ihrer Frauen und den an sie gestellten Anforderungen überfordert. Dies äußerte sich unter anderem in der steigenden Zahl von Scheidungen. Als häufigster Scheidungsgrund wurde von Frauen „die mangelnde Bereitschaft [der Männer] für häusliche Aufgaben" angegeben.[2]

Im Westen genoss die DDR-Frau einen fast legendären Ruf: „Zieht man Vergleiche, so scheinen uns die Frauen Mitteldeutschlands in ihrer Gesamtheit viel aktiver, selbständiger, selbstbewusster, politisch interessierter, geistig aufgeschlossener zu sein."[3] Frauen im Osten galten als qualifizierter, ihre selbstverständliche Berufstätigkeit wurde bewundert. Trotz aller Gleichberechtigung und Berufstätigkeit seien Ostfrauen aber weiblich geblieben. Den Haushalt meisterten sie quasi nebenher, sie würden Männer nicht als ihre Feinde ansehen und seien umgänglich. Das gelungene Bild für eine schmerzlose Emanzipation also.

Anders sah dies teilweise bei westdeutschen Frauen aus. Gerade jene, die sich als Feministinnen und Frauenrechtlerinnen verstanden, sahen Frauen aus Ostdeutschland kritisch. Nicht nur, dass diese für ihre Berufsbezeichnung die männliche Form wählten und ganz selbstverständlich davon sprachen, dass sie „Arzt", „Lehrer" oder „Ingenieur" seien. Frauen aus der DDR galten als autoritätshörig, gestresst, entscheidungsschwach, unsicher und unselbstständig. Zudem erschienen sie als ungelenk, ihr Modegeschmack altbacken.

Für alle Menschen aus der DDR bedeutete 1989/1990, sich neu zu orientieren, oftmals neu anzufangen. Für die meisten ostdeutschen Frauen stellten sich Fragen nach ihrer Emanzipation 1989/90 nicht. Sie fanden sich nun zwischen verschiedenen ideologischen Fronten wieder. Für sie bedeutete der Untergang der DDR, dass sie sich Vorwürfen zu ihrem Selbstbild und ihrem Rollenverständnis ausgesetzt sahen. All dies hatte mit den Erfahrungen und Herausforderungen der Umbruchszeit nach 1989 nur wenig gemein. Es kommt nicht von ungefähr, dass Frauen vor dem Hintergrund ihrer individuellen Umbruchserfahrungen unmittelbar nach 1990 an der DDR vor allem die Möglichkeiten der beruflichen Teilhabe als besonders positiv erinnerten.[4]

Nach fast 30 Jahren Leben im vereinten Deutschland sind viele der Fragen, die 1990 Unverständnis zwischen Ost und West hervorriefen, geklärt. Kaum jemand käme noch auf die Idee, arbeitende Mütter als „Rabenmütter" zu verunglimpfen. Vielmehr wird darum geworben, dass Frauen auch nach der Geburt ihrer Kinder weiterarbeiten sollten. Vielfältige Maßnahmen, die sich 1990 wohl kaum ein westdeutscher Politiker als Leitbild für eine modere Familie hätte träumen lassen, wurden gesetzlich verankert. Dazu gehört auch, dass Familien einen rechtlich garantierten Anspruch auf die Betreuung ihrer Kinder haben, was für die Berufstätigkeit aller Frauen förderlich ist. Die Bundesrepublik hat sich seit 1990 massiv verändert. Und einen guten Teil davon haben Frauen aus der DDR mitbewirkt, für die ihre Berufstätigkeit und die damit verbundene Selbständigkeit selbstverständlich war.

1) Schubert, Helga: DDR-Frauen. 1989. In: Die Andersdenkende, hrsg. von ders. München 1994, S. 152.
2) Pinther, Arnold: Familien- und Eheforschungen. Jugendliche in ihren Herkunftsfamilien, in: Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Geschichte, Methoden, Erkenntnisse, hrsg. von Walter Friedrich/Peter Förster/Kurt Starke. Berlin 1999, S. 427
3) Zitiert nach Hübner, Irene/Schäfer, Heinz: Frauen in der DDR, Frankfurt am Main 1986, S. 13
4) Schlegel, Uta: Gleichberechtigung der Geschlechter in der DDR – Mythos und Realität, in: Ansichten zur Geschichte der DDR. Bonn/Berlin 1996, S. 206

Abb. oben und unten: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 7: „Rote Beete"

HONIGFRAUEN

Die Frau als funktionale Zelle der Gemeinschaft

von Mona Herdmann

„Wenn du mich schlagen willst, musst du mich totschlagen!“
(Solo Sunny)

Zum ersten Mal habe ich von den sexuell offenherzigen DDR-Frauen gehört, als mir ein Mann aus Schwaben in den Nullerjahren völlig unvermittelt an den Arsch gefasst hat, nachdem wir in einer Kneipe bei einigen spendierten Rotweinen über Rainald Götz und Fassbinder geredet hatten. Es war noch ein steiniges Stück Lebensweg, bis ich Fassbinders Übertragung faschistoider Machtverhältnisse auf individuelle Beziehungen anwenden konnte, weshalb sich der übergriffig grinsende schwäbische Neugrundbesitzer an dieser Stelle leider nicht seine hart verdiente Ohrfeige abholte.

Über „Honigfrauen“ wusste ich damals recht wenig. Über Patriarchat zu viel. Als Tochter einer „Frau Oberstudienrätin“, wie mein Vater gerne abschätzig in die streitbare Runde warf, durfte ich meine Mutter einerseits nach einigen Überlegungen in der Schule weiterhin duzen, andererseits durfte ich nichts weniger als Zeuge häuslicher Übergriffe sein, weil ich „diese Sache noch nicht verstand“. Den weiblichen Spagat zwischen beruflicher Autorität und privater patriarchaler Hierarchie habe ich also nicht halb so symbolisch kennenlernen dürfen, wie es mir lieb gewesen wäre.

Fast noch mehr als „diese Sache“ hat mich immer das Verhalten der anderen verblüfft. Obwohl alle vom Drama wussten, hat niemand jemals irgendetwas dagegen gemacht. Wieviel Methode das hatte, war mir lange nicht bewusst, weil alles, was „dieser Sache“ zugehörig war, also der Umgang mit häuslicher Gewalt in der DDR, bis auf einige wenige Randnotizen wie als Wiederholung auf höherer Ebene bis zur heutigen Zeit nahezu unbesprochen geblieben ist.

Mit Christa Wolf, die in „Nachdenken über Christa T.“ an so ziemlich allen Frauen meiner Kindheit vorbeigeschrieben hat, könnte man sagen: „Da sie an der Welt nicht zweifeln konnte, blieb ihr nur der Zweifel an sich.“ Man könnte auch prosaischer formulieren: Gewalt an Frauen war in der DDR politisch geduldet, weil es sie offiziell nicht mehr gab, nachdem ihr von oberster Stelle die behauptete Grundlage entzogen worden war.

Die Gleichstellung der Frau ereignete sich im Dunstkreis ihrer kollektiven Funktionalität. Artikel 20, Absatz 2 der Verfassung der DDR erklärte die Diskriminierung der Frau (mit einer Ausnahme) als überwunden: „Mann und Frau sind gleichberechtigt und haben die gleiche Rechtsstellung in allen Bereichen des gesellschaftlichen, staatlichen und persönlichen Lebens. Die Förderung der Frau, besonders in der beruflichen Qualifizierung, ist eine gesellschaftliche und staatliche Aufgabe.“ Die Definition von Resten der Ungleichheit als ökonomische Abhängigkeit ermöglichte im Umkehrschluss die Abschaffung weiblicher Abwertung durch die Vollbeschäftigung der Frauen. Bis zum Ende der 80er Jahre waren in der DDR etwa 83 Prozent der arbeitsfähigen Frauen überbeschäftigt – weil sie nach 40 Stunden Lohnarbeit in vielen Familien gleichzeitig Vollzeithausfrauen blieben. Ungeachtet dessen proklamierte die DDR offiziell die diskriminierungsfreie Zone. Das erklärt, warum meine Mutter bis heute darüber rätselt, warum die Direktorin den Tyrannen nicht verlassen konnte.

Es erklärt ebenso, warum es in der DDR keine institutionalisierte Hilfe für Frauen gab: keine Frauenhäuser und mit Ausnahme des DFD kaum Beratungseinrichtungen. Der Demokratische Frauenbund Deutschlands war aus den Frauenausschüssen der Nachkriegszeit hervorgegangen und wurde 1952 als überparteilicher und überkonfessioneller Frauenverband zur Massenorganisation der SED installiert. Dort wurde den 1,5 Millionen Mitgliederinnen (Potenzial war da!) innerhalb der Kommunen vor allem der Alltag verrüscht. Unterstützung fand Frau in der Ausgestaltung ihrer selbst als funktionale Zelle der Gemeinschaft: längere Öffnungszeiten der Kitas durchsetzen, Schnittbögen für die Nähzirkel austauschen und zweimal pro Woche Singlebörse. Eheberatungen verfolgten das Ziel der Bewahrung des Kollektiven, weswegen Frauen, die mit ihren individuellen Problemen (z. B. in „dieser Sache“) dort auftauchten, auch gerne mal zum Psychiater weitergeleitet wurden.

In meiner Erinnerung tritt der DFD durch Beitragsmarken in Erscheinung, die ich einmal im Jahr in ein Sammelheft einkleben durfte, als Unterstützer gegen gewalttätige Männer leider nicht. Häusliche Gewalt blieb in diesem Staat, der in operativen Personenkontrollen noch die letze Darmwindung seiner Bürger durchleuchtet hat, zuvorderst das Problem der Frau und – man höre und staune – „Privatsache“.

In der Zeit nach der Wende hätte aus der Fusion der Erfahrung ökonomischer Autonomie des Ostens und den feministischen Erkenntnissen über Diskurs und Sprache des Westens eine große Kraft generiert werden können. Stattdessen erinnere ich mich an Frauen, die, einander fremd, Angst vor der Stärke (und Schwäche) der anderen hatten.
Während sie noch damit beschäftigt waren, auf die richtige Weise (Richtig für wen eigentlich?) emanzipiert zu sein, wurde andererseits der wiedervereinte Kuchen verteilt, in dessen Form sie für viele als Zutat im Gedächtnis blieben – Honey.

KLUB DER INTELLIGENZ

„Solo Sunny“
DEFA 1980, Regie: Konrad Wolf, Wolfgang Kohlhaase
Spielfilm über die Identitätsprobleme der Jugend (nicht nur) in der DDR als mutiges Plädoyer gegen gesellschaftliche Bevormundung, für Individualität und den eigenen Weg durchs Leben.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 7: „Rote Beete“

MEIN KÖRPER GEHÖRT MIR

Fortschrittliche Rechte: Scheidungs- und Abtreibungsrecht

von Tobias Prüwer

„Das ist ja ein Rückschritt ins Mittelalter." So oder ähnlich drückte meine Mutter ihren Unmut darüber aus, als sie von der rechtlichen Stellung der Frau in der BRD erfuhr. So oder ähnlich wird es vielen DDR-Bürgerinnen ergangen sein, damals bei der Vereinigung. Vielleicht meinte meine Mutter auch die Kaiserzeit. Jedenfalls nahm sie als Frau einige BRD-Gesetze als Beschneidung ihrer Rechte und der freien Verfügbarkeit über ihren Körper und ihr Leben wahr.

Ein Gleichberechtigungsparadies war die DDR nicht. Als patriarchaler Staat baute sie auf männlichen Machtstrukturen auf. Allein der Militarismus betonte das Männliche. Und die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau endete spätestens vor der Vollmitgliedschaft im SED-Zentralkomitee. Sie blieb Behauptung. Und doch betrieb der Staat gezielte berufliche Frauenförderung. Und hinsichtlich zweier Rechte war die DDR sehr fortschrittlich.

Die DDR fand eine klare Antwort auf die zunehmenden Forderungen der Frauen nach mehr Selbstbestimmung. So verabschiedete die Volkskammer im März 1972 das „Gesetz über die Unterbrechung der Schwangerschaft". Der Inhalt war weltweit einzigartig: Es übertrug zum ersten Mal überhaupt den Frauen unmittelbar das Recht, über ihren Körper zu verfügen. Innerhalb der ersten zwölf Schwangerschaftswochen konnten sie selbst über die Möglichkeit eines Abbruches entscheiden. Davor war eine Kommission dafür zuständig, die abhängig von bestimmten körperlichen Voraussetzungen urteilte. Das Gesetz beendete auch die Praxis illegaler Abbrüche, bei denen pro Jahr ca. 70 bis 80 Frauen starben. Im ersten Jahr nach der Legalisierung lag die Quote der Abtreibungen bei drei Prozent, im Jahr darauf pendelte sie sich zwischen zwei und drei Prozent ein. Nur weil es die Möglichkeit gab, wurden Abtreibung folglich nicht zur gedankenlosen Modeerscheinung.

Kirchen und Ärzte kritisierten das Abtreibungsgesetz eher leise. Letztere weigerten sich mitunter, Abbrüche durchzuführen. Anfänglich sei es auch ratsam gewesen, sie außerhalb des eigenen Wohnorts durchführen zu lassen, wie eine Zeitzeugin berichtet. Das sollte vor Anfeindungen im sozialen Umfeld bewahren, schließlich aber wurde Abtreibung gesellschaftlich enttabuisiert. Das Gesetz galt bis 1992, dann trat ein bundeseinheitlich reformierter Paragraph 218 in Kraft, demzufolge Abtreibung rechtswidrig ist, aber innerhalb einer Zwölfwochenfrist und notwendigen Beratung straffrei bleibt. Die Verfügung über den eigenen Körper war den Frauen genommen.

Genauso beengend empfanden Frauen das BRD-Scheidungsrecht. Frauen wie Männer waren im Normalfall selbstständig und finanziell unabhängig. Also sah das DDR-Gesetz beim Eheaus keine Versorgungsnotwendigkeiten. Das Trennungsjahr fehlte ebenso wie der Schuldspruch durch ein Familiengericht und Unterhaltszahlungen für Ehepartner*innen waren auch nicht vorgesehen. Paare konnten sich also rasch und unbürokratisch voneinander scheiden. Das war tatsächlich nicht selten der Fall.

In den 80ern ging die Hälfte aller Ehen wieder in die Brüche, die DDR galt als Scheidungsweltmeister. Das rächte sich für eine Gruppe von Frauen nach der Wende, jene damals Geschiedenen mit geringem Einkommen. Sie wurden im West-Recht im Gegensatz zu den Männern einfach vergessen. Ihnen steht kein Versorgungsausgleich für gemeinsame Ehejahre zu. Zeiten für die Kindererziehung werden ebenfalls nicht anerkannt. Für die Frauen bedeutet das bis heute ein Leben in Armut.

Besonders Anfang der 90er musste sich sicherlich nicht nur meine Mutter den Vorwurf gefallen lassen, Rabenmutter zu sein. Wie hätte sie mit Kind beruflich engagiert sein können? Nicht nur hinsichtlich der Berufstätigkeit der Frau prallten 1990 Welten aufeinander. Uneheliche Kinder oder alleinerziehende Elternteile stießen seit den 70er Jahren in der DDR nicht mehr auf Empörung, waren Teil der Normalität.

KLUB DER INTELLIGENZ

Gleichberechtigung und Beruf
Frauen agierten wirtschaftlich selbstständig. Rund 90 Prozent der Frauen waren berufstätig und vergleichsweise mehr in leitenden Funktionen tätig als im Westen. Sie verdienten im Durchschnitt weniger als die Männer. Die traditionelle Rollenverteilung hielt sich auch in der DDR lange. So blieben Hausarbeit und Kindererziehung an den Frauen hängen. Für sie bedeutete Berufstätigkeit Doppelbelastung, die sich erst Ende der 80er zugunsten größerer Hausarbeitsteilung verschob.

Vornamen
Neben sich in Ost wie West verbreiteten klassisch biblischen Vornamen, existierten in der DDR einige Besonderheiten. Hier waren vermehrt westliche Sprachen beliebt: Mandy, Peggy, Ronny und Mike/Maik, René, Mario und Silvio. Auch niederdeutsche und nordische Frauennamen wie Silke, Anke, Heike und Kerstin standen hoch im Kurs, traditionelle Namen wie Robert und Franziska kehrten um 1980 wieder. Dauerbrenner war Kathrin.

Abb.: Karikatur von 2018 zum Thema Gleichstellung

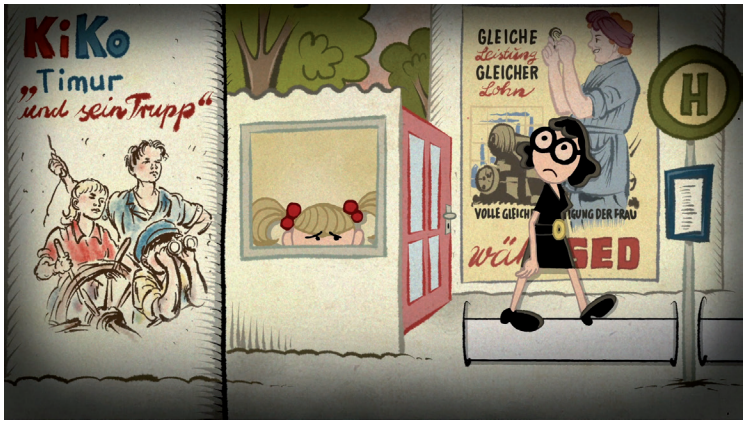
EINTRITT IN DIE HISTORIE

Geschichte der ostdeutschen Frauenbewegung in Leipzig

von Dr. des. Jessica Bock

Die Schriftstellerin und wohl zugleich wichtigste feministische Stimme in der DDR, Irmtraud Morgner, forderte in ihren Büchern den „Eintritt der Frauen in die Historie". Wie schwierig dieses Unterfangen auch heute noch ist, zeigt die bislang weitgehend unbekannte Geschichte der ostdeutschen Frauenbewegung. Zahlreiche Frauen wagten seit Beginn der 80er Jahre in der DDR den Ausbruch aus der diktatorisch-patriarchalen Bevormundung und nutzten den Zusammenbruch des Realsozialismus zur Formulierung und Umsetzung eigener Ziele.

Die Stadt Leipzig gehörte neben Dresden, Halle und dem südthüringischen Raum zu einem der Epizentren der ostdeutschen Frauenbewegung. Bereits Anfang 1983 versuchte eine Initiativgruppe von Frauen um Petra Lux, sich unabhängig von der SED und den Massenorganisationen, wie dem Demokratischen Frauenbund Deutschlands (DFD), mit der Situation der Frauen im eigenen Land kritisch auseinanderzusetzen und sich dafür eigene Räume im Klubhaus „Jörgen Schmidtchen" zu schaffen. Das Angebot sollte sich an junge Frauen richten, die sich mit Themen wie internationale Frauenbewegung, Frau-Sein, Vorurteile gegenüber „Emanzen" und Geschlechterrollen ohne jegliche ideologische Vorgaben auseinandersetzen wollten.



Bereits die erste Veranstaltung stieß mit 60 bis 70 Besucherinnen auf großes Interesse. Jedoch war die SED-Stadtleitung Leipzig der Ansicht, dass es sich hierbei um Themen handelte, „deren Inhalt in unserer Gesellschaft keine Grundlagen" hatten. Nicht nur die SED reagierte alarmiert, sondern auch das Ministerium für Staatssicherheit. Sie setzten mittels entsprechender Maßnahmen, wie z. B. der Entlassung von Petra Lux, den feministischen Bestrebungen der Frauengruppe ein jähes Ende.

Doch bereits ein Jahr später, 1984, formierte sich in Leipzig eine neue Gruppe, die „Frauen für Frieden". Sie entwickelte sich bis zum Herbst 1989 zur größten und aktivsten informellen Frauengruppe in Leipzig. Sie war nicht nur innerhalb der lokalen Oppositionsbewegung gut vernetzt, sondern stand auch über die Stadtgrenzen hinaus mit anderen Frauengruppen in regem Kontakt. Die Leipziger „Frauen für den Frieden" widmeten sich vor allem den Themen Erziehung und Friedensarbeit und veranstalteten in der Nikolaikirche regelmäßig Friedensgebete, in denen sie vor allem biblische Frauengestalten in den Mittelpunkt stellten.

Neben den „Frauen für den Frieden" gründeten sich in Leipzig noch weitere kleinere informelle Frauengruppen, wie die „Frauengruppe Leipzig-Grünau" (1987) und der „Lila Lady Club" (1987/88). Letzterer wurde auf Initiative der damaligen Theologie-Studentin Barbara Fischer initiiert und widmete sich u. a. der feministischen Theologie. Lesbengruppen formierten sich vergleichsweise spät. Erst 1989 trat die Gruppe „Lila Pause" in Erscheinung, knapp ein Jahr später kam eine weitere Lesbengruppe, „Buntes Archiv", hinzu.

Der Aufbruch im Herbst 1989 und die Massendemonstrationen mobilisierten auch die Frauengruppen. Für sie zeichnete sich relativ schnell ab, dass ihre Interessen von anderen Bürgerrechtsgruppen, wie z. B. dem Neuen Forum, Demokratie Jetzt oder Demokratischer Aufbruch, weitgehend übergangen bzw. hintan gestellt wurden. Einen Ausweg suchten viele Frauen in der Offensive. Sie gründeten noch in den Herbstmonaten 1989 vielerorts Frauenninitiativen, die nun auch öffentlich agieren konnten. In Leipzig war dies z. B. die „Frauenninitiative Leipzig" (FIL).

Die zentralen Forderungen der FIL zählten neben der Quotierung (für beide Geschlechter) die Schaffung einer autonomen Frauenkultur, eine bedürfnisorientierte Wirtschaft, die Ökologie, Demokratie und progressive Sozialpolitik miteinander verbindet, die Reformierung der Arbeitswelt und schließlich die Integration von Migrant*innen. Die Frauenninitiative Leipzig war am Runden Tisch der Stadt Leipzig vertreten und setzte sich dort für eine geschlechtergerechte Umgestaltung der DDR bzw. dann für eine Wiedervereinigung beider deutscher Staaten ein.

Im „Superwahljahr" 1990 schaffte es die FIL, Abgeordnete in den Leipziger Stadtrat und in den Sächsischen Landtag zu entsenden. Auf diese Weise war es möglich, in den jeweiligen Parlamenten für Frauenninteressen zu streiten.

Unmittelbar nach ihrer Gründung formierten sich innerhalb der FIL einzelne Arbeitsgruppen, die selbstständig zu unterschiedlichen Themen arbeiteten. Aus diesen Gruppen gingen im Jahr 1990 Frauenprojekte und -vereine hervor, die die feministische Infrastruktur Leipzig bis heute prägen: die Frauen-/Genderbibliothek MONAliesA, die Frauenkultur und Leipzigs erstes Frauenhaus unter dem Dach des Vereins Frauen für Frauen. Zugleich setzten die FIL-Frauen neben der Gleichstellungsbeauftragten eine sogenannte Lesbenbeauftragte durch.

Die Ironie der Geschichte: Die Frauenkultur bezog ihre ersten Räumlichkeiten im früheren Klubhaus „Jörgen Schmidtchen", wo knapp 20 Jahre zuvor die ostdeutsche Frauenbewegung in Leipzig ihren Ausgang fand.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 7: „Rote Beete"

ARBEITERKIND VOR AKADEMIKERKIND

Sozialistisches Gesundheitswesens mit Facharzt-Lenkung

von Renate Meitsch

Wenn ich über das Arztsein in der DDR berichte, ist das natürlich subjektiv. Ich weiß aus eigenem Erleben nur, wie es im Krankenhaus angestellten Ärzten erging. Über die Probleme der Poliklinikärzte und wenigen privaten Arztpraxen habe ich kaum Kenntnisse.

Als meine Eltern nach der Flucht aus Ostpreußen am Kriegsende 1945 in Thüringen strandeten, bestand großer Ärztemangel, sodass mein Vater rasch eine allgemeinärztliche Praxis eröffnen konnte. Diese lief gut, zumal meine Mutter in Königsberg (heute Kaliningrad) schon zwei Jahre lang ein Medizinstudium absolviert hatte und als Sprechstundenhilfe fungieren konnte bzw. musste. Nach unserem Umzug nach Leipzig arbeitete mein Vater an der Universität Leipzig und später in einer Poliklinik. Als Kinder hatten wir nie den Eindruck, dass es berufliche Probleme gäbe.

Meine Mutter, die nie den Wunsch aufgegeben hatte, Ärztin zu werden, zu arbeiten und unabhängig zu sein, bewarb sich an der Uni und durfte ihr Medizinstudium ab 1955 auch als 33-Jährige noch fortsetzen. Und sie konnte dies in der DDR tun, ohne wie in Westdeutschland die Erlaubnis des Ehemannes vorzulegen – mein erzkonservativer Vater hätte niemals seine Zustimmung gegeben. Meiner willensstarken und hochmotivierten Mutter ermöglichte eine hochqualifizierte Arbeit die Ehescheidung und Unabhängigkeit als Alleinerziehende von drei Töchtern. Aber nur mit extrem viel Fleiß, Hartnäckigkeit und Können gelang es ihr, auch in eine leitende Position aufzusteigen. Die Chefetagen gehörten in der frühen bis mittleren DDR noch den Männern.

Es bestand in den 60/70ern weiterhin Ärztemangel, da viele Mediziner nach Westdeutschland gingen: Es lockten höherer Verdienst, besseres Ansehen, modernere Behandlungsmöglichkeiten und freie Auswahl des Tätigkeitsfeldes.

Als ich vom begonnenen Sport- zum Medizinstudium wechseln wollte, gelang dies jedoch nur, weil ich Bestnoten hatte und meine ehemaligen Lehrer sich einsetzten, denn es galt Quoten einzuhalten: Arbeiterkinder wurden bevorzugt vor Akademikerkindern immatrikuliert, unabhängig von Eignung und Zeugnissen, das Geschlecht spielte keine Rolle. Ich erhielt kein Stipendium, da ich aus einer „Intelligenzlerfamilie" kam. Trotzdem hörte ich oft von „politisch Engagierten", dass ich auf Kosten des Staates studiere. Als ich während des Studiums zwei Kinder bekam und nicht pausieren wollte, musste ich die Tageskrippenplätze beharrlich erkämpfen und eine „Streberin" werden, um ein Leistungsstipendium zu erhalten. Als mein Mann 25-jährig zur Armee eingezogen wurde, stapfte ich zum Sozialamt. Da war nichts von großartiger Frauenförderung zu spüren.

Die Facharztausbildung konnte man nicht frei wählen, die Absolventen wurden „gelenkt" nach dem Bedarf des sozialistischen Gesundheitswesens. So landete ich nicht in der erwünschten Sportmedizin, sondern im Röntgeninstitut, später in der Strahlentherapie und Onkologie. Mein Vorstellungsgespräch im Röntgeninstitut wäre heute ein #metoo-Erlebnis und in der Dunkelkammer war auch viel los – Begrapschen der Assistentinnen ohne deren Einverständnis galt unter manchen älteren Ärzten als normal.

Gleichberechtigung der Frauen – hochgepriesen in der DDR – war im Gehalt gegeben, im Arbeitsalltag dominierten bis in die 80er noch deutlich Männer die leitenden Positionen. Standesdünkel gab es in meiner Generation jedoch wenig. Wir fühlten uns gleich.

Politisch ließ man die Ärzteschaft weitgehend in Ruhe, da weitere Abwanderungen durch Flucht in den Westen befürchtet wurden. Meine Chefärzte standen dem Regime kritisch gegenüber und äußerten dies auch frei. Ansonsten schwieg man und half sich. Es gab nur zwei Parteimitglieder in unserer Abteilung. Wer war wohl von der Stasi beauftragt? Jedenfalls gab mir mein Chef heimlich Bescheid, nachdem sich zwei Graumäntel nach mir erkundigt hatten.

Absurde Entwicklungen ergaben sich im sozialistischen Gesundheitswesen aus der Mangelwirtschaft: Die „Zahlungsmittel" der Ärzteschaft für „Bückware", Handwerker-Schwarzarbeit und Mangelartikel wurden großzügige Verordnungen von Erholungskuren und kostenfreien, aber rezeptpflichtigen Rezepten. Am begehrtesten waren die Gefälligkeitskrankschreibungen: Da wurde dann fleißig im Garten gearbeitet, an der Wohnungseinrichtung gebastelt oder der Frühjahrsputz erledigt. Manche Bürger glaubten fast, einen Anspruch auf das „Kasse machen" zu haben (sechs Wochen pro Jahr Krankschreibung bei vollem Lohn).

Dem allgemeinen Personalmangel begegneten wir in unserer Klinik, indem wir Ärztinnen bei Schwesternmangel diese Tätigkeiten selbstverständlich mit übernahmen. Bei Mangel an qualifizierten Schreibkräften tippten wir in unbezahlten Überstunden an selbst organisierten Schreibmaschinen unsere Befunde, wegen Mangel an Reinigungskräften säuberten wir unsere Kellerzimmer und Toiletten ohne Murren. Hilfe von der Personalabteilung war nicht zu erwarten trotz ständiger Anfragen.

Ein ganz anderes Problem des Mangels erlebte ich mit hochwirksamen Importmedikamenten, die nicht regelmäßig zur Verfügung standen und behördlich beantragt werden mussten. Ich hatte ein krebswirksames Mittel mengenmäßig für zwei Patienten, aber drei Kranke benötigten es. Wie sollte man da entscheiden? Also riet ich der ältesten Patientin, die als Rentnerin in die BRD reisen durfte, sich dort das Medikament über Verwandte zu besorgen – solche Aktionen waren natürlich streng verboten, doch niemand verriet mich.

Mit der allgemeinen Unzufriedenheit der DDR-Bevölkerung stieg in den 80ern auch die Zahl der Flucht von Ärzt*innen in die BRD trotz Mauer wieder an. Bewerber für ein Medizinstudium mit guten Abiturnoten waren gern gesehen, man schaute jetzt mehr auf Eignung als auf Herkunft aus Arbeiterfamilien.

In dritter Generation entschloss sich auch unsere Tochter zum Medizinstudium, das sie in der DDR begann – und im wiedervereinten Deutschland beendete. Sie konnte ihre Praktika selbst aussuchen, Auslandserfahrungen in Ghana, Großbritannien und Kanada sammeln, hatte freie Facharztwahl und konnte mit Fleiß und viel Eigeninitiative ihre eigene Vorstellung vom Arztsein verwirklichen – inzwischen sogar in ihrer eigenen Praxis.

Heute gibt es viele Ärztehäuser in Deutschland, die das Positive der DDR-Polikliniken („Alles unter einem Dach") wieder aufnehmen, nachdem diese Kliniken nach der Wiedervereinigung zuerst eilig zerschlagen wurden. Es scheint also nicht alles schlecht gewesen zu sein.

DER GENÜGSAME UMGANG MIT LEBENSMITTELN

DDR-Kochbücher als ideologische Trojaner

von Nancy Nilgen

Sie stehen in nahezu jedem Küchenregal. Mal bunt bebildert, mal reich an Text und mal als Sammlung. Sie sollen uns Inspiration und Ratschläge geben und verraten dabei viel über unsere eigene Ernährungsweise – oder wahrscheinlich eher darüber, wie wir uns gern ernähren würden. Dass etwas so Alltägliches wie Kochbücher auch ein politisches Werkzeug sein können, vermutet man erst einmal nicht.

Die Nationalsozialisten haben es vorgemacht. Mit den 30er Jahren verschwinden nicht nur althergebrachte französische Bezeichnungen wie die Serviette oder das Tranchieren zunehmend aus den deutschsprachigen Kochbüchern, sondern auch alle Zutaten, die man in das damalige Reich hätte importieren müssen. Man verfolgte damit zum einen das Ziel, die deutsche Bevölkerung in Vorbereitung auf einen Krieg autark ernähren zu können. Zum anderen bot sich hier eine weitere Möglichkeit, die ideologische Erziehung bis in die privaten vier Wände eindringen zu lassen.

In der DDR galt wiederum die Direktive, die Leserschaft der Haushaltsratgeber zu sozialistischen Persönlichkeiten heranzuziehen. Diesen Auftrag sollte der parteieigene Kochbuchmonopolist Verlag für die Frau mit erfüllen. Für die Ratgeber zur Kindererziehung, die der Verlag auch veröffentlichte, schien diese Aufgabe vergleichsweise einfach umsetzbar. Aber wie sollte denn das Koch- und Ernährungsverhalten einer sozialistischen Persönlichkeit aussehen? Der genügsame Umgang mit Lebensmitteln zugunsten der Volkswirtschaft? Die Abkehr zum scheinbar unersättlichen Konsumverhalten des Klassenfeindes? Oder anders gesagt, die bereitwillige Akzeptanz der Mangelwirtschaft? Augenscheinlich genau das.

Kurz nach Kriegsende gab es zunächst noch keine neuen Kochbücher. Das galt für alle Besatzungszonen. Lebensmittel und Papier wurden erheblich rationiert und lediglich kleine Rezeptheftchen sollten zu dieser Zeit Hilfestellung bei der Versorgung der Familie leisten. Während mit dem sogenannten Wirtschaftswunder in der Bundesrepublik bereits Anfang der 50er Jahre wieder die ersten Hochglanzkochbücher mit prallgefüllten Zutatenlisten erschienen, sollte es fast noch zehn weitere Jahre dauern, bis die letzten Lebensmittelkarten in der DDR abgeschafft wurden. Freilich gab es auch hier bereits wieder Kochbücher, allerdings bediente sich der Verlag für die Frau zunächst an Vorlagen aus Kriegszeiten. Sparsamkeit war beim Kochen zunächst oberstes Gebot. Ab den 60er Jahren genügte dies der Leserschaft allerdings nicht mehr. Die DDR-BürgerInnen wollten endlich wieder richtig zulangen.

Die verantwortlichen SED-Funktionäre wussten spätestens seit dem 17. Juni 1953, dass eine Versorgungskrise systemsprengende Kraft haben konnte. Die Erinnerung an jenen Aufstand schwang bei vielen konsumpolitischen Entscheidungen der darauffolgenden Jahrzehnte mit. Frei nach dem Motto „mit vollem Bauch macht man keine Revolution“ tat man alles daran, zumindest die Verfügbarkeit der sättigenden Grundnahrungsmittel nicht nur zu sichern, sondern sogar beträchtlich zu subventionieren. Dass die Rezepte der DDR-Kochbücher fast ausschließlich mit eben jenen Grundnahrungsmitteln auskommen mussten, wundert daher nicht. Lehnten sich die VerlagsmitarbeiterInnen bei der Zutatenliste zu weit aus dem Fenster, wurde noch vor Druckgenehmigung rigoros der Anteil von Import-Lebensmitteln von der Zensur gestrichen. Dies machte es nahezu unmöglich, eine gesündere Ernährungsweise zu propagieren.

Allerdings sollte der Verlag auch das mittels der Kochbücher zu Wege bringen. Mit der Sicherung der Grundnahrungsmittel war die Bevölkerung – so zumindest die Idee der SED-Funktionäre – zu satt für eine Revolution. Stattdessen ernährten sich viele derart ungesund, dass ExpertInnen Alarm schlugen. Diätkochbücher wurden so Teil einer groß angelegten staatlichen Kampagne, um der sogenannten Fresswelle Einhalt zu gebieten.

Aber dem erheblichen Mangel an Lebensmittelvielfalt, vor allem in Bezug auf frisches Obst und Gemüse, konnte die defizitäre DDR-Planwirtschaft nichts entgegenhalten. Ganz im Gegenteil: Die Versorgungslage wurde spätestens mit Beginn der 80er Jahre zunehmend schlimmer. Auch das ist aus den Kochbüchern dieser Zeit ablesbar. Man besann sich wieder auf Strategien der Nachkriegszeit und bot den LeserInnen zum Beispiel Tipps für die Zubereitung von Lebensmitteln aus privaten Schrebergärten an und publizierte vermehrt Rezepte für gesammelte Pilze oder selbstgeangelte Fische.

Auch die regionalen Küchen des Landes erlebten zu dieser Zeit eine erstaunliche Renaissance. Die DDR-Führung hatte jahrzehntelang versucht, dies zu verhindern. Nicht zuletzt um eine einheitliche Nationalküche zu konstruieren und damit eine gemeinsame Identität zur Legitimation des SED-Regimes zu schaffen. Nun war man aber gezwungen den wirtschaftlichen Vorteilen regionaler Küchen klein beizugeben.

Geholfen hat es bekanntermaßen nicht mehr. Die Revolution kam doch. Denn die Menschen in der DDR hungerten nicht nach Brot, Kartoffeln und Kohl, sondern nach Freiheit und Demokratie.

Abb.: Backgroundboard für „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 1: „Melodie & Rhythmus“

HIMMLISCHER FRIEDEN

Liedtext

von Schwarwel

Jaaaaaaaaaaaaaa ...

Ja, gerecht, ja, gerecht, ja, gerecht wolln wir sein
Ja, gerecht, ja, gerecht, ja, gerecht wolln wir sein
Ja, gerecht, ja, gerecht, ja, gerecht wolln wir sein
Vater Stalin ist groß, Vater Stalin ist ein Schwein

Krieg vorbei, Stalin bleibt, setzt die Arbeitsnorm herauf!
Volksaufstand Dreiundfünzig – Sowjetarmee, hau drauf!
Sechsundfünfzig in Ungarn – das kann doch keiner wolln
Prager Frühling, mein Schatz, sieh die Ostblock-Panzer rolln

Solidarność in Polen, das Kriegsrecht sagt Helau
Willst du streiken, mein Sohn, hauen wir dich grün und blau
Sieh doch ein, ohne uns bist du nur ein armer Tropf
Reih dich ein, halt dein Maul und riskier nicht deinen Kopf

Hey! Hey! Hey!

Ja, gerecht, ja, gerecht, ja, gerecht wolln wir sein
Muckst du auf, muckst du auf, machen wir dich wieder klein
Ja, gerecht, ja, gerecht, ja, gerecht wolln wir sein
Feg die Stube, mein Kind, mach hier alles besenrein

Perestroika, Glasnost und ein Wind, der westwärts weht
Das System sagt Adé, doch bevor es schließlich geht,
Zeigt in China der Staat, wie man uns zum Schweigen bringt:
Auf dem Platz himmlischer Frieden und kein Vogel, der noch singt

Hey! Hey! Hey!

Ja, gerecht, ja, gerecht, ja, gerecht wolln wir sein
Schlagt sie tot! Schlagt sie tot! Peking mahnt im Abendschein
Ja, gerecht, ja, gerecht, ja, gerecht wolln wir sein
Mutter, Liebe, dein Sohn, er kehrt nie mehr zu dir heim

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/himmlischer-frieden

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“,
Episode 8: „Himmlischer Frieden“

DER OSTBLOCK

Zwischen Befreiung vom Nationalsozialismus und friedlichen Revolutionen

von Prof. Dr. Rainer Eckart

Nach dem Abschluss des deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrages – mit seinem geheimen „Zusatzprotokoll" über die territoriale Aufteilung Osteuropas zwischen den unterschreibenden Mächten – am 23. August 1939 war der Weg für die Aggression des nationalsozialistischen Deutschlands gegen Polen frei. Gemeinsam mit der Roten Armee unterwarf die Wehrmacht das Nachbarland und knapp zwei Jahre später begann der rassenideologische Vernichtungskrieg Deutschlands gegen die stalinistische Sowjetunion, die inzwischen ihre Grenzen erheblich nach Westen verschoben hatte. Nach knapp vier Jahren eines mörderischen Krieges siegten die sowjetischen Truppen im Bündnis mit ihren Westalliierten. Das bedeutete die Befreiung Mittelost- und Südosteuropas von der Herrschaft Adolf Hitlers und seiner Verbündeten. Gleichzeitig hatte der sowjetische Diktator Josef W. Stalin die Möglichkeit, sein Herrschaftsgebiet bis nach Mitteleuropa auszudehnen.

Albanien, Bulgarien, die sowjetische Besatzungszone in Deutschland und später dann die DDR, Polen, Rumänien, die Tschechoslowakei und Ungarn gehörten jetzt zu den Satellitenstaaten der Sowjetunion. Getarnt als „antifaschistisch-demokratische Umwälzung" wurden überall, bei länderspezifischen Besonderheiten, die Grundstrukturen stalinistischer Gewaltherrschaft eingeführt. Zu dieser Form totalitärer Machtausübung gehörten die Herrschaft einer Staatspartei (auch wenn in einigen Ländern formell weitere Parteien existierten) bzw. eines Diktators, eine alles durchdringende kommunistische Ideologie und die Unterordnung des Einzelnen unter die „Gemeinschaft", die Verstaatlichung der Wirtschaft sowie die Indoktrination durch Erziehung und Propaganda. Dazu kam die Herrschaftsstabilisierung durch politische Unterdrückung bzw. Haft sowie durch eine Geheimpolizei mit kaum beschränkter Machtfülle.

Der Auf- und Ausbau des sowjetischen Imperiums beschleunigte sich ab 1947 durch zunehmende Spannungen zwischen den Alliierten des Zweiten Weltkrieges. In den Ländern des Moskauer Herrschaftsbereiches konnte die Stalinisierung 1948/1949 – mit Ausnahme Jugoslawiens, das sich dem Einfluss Stalins entzog und einen eigenen Weg ging – abgeschlossen werden. Der Ostblock schloss sich 1949 zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit im „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe" zusammen und fand seine militärische Organisation im 1955 gegründeten „Warschauer Pakt" als „Beistandspakt" unter absoluter Führung der Sowjetunion.
Mit seinen Mitgliedstaaten war dieser Pakt während des „Kalten Krieges" das Gegengewicht zum von der USA geführten westlichen Verteidigungsbündnis, der NATO. Ab etwa 1964 plante der „Warschauer Pakt" einen begrenzten präventiven Nuklearkrieg gegen Westeuropa und dessen Besetzung durch konventionelle Truppen.

Diese Kriegspläne änderten sich erst, als ab 1985 der neu gewählte Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU), Michail Gorbatschow, mit der Politik von Glasnost (Offenheit) und Perestrojka (Umbau) versuchte, das stalinistische Machtsystem zu liberalisieren und damit zu retten.

Die Geschichte des sowjetischen Imperiums ist auch immer eine der inneren Kämpfe und des Widerstandes von gegen ihre Unterdrückung aufbegehrende Menschen gewesen. So gingen nach dem Tod des Diktators Stalin, eines brutalen Massenmörders, im März 1953 in der DDR hunderttausende Arbeiter und Menschen aus anderen Schichten gegen die Diktatur in einem Volksaufstand auf die Straßen. Wurden zuerst vor allem wirtschaftliche Forderungen erhoben, so gesellten sich dazu bald Rufe nach Demokratie, nach Beendigung der Herrschaft der Staatspartei SED und nach Wiedervereinigung Deutschlands. Die ostdeutsche Diktatur wankte in ihren Grundfesten und konnte nur durch den massiven Einsatz sowjetischer Besatzungstruppen gerettet werden.

Als auf dem XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 in einer Geheimrede ein Teil der Verbrechen Stalins aufgedeckt worden war, schien der Zeitpunkt für eine zumindest vorsichtige Entstalinisierung gekommen. Die ungarische Reformregierung unter Imre Nagy leitete einen Reformkurs ein, verkündete die Neutralität Ungarns und seinen Austritt aus dem „Warschauer Pakt". Die ungarischen Revolutionäre konnten sich im Oktober und Anfang November behaupten, dann unterlagen sie den sowjetischen Truppen mit ihren Panzerverbänden. Budapest kapitulierte am 15. November, mehr als 3.000 Menschen waren getötet worden, und eine Massenflucht in den Westen setzte ein. Den Menschen im Ostblock war wieder einmal klar gemacht worden, dass sie ihre Freiheit nicht erreichen konnten, so lange sich in Moskau nichts änderte.

Trotzdem versuchten Reformkommunisten in der Tschechoslowakei 1968 das stalinistische Herrschaftssystem in ihrem Land grundsätzlich zu reformieren und zu liberalisieren. Ziel des „Prager Frühling" war ein demokratischer Sozialismus. Diesen Traum machten Truppen der Sowjetunion, Bulgariens, Polens und Ungarns – die Einheiten der ostdeutschen Volksarmee blieben in ihren Bereitstellungsräumen – am 21. August brutal ein Ende. Fast 100 Tschechen und Slowaken wurden beim Widerstand gegen die Aggressoren getötet. Jetzt war endgültig klar, dass es im Moskauer Imperium keine grundlegenden Reformen geben würde, ja dass die kommunistische Herrschaft reformunfähig war. Albanien trat aus dem „Warschauer Pakt" aus und orientierte sich künftig am chinesischen Konkurrenten der Sowjetunion.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 8: „Himmlischer Frieden"

Die Situation schien sich unter den Bedingungen des „Kalten Krieges“ im Moskauer Machtbereich grundsätzlich nicht hin zu Freiheit und Menschenrechten ändern zu lassen. Erst mit der „Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit“ fast aller europäischer Staaten, Kanadas und der USA in Helsinki keimte neue Hoffnung. In der Schlussakte dieser Konferenz wurde 1975 unter anderem die Achtung der Menschenrechte und der Grundfreiheiten unabhängig vom jeweiligen politischen System festgeschrieben. Das gab den Dissidenten und Bürgerrechtlern in der Sowjetunion und in Mittelosteuropa neuen Mut und neue Möglichkeiten. So gründeten sie 1977 in der Tschechoslowakei die Bürgerrechtsbewegung „Charta 77“ und forderten die Rechte ein, die in der KSZE-Schlussakte festgehalten waren. Die Diktatur schlug mit ihren Machtmitteln zurück, konnte die Bürgerrechtler letztlich aber nicht mehr unterdrücken. Drei Jahre später entstand 1980 aus einer Streikbewegung heraus in Polen die Gewerkschaft „Solidarität“, die von der Diktatur im Dezember 1981 durch die Einführung des Kriegsrechtes liquidiert werden sollte. Aber auch dies schlug fehl und 1989 war die Gewerkschaft in der polnischen friedlichen Revolution mit Verhandlungen am „Runden Tisch“ an der Überwindung der kommunistischen Diktatur maßgeblich beteiligt.

In den 80er Jahren war die Situation im sowjetischen Machtbereich von Hoffnungslosigkeit und wirtschaftlichem Niedergang geprägt. Auf die Hochrüstungspolitik des Kreml hatte der Westen unter Führung der USA angemessen reagiert und diesen Wettlauf konnte der Ostblock nicht gewinnen. Und auch Glasnost und Perestrojka hatte das Moskauer Herrschaftssystem nicht stabilisieren können. Dazu kamen die Entspannungspolitik besonders der Bundesrepublik und die Wirkungen von Helsinki. Die oppositionellen Bürgerbewegungen gewannen an Kraft und Breite. Immer mehr Menschen schöpften Mut für einen Kampf um einen demokratischen Sozialismus oder eine freiheitliche Zivilgesellschaft. Als sich im Jahr 1989 immer mehr Bürger der verschiedenen kommunistischen Staaten an den Forderungen der Dissidenten orientierten und sich zum Protest auf die Straßen wagten, gingen die Diktaturen des sowjetischen Machtbereichs in einem Zyklus ganz überwiegend friedlicher Revolutionen unter.

Diese friedlichen oder samtenen Revolutionen nahmen ihren „klassischen“ Verlauf in der DDR und in der Tschechoslowakei, während in Polen und Ungarn die herrschenden Kommunisten letztlich im Rahmen von Verhandlungen ihre Macht aus der Hand gaben. Dagegen kam es besonders im Baltikum und in Rumänien zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Das Ergebnis war letztlich überall dasselbe: Die kommunistischen Diktaturen verschwanden und an ihre Stelle traten Demokratien, die sich bei allen Schwierigkeiten im Einzelnen letztlich am Westen und seinen Werten orientierten. So eröffneten die Revolutionen von 1989/91 den Menschen in Mittel- und Südosteuropa sowie in der Sowjetunion den Weg zu Demokratie und Selbstbestimmung. Sie belegen auch heute die Bedeutung des Kampfes um die westlichen Werte Freiheit, individuelle Würde und Menschenrechte als zentralen Bestandteil unserer europäischen Geschichte.

Das Ende des sowjetischen Imperiums beschleunigte der Austritt der DDR aus dem „Warschauer Pakt“ am 2. Oktober 1990, also einen Tag vor der deutschen Wiedervereinigung, dem die Auflösung des Paktes am 1. Juli 1991 folgte. Im gleichen Jahr wurde auch der „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe“ aufgelöst und damit die wirtschaftliche Zusammenarbeit der ehemals kommunistischen Staaten endgültig beendet. Nach einem gescheiterten Staatsstreich im August 1991 in der Sowjetunion gegen Gorbatschow folgten die Auflösung der UdSSR und das Verbot der KPdSU per Dekret im Dezember dieses Jahres. Jetzt wurden alle Unionsrepubliken der Sowjetunion selbständig.

Zuletzt bleibt die Frage, wer 1989/91 gewonnen hat. In einem gewissen Sinn sind dies der Westen, vor allem jedoch dessen freiheitliche Werte und die universal geltenden Menschenrechte. Im engeren Sinne haben jedoch Dissidenten und Bürgerrechtler sowie die Menschen, die in den Revolutionen zum Protest auf die Straßen gingen, gewonnen. Dies war jedoch nicht ein Sieg, der nur denjenigen zugute kam, die ihn erkämpften. Vielmehr profitieren zumindest alle Europäer davon, die jetzt in freiheitlichen Demokratien leben. Und auch der Weg hin zu einem vereinten Europa kann bei entschlossenem Handeln weiterhin erfolgreich beschritten werden.

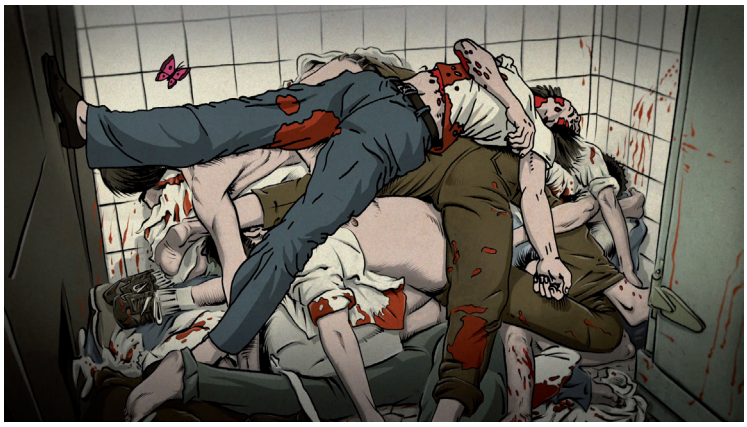


Abb. oben, Mitte und unten: Filmstills aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 8: „Himmlischer Frieden“

LIEDER UNSERER HEIMAT

von Kristian Schulze

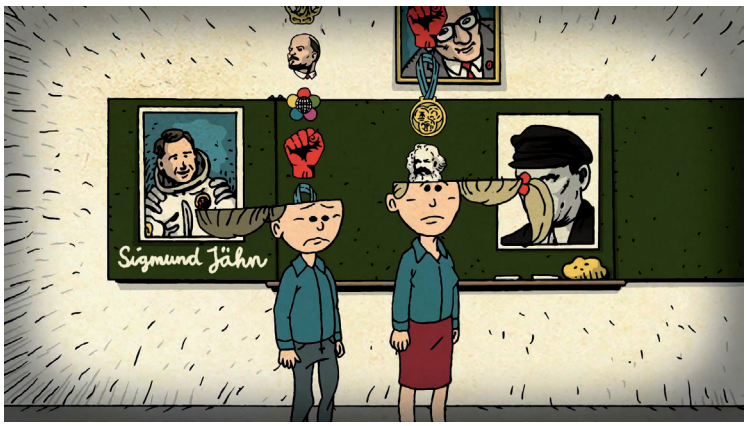
Kapitalismus

Der Kapitalismus war der Endgegner der DDR im Systemkampf. Ihr Sozialismus sollte die bessere und gerechtere Gesellschaft sein und der Kapitalismus das alte, kriminelle und überholte System. Denn nach DDR-Lesart hatte sie im Kampf um eine bessere Welt gesetzmäßig die Nase vorn. In ihrem Marxismus-Leninismus war das Ende des Kapitalismus wie der Sieg des Sozialismus geschichtliche Notwendigkeit. Kapitalismus wurde als „faulend" und „absterbend" beschrieben und in seinen letzten Zuckungen liegend.

Im Stufenmodell gesetzmäßiger Entwicklung galt **Imperialismus** als seine höchste und letzte Form im Streben nach Weltherrschaft. Als aggressivste aber galten **Faschismus** und **Nationalsozialismus** – als ausgerasteter Kapitalismus, in dem Kapitalisten wie Raubtiere in der Falle ihre im „Klassenkampf" bedrohte Macht verteidigen.

Definiert wurde der Kapitalismus als „Klassengesellschaft" und Herrschaft bürgerlicher Eliten, die alle anderen Klassen, vor allem die Arbeiter um die Früchte ihrer Arbeit bringen – als parasitäres System zur „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen". Bemüht wurde dazu vor allem das von Marx formulierte Modell vom Mehrwert, den der Arbeiter produziert und der Kapitalist sich aneignet.
Unklar blieb, ob das eher ein Wirtschafts- oder ein politisches Herrschaftssystem sein sollte. Gemeint war beides. Wichtiger aber war, dass man glaubte, in der DDR richtig zu liegen. Es hieß, der Kapitalismus werde an seinen inneren Widersprüchen scheitern, an „unüberwindbaren Klassengegensätzen", an der Gier der Kapitalisten nach Profit und seiner Unfähigkeit, wachsende Unzufriedenheit mit den Ungerechtigkeiten eines solchen Systems zu unterdrücken.

„Das Kapital" selbst, seine Analyse durch Karl Marx kannten die meisten im „Marxismus-Leninismus" belehrten DDR-Bürger kaum. Das Buch, obwohl allgegenwärtig, hatte kaum einer gelesen. Formeln und Schlagworte, auswendig gelernt und ohne eigenes Denken wiederholt, reichten völlig aus, um etwa im Staatsbürgerkunde-Unterricht in der Schule beste Noten zu bekommen.



Die meisten Menschen aber interessierten sich nicht für diese Theorien. Ihnen waren die praktischen Probleme und Widersprüche dessen, was ihnen die DDR als Alternative aufzwang, näher als die im Kapitalismus hinter unüberwindbaren Grenzen. Sie hatten ihre eigenen Bilder, schauten Westfernsehen und fanden, dass das alles gar nicht so aussah, als würde es bald zusammenbrechen.

So wurde der westliche Wohlstand zum größten Problem der DDR-Ideologen. Sie konnten nicht glaubhaft erklären, warum es den ausgebeuteten Massen so viel besser ging und warum die in der DDR so viel unzufriedener waren. Auch ließ sich mit Ausbeutung allein nicht die innovative Produktivkraft des Kapitalismus erklären, seine Leistungsfähigkeit und technische Überlegenheit.

Anreizen materiellen Wohlstands konnte die ineffektive DDR-Planwirtschaft nur mit dem Versprechen einer besseren Zukunft begegnen – und mit Zwang. Man betonte zwar die Schattenseiten des Kapitalismus. Doch die reichen Verwandten im Westen, ihre Autos, der ganze von der DDR aus gut sichtbare Kapitalismus im anderen Deutschland leuchteten heller. Jedes Westpaket untergrub die Theorie. Am stärksten aber dürfte ihre Glaubwürdigkeit gelitten haben, weil das Leben „drüben" als so viel freier erschien.

Sozialismus

Später hieß es oft, Sozialismus sei in der DDR falsch gemacht worden. Ob man ihn richtig machen kann, mag offen sein. In der DDR aber wurde viel falsch gemacht. Dabei galten der Sozialismus und die Idee einer gerechteren, friedlicheren Gesellschaft der DDR als Existenzgrund und wichtiger als die Demokratie im Staatsnamen.

Die Ideologen beriefen sich auf Marx und sein Hauptwerk „Das Kapital". Daraus, vom Kommunistischen Manifest, von Friedrich Engels und dem sowjetischen Revolutionär Lenin, leiteten sie ab, dass der Sieg des Sozialismus einfach unausweichlich sei.

Marx hatte zwar über Sozialismus nichts gesagt. Trotzdem ging es der DDR statt um Kommunismus um den Sozialismus als die überlegene Gesellschaftsordnung, auf naturgesetzlichen Wegen der Geschichte. Nur so konnte Staats- und Parteichef Erich Honecker Sätze sagen wie „Den Sozialismus in seinem Lauf hält weder Ochs noch Esel auf", die der eigenen Wahrnehmung vollkommen widersprachen.

Davon etwa, dass einst privater Besitz, Land und Fabriken nun allen gehören sollten, die Volkseigenen Betriebe (VEB) und die Macht, spürte man wenig. Im DDR-Sozialismus hatte kaum jemand etwas zu sagen; unter alleiniger Führung der SED trafen kleine Eliten der Partei alle Entscheidungen. Als „Demokratischer Zentralismus" wurde das bezeichnet, nötig um die „führende Rolle der Partei" und die „Diktatur des Proletariats" im Kampf gegen den Kapitalismus zu sichern. Und die Partei hatte immer Recht.

Tatsächlich aber beanspruchten nur deren Führer dieses Recht. Mit der Zeit und je weiter oben sie saßen, verloren sie dabei immer stärker den Blick für die Realität. Hören wollten sie nur noch, was ihnen passte; und so wurden ihre Entscheidungen immer einsamer und ihre Schwierigkeiten mit der Wahrheit immer größer.

Neben diesem politischen Problem versagte der DDR-Sozialismus aber vor allem in der Organisation der Wirtschaft. Das System zentraler Lenkung, Planwirtschaft, staatlich festgelegte Preise und Löhne, Fünfjahrespläne, die offiziell natürlich immer übererfüllt waren, wurden der Komplexität der Wirtschaft einfach nicht gerecht.

In Wahrheit war das System extrem ineffizient. Ständig fehlten auch einfachste Dinge, ganz zu schweigen von luxuriösen. Die besorgten sich nur die Parteioberen aus dem Westen. Und deren Slogan vom „Überholen ohne einzuholen" des Kapitalismus wurde bald nur noch achselzuckend belächelt. Bei der Stange halten konnte man die Leute dann irgendwann nur noch mit Zwang und Unterdrückung.
Der Mangel an individueller Freiheit aber ließ viele Menschen in Gleichgültigkeit versinken. Sie zogen sich in das Private zurück, hatten kaum Anreize, Verbesserung zu bewirken. Sie wurden eher noch davon abgehalten, denn Kritik konnte gefährlich werden. So ging viel Kreativität verloren und der Irrweg immer weiter.

Der Kapitalismus hatte mit diesem Sozialismus leichtes Spiel, auch weil der neben seinem Versagen in der Wirtschaft noch viele andere Schmutzflecken hatte: Die Toten an der Grenze, die Bespitzelung durch die Stasi, die Unterdrückung von Denken, Kreativität und Kritik gehörten zu diesem repressiven System, das nur diejenigen privilegierte oder in Ruhe ließ, die mitspielten oder schwiegen.

Ein hässlicher Fleck war auch Wandlitz, die Waldsiedlung bei Berlin, in der die „Bonzen" alles hatten, was normalen Leuten fehlte. Öffentlich Wasser predigen und heimlich Wein trinken, war jedoch ebenfalls Teil der Realität. Tatsächlich log man in der DDR sich und allen die Taschen voll, die in Wahrheit immer eher leer waren. So glaubte bald niemand mehr an den Sieg des Sozialismus oder auch nur daran, dass er eigentlich die bessere Sache sei.

Kommunismus

Kommunismus wurde in der DDR als Fernziel dargestellt. Darum ist der Begriff in der DDR auch immer nebulös geblieben. Niemand hatte eine Idee, wie Kommunismus konkret aussehen sollte. Ohnehin sollte erst der Kapitalismus besiegt sein. Und weil das kaum nahe lag, wurde die „immer weitere Entwicklung des Sozialismus" zum wahren, wenn auch angeblich nur vorläufigen Staatsziel der DDR.
Denn natürlich konnte der Kommunismus nie ganz von der Agenda verschwinden. Seine Verwirklichung war 1848 im Kommunistischen Manifest von Karl Marx persönlich als „historische Rolle der Arbeiterklasse" vorgestellt worden. Und dem konnte man sich nicht einfach entziehen, wollte man sich weiter auf Marx berufen.

Wie Kommunismus genau aussehen sollte, hatte Marx aber offen gelassen. Er hatte den Kapitalismus beschrieben, kaum aber was ihm folgen sollte. So hatten die DDR-Ideologen recht freie Bahn selbst zu bestimmen, was Marx angeblich mal gewollt hat.
Träume von einer Welt ohne Geld, von Gleichheit und Freiheit gab es ja. Von Marx übernahmen die Ideologen aber nur die „Herrschaft des Proletariats": Mit der Erringung der Macht durch Übernahme der Produktionsmittel (Kapital, Boden, Fabriken) sollte die Klasse der Arbeiter die „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen" beenden. Das hatte sie nach offizieller Deutung in der DDR wie 1917 in der Sowjetunion schon geschafft. Nur war dabei das Ding mit dem Kommunismus nicht klarer geworden. Und so musste die Herrschaft des Proletariats erst einmal ohne ihn auskommen.

Letztlich hat es diese Leerstelle der DDR ermöglicht, die Einhaltung ihres Versprechens einer besseren Zukunft auf Dauer zu vertagen. So konnte sie den realen Sozialismus als gesetzmäßigen Zwischenschritt auf einem langen Marsch in die kommunistische Zukunft verkaufen. Alles würde später besser. Man müsse nur immer so weitermachen, trotz der offenkundigen Schwächen.

Kommunismus wirkte darum so unwirklich wie das Himmelreich.
An die Strahlkraft einer Religion oder des westlichen Wohlstands kam die Idee in der DDR aber nie heran. Niemand hielt das für machbar, und so blieb der Begriff für die Menschen irrelevant. Sie hatten ihre „historische Rolle", die „immer weitere Entwicklung ihrer sozialistischen Persönlichkeit" und des Sozialismus, was fast niemandem reichte, schon gar nicht denjenigen, die Wohlstand zu Lebzeiten anstrebten – die große Mehrheit der DDR-Bürger.

Viele Witze wurden über diese „immer weitere Entwicklung" ohne Ziel gemacht. Einer davon griff einen bekannten Schlager von 1968 auf („Zwei Apfelsinen im Haar") und dichtete ihn mit Blick auf die notorische DDR-Mangelwirtschaft um: „Zwei Apfelsinen im Jahr und wenn man Glück hat Bananen, alle singen Hurra, der Kommunismus ist da." Tatsächlich aber war es den DDR-Chefs wohl ganz recht, dass man die Sache mit dem Kommunismus nicht allzu zu ernst nahm.

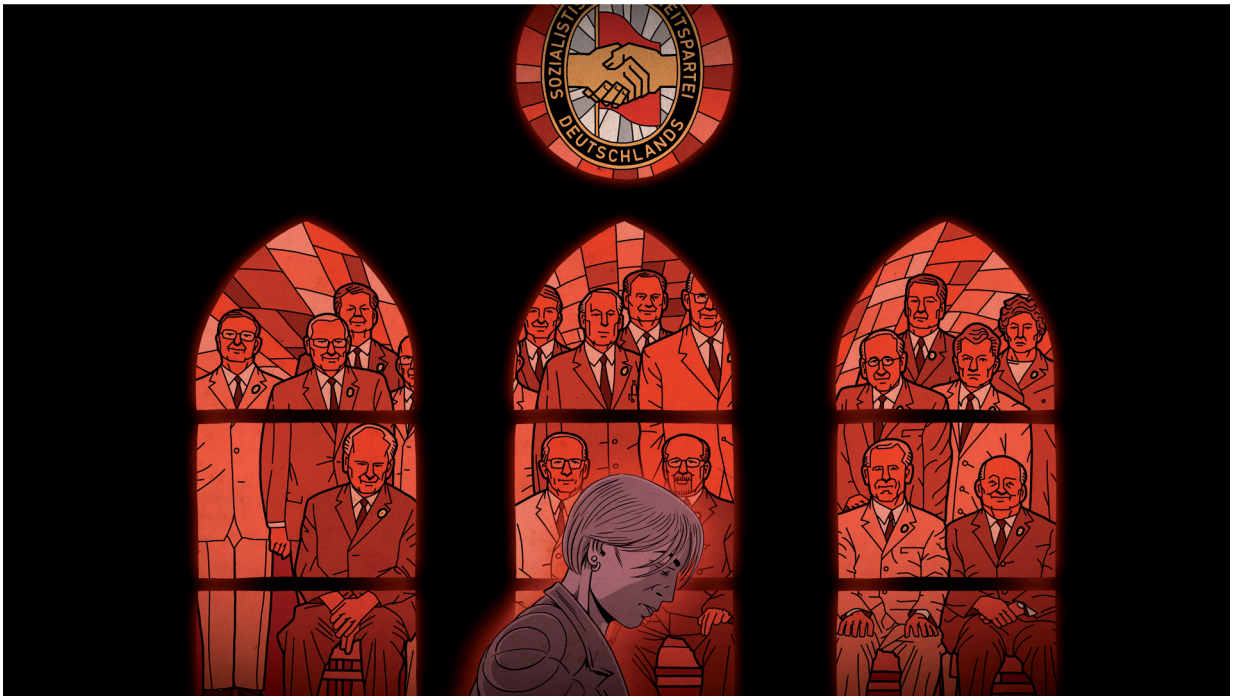
Denn noch in anderer Hinsicht galten konkretere Vorstellungen davon als „subversiv". Mit Kommunismus war ja immer auch die Idee von Freiheit verbunden oder zumindest die einer Befreiung. Für einen Staat voller Zwänge, ohne persönliche, ohne Rede- und Reisefreiheit, war das störend. Vor allem auch deshalb wurde das Bild vom Kommunismus in der DDR immer blass gehalten und der Traum davon unter ihrem „real existierenden Sozialismus" beerdigt.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer"

KIRCHE VON UNTEN

Liedtext

von Schwarwel



Es kommt die Zeit
Wo nichts mir noch bleibt
Als ein Bauch voll von Zorn
Gewachsen aus dem vergifteten Korn,
Das sie in mich pflanzten,
Als die Funktionäre tanzten,
Doch der Jubel schal verhallte
Und meine Hand zur Faust sich ballte

Ich war kaum siebzehn Jahr
Färbte blau mir mein Haar
Wollte nichts als die Welt
Sie haben Panzer und Soldaten davorgestellt
Mauern hoch, Schotten dicht
Trag mein Joch, will es nicht
Such den Weg, such das Licht
Doch im Herzen der Partei finde ich es nicht

Ich war auf der Suche
Ich wollte zu Satan
Ich war auf der Suche
Spitzel, Spione

Hier ist der Ort
Will nicht weg, will nicht fort
Will nur, dass sich was tut
Doch mir winkt nur der Mann mit dem komischen Hut

Ich trag schwarz, ich seh fern
Ich hör Slayer ziemlich gern
Friedhof wird mein Ritual
Ein Grabstein unterm Bett ist doch völlig normal

Ich war auf der Suche
Zwischen den Trümmern
Ich wollte zu Satan
Und seinen Jüngern
Ich war auf der Suche
Doch ich hab ich nichts gefunden
Als Spitzel, Spione
Und die Kirche von Unten

Jetzt kommt das Ich
Sucht mich heim, ich such mich
Fühl den Sound im Gotteshaus
Hab noch Hoffnung für uns, doch ich muss hier raus
Hör nur zu beim Gebet
Für mich ist es längst zu spät
Gott ist keine Alternative
Für die menschenverachtende Parteidirektive

Ich war auf der Suche
Zwischen den Trümmern
Ich wollte zu Satan
Ich war auf der Suche
(Spitzel, Spione)
Ich wollte nur leben
Ich wollte nur spielen
Unterm Kirchendach rocken
Als einer von vielen
Ich wollte mich frei fühln
Für ein paar Stunden
Das konnte ich nur
In der Kirche von Unten

KLUB DER INTELLIGENZ

Kirche von Unten (KvU) in der DDR
Die Basisgruppe Kirche von Unten entstand als oppositionelle evangelische Gruppierung im Zusammenhang mit dem evangelischen Kirchentag 1987 in Ost-Berlin.
Ihre Räume wurden bald zu einer der wichtigen Aktivitätszentralen der DDR-Oppositonsbewegung, bspw. bei der unabhängigen Stimmauszählung bei der Kommunalwahl der DDR 1989. Sie wurden aber auch für kulturelle Aktivitäten, z. B. der Initiative Schwarze Deutsche in der DDR oder für Punk-Konzerte, genutzt.

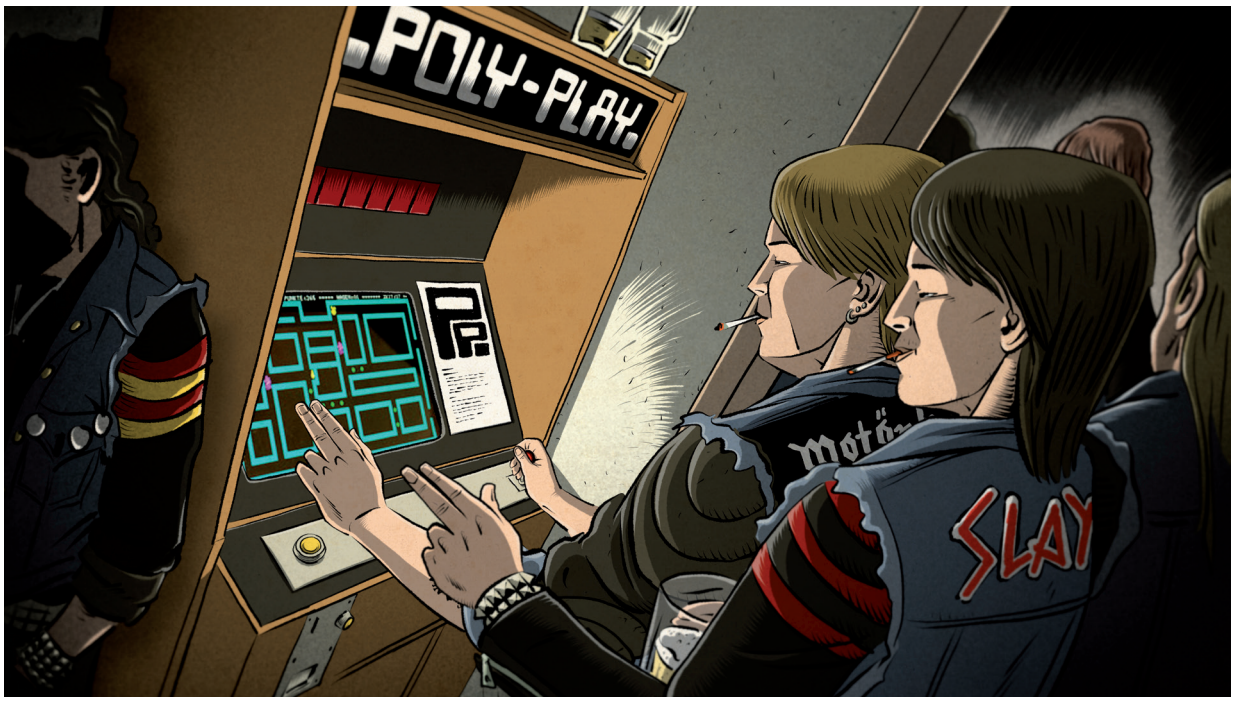
Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/kirche-von-unten

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 9: „Kirche von Unten“

BALLS TO THE WALL

Ostmetal

von Peter Matzke



Bands

Der Heavy Metal in der DDR hatte von Beginn an mit zwei Handicaps zu kämpfen: Erstens braucht es bestimmte Gitarrenverstärker und Effektgeräte (Verzerrer vor allem) für die Originalsounds. Die Gitarren aus VEB Musikinstrumentenbau Markneukirchen (Musima) mögen ihre Qualitäten gehabt haben, aber sie waren schon optisch nicht metal-tauglich und verhielten sich zu den Modellen von Gibson, Fender oder Ibanez wie Wisent-Jeans zu Levi's: undiskutabel.
Zweitens war die DDR-Rocksprache mit ihrer von Metaphern triefenden Weltall-Erde-Mensch-Poetik als lyrische Basis für Heavy Metal komplett ungeeignet. In Englisch ins Ost-Radio zu kommen, war aber erst in den späten 80ern möglich. Vorher gelang es nur in Ausnahmen, ein metal-taugliches Deutsch zu generieren. Formel 1 aus Berlin (so etwas wie die Iron Maiden des Ostens) brachen bei Songs wie „Willste nich uffstehn" (1982) die Konventionen über die Schnoddrigkeit eines Dialektes. Ihr Album „Live im Stahlwerk" (1986) darf als das erste und wohl auch einzige echte Metal-Album der DDR gelten. Demgegenüber standen textliche Fremdschämer wie die bestellten Heavy-Metal-Friedenslieder „No Bomb"(Berluc) oder „Eiskalt" (Regenbogen). Hochnotpeinlich war im Jahr 1988 das offizielle Video zum Song „Easy Rider" der Band Metall, in dem eine Gruppe von DDR-Hells-Angels auf Simson-S50-Mopeds auf einem Spielplatz herumrasten.

Die angesagten Bands waren die (ursprünglich) Magdeburger MCB um Bass-Gott Mike Demnitz und den späteren Knorkator-Gitarristen Sebastian „Basti" Baur, Biest aus Jüterbog, Feuerstein aus Halle (die Ost-Motörhead) oder Blackout aus Berlin, die einzigen Ost-Metaller, die nach der Wende unter dem Namen Depressive Age nennenswerte Beachtung fanden. Der Fönwellen-Metal war durch Bands wie Cobra, Countdown, Merlin oder erwähnte Metall vertreten.

Insgesamt waren DDR-Metal-Bands vor allem als Cover-Truppen unterwegs und wenig mehr als Ersatzprodukte für die unerreichbaren Originale. Aber Bands und Fans bildeten eine verschworene Gemeinde. Im Unterschied zu den Konzerten der etablierten Kapellen, deren Zuspruch in der zweiten Hälfte der 80er spürbar nachließ, waren die Metal-Konzerte in den einschlägigen Dorfsälen immer gut gefüllt, die Gemeinde reiste den Bands hinterher. Darüber hinaus war es in Stadt und Land üblich geworden, in den einschlägigen Diskotheken Zeitfenster einzuschieben, in denen die Disco-Fox-Tänzer den Floor für die bösen Jungs mit den Luftgitarren räumten.

Zur Obrigkeit hatte der Metal-Freak ein ambivalentes Verhältnis. Er entsprach in keiner Weise dem Bild des Muster-FDJlers und war am Sozialismus grundsätzlich nicht interessiert. Es störte ihn vor allem, die Alben seiner Helden nicht kaufen und deren Konzerte nicht besuchen zu können. Anderseits war (und ist) die Szene weitgehend unpolitisch. Der Metaller braucht seine Musik und sein biergestütztes Wir-Gefühl in einer festen Gemeinschaft, als deren Teil er sich stolz vom gesellschaftlichen Mainstream separiert. Sie sahen, zumal meist in Gruppen auftretend, recht martialisch aus, aber die Staatsmacht hatte am Ende wenig von ihnen zu befürchten.

Daher gab es vergleichsweise viel Raum für Heavy Metal im Radio. Kern der Ätherpräsenz war die Wunsch- und Wertungssendung „Beatkiste" auf „Stimme der DDR", die nach Etablierung des Jugendradios DT 64 1987 zur Kultsendung „Tendenz Hard bis Heavy" wurde. Dort grüßten sich die Fans gegenseitig, es wurden Konzerttermine bekanntgegeben und sogar das staatliche Veröffentlichungsmonopol unterlaufen, in dem von den Bands geschickte Tapes trotz ihrer meist verheerenden Aufnahmequalität gesendet wurden. Die Metal-Fans waren wohl die einzigen DDR-Alternativen, die regelmäßig Ost-Rundfunk hörten.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 6: „Schießbefehl"

Fans

Der Stolz des Metallers war das lange Haupthaar, das er zur Musik ordentlich schüttelte. Für sein Haar hatte er so viele Worte wie ein Eskimo für Schnee: Man trug Mähne, Matte, Mecke oder Hecke, Loden, Peitsche, Faden, Brett oder Kanten. Ab Mitte der 80er wurde es Mode, das Haar auf dem Kopf korrekt zu stutzen, aber das Brett auf dem Rücken stehen zu lassen. Die Vokuhila war geboren und verbreitete sich schnell auch über die Szene hinaus. Später geriet sie zum Sinnbild für ein gewisses Hinterwäldlertum (wie noch später das Arschgeweih bei den Damen).

Leder (echtes) war natürlich Pflicht, in Jacke wie Hose. Richtige Motorradbekleidung war aber eigentlich nur für Westgeld zu beschaffen. Über die Jacke wurde eine Jeansweste bzw. eine Jeansjacke mit abgeschnittenen Ärmeln getragen, die Platz bot für die obligatorischen Aufnäher und Buttons. Das war den Weststandards nachempfunden und der Rockerszene entlehnt. Die Jacken und auch die breiten Gürtel wurden gern mit Nieten beschlagen, vorzugsweise in Pyramidenform. Der Metaller gefiel sich in einer Attitüde stolzer Wehrhaftigkeit, Musik und drumherum dienten auch im Osten zum Abbau von Testosteronüberschüssen. Ein wichtiges Accessoire war Anfang des 80er-Jahrzehnts eine Lederschirmmütze, wie sie Robert Halford von Judas Priest auf der Bühne trug. Die „Priest-Mütze" gab es in der DDR: als Dienstbekleidung für Dampflokomotivführer. Die letzten ihrer Art waren bald aufgespürt und um ihren Kopfschutz gebracht. Ab Mitte der 80er drang aus den USA ein Trend zum androgynen Posing in die Szene. Die Hosen durften nun auch gestreifte Leggins sein, das T-Shirt ein Hemd mit Rüschen und die Frisur wurde mit Zuckerwasser getürmt: „Hair-Metal" nannten das die Hüter der wahren Werte verachtend. Die Szene spaltet sich in die antikommerzielle Thrash-, später Black- und Death-Fraktion und die deutlich gefälligeren Spielarten.

Zentrales Element des Kultus beider Sparten war der Besitz von Schallplatten, genannt Alben, Scheiben oder Rinden. Der Besitz von Westalben war die Demonstration, dass man für die Musik alles opferte und sogar Illegalitäten riskierte. Eine Platte aus dem Westen kam, egal ob mit getauschten DM oder in Ungarn erworben, zwischen 80 und 120 Mark der DDR: um die 15 Prozent eines Facharbeitergehalts, 50 Prozent des staatlichen Grundstipendiums.
Dazu kam die beschwerliche bis gefährliche Art der Beschaffung. In der kurzen Zeit der Visafreiheit nach Polen ausgangs der 70er wurden, wie auch nach dem Mauerfall wieder, gern die Ramschmärkte östlich der Neiße besucht. Doch diese Grenze wurde 1981 im Zuge des Ausnahmezustands geschlossen. Mit Westpaketen wurden Alben selten geschickt, da ging zu viel verloren. Viele kamen über westreisende Omis und Opis: Sächselnde Ostrentner, die im Westplattenladen beim Entziffern der Enkelzettel Motörhead und Megadeth verwechselten, waren den Händlern geläufig.

Zur Plage wurden die plattengeilen Ossis, in ihrer Mehrheit Metaller, jeden Sommer in Ungarn. Im Gulaschkommunismus gab es Westscheiben zu kaufen, sündhaft teuer, aber für Forint und also mit Ostmark ertauschbar. Die zugestandene Summe erlaubte den Kauf von etwa fünf Alben pro Reise. Aber nur, wenn man sich während des Auslands-Aufenthaltes komplett vom mitgeführten Dosenschmalzfleisch (VEB Fleischverarbeitungskombinat Meißen, BT Weinböhla, 90g für 0,55 Mark) ernährte und auf einem der Bahnhöfe vor dem mühsam ergatterten Schließfach schlief. In großer Zahl wandelten ausgemergelte Trupps langhaariger junger Männer in Jesuslatschen (wegen der Plaster-Hitze griffen auch Metaller zu diesem Schuhwerk) durch die ungarische Hauptstadt, schmachtende Blicke in die finanziell unerreichbaren Biergärten werfend (dafür gab es auf dem Rückweg einen Sauf-Stopp im Prager „U Fleků") und fest den Dederon-Beutel krallend, der die frisch erworbenen Heiligtümer enthielt.

Doch deren Besitz war noch lange nicht gesichert. Der Zoll führte Stichproben durch und beurteilte die Platten vor allem danach, ob ihr Äußeres zum sozialistischen Weltbild passte. Auf Metal-Plattenhüllen war da einiges zu beanstanden. Iron-Maiden-Cover etwa mit Eddie, dem Monster, hatten in der Regel wenig Chancen und wurden konfisziert. Aber die Beamten entschieden das nach Lust und Laune. Meist verloren waren die kleinen Beutel mit den wertvollen Buttons, erstanden vom Restgeld am letzten Tag, die von Anfängern gerne in den Hohlräumen der Zugtoiletten schlecht versteckt wurden: Dahin guckten die Zöllner zuerst.

In den 80ern verbreitete sich eine neue Tonträger-Erwerbsmethode unterhalb des Behörden-Radars: In großen Bestellringen kreisten Kataloge von zweitausendeins oder ähnlichen Anbietern, Vertrauenspersonen sammelten die Ostmärker ein. Vor allem LKW-Fahrer im innerdeutschen Warenverkehr tauschten das Geld legal im Westen und tätigten die Einkäufe (es blieb ordentlich was hängen bei den Kurieren). Ende der 80er waren Westplatten in der DDR prinzipiell beschaffbar.

Die Metaller nutzten diese Reliquien natürlich nicht zum Musikhören. Sie würden sich ja abnutzen. Stattdessen wurden sie auf Kassetten überspielt, in eine Schutzfolie gesteckt und nur gelegentlich zur andächtigen Anbetung aus dem Regal geholt. Nach dem Umbruch plötzlich überall verfügbar, mutierten die Kultobjekte auf einen Schlag zu profanen Vinylscheiben. Die Metal-Fans des Ostens nahmens gelassen: Headbanger weinen nicht.

Abb. oben: Idol in Ost und West: Lemmy von Motörhead
Abb. unten: Im Osten trommelte man auf TACTON-Schlagzeuge

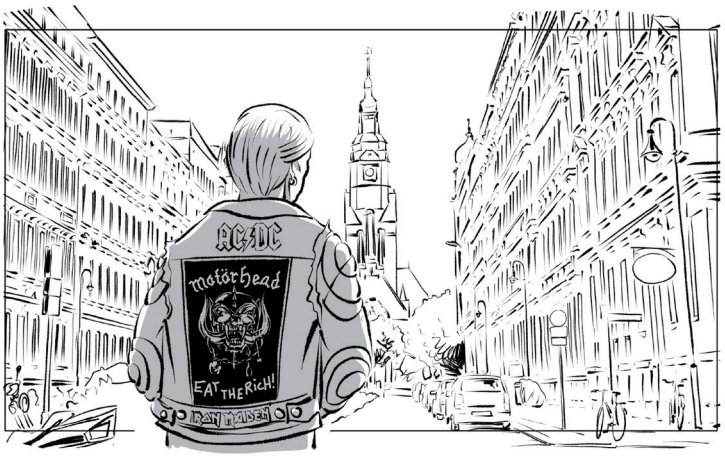
KEIN POPPERSCHMALZ ODER SYNTHESIZER

Als das Kinderzimmer zum Stahlwerk wurde

von Hendrik Domrös

Irgendwann Mitte der 80er kam ich das erste Mal mit richtiger Rockmusik in Berührung. Kannte ich bis dahin die ihrer Rockerrente entgegendudelnden Puhdys oder den sich unspektakulär um die eigene Achse drehenden Blauen Planeten Karats, überkam mich an einem Sonnabendnachmittag die Offenbarung: In der Wohnung meines älteren Bruders sägte und heulte sich Neil Young mit „Live Rust" in meine Gehörgänge. Seitdem war klar, es muss laut, krachig und mit echten Emotionen sein.

Unmittelbar danach fielen mir auch die Typen aus den Klassenstufen über mir auf, deren Tischtennisschläger cool aussehende Schriftzüge, offenbar ebenfalls echter Rockbands, zierten: AC/DC, Kiss, Accept und Iron Maiden. Die schienen ja die coolsten von allen zu sein. (Wie sich wenig später rausstellen sollte, waren sie das auch.)



Also entschloss ich mich, ohne auch nur einen Ton gehört zu haben, von nun an als Maiden-Fan durch die Weltgeschichte zu stolzieren. Als glücklicher Zufall erwies sich dabei, dass mein 15 Jahre älterer Nachbar auch Rocker war und tatsächlich auf Iron Maiden abfuhr. Hatte ich bisher das allabendliche Gejaule, welches aus Ullis Wohnung zu mir nach oben drang, als innerfamiliäre Auseinandersetzung gedeutet, stellte sich nun heraus, dass er Westkopfhörer hatte und zu „The Number Of the Beast" seine Sangeskünste eindrucksvoll unter Beweis stellte. Bei Ulli hörte ich das erste Mal Maiden und war davon total geflasht. Ich organisierte mir eine leere Chromdioxid-Kassette (die immerhin rund 30 Ostmark kostete) und er überspielte mir das Album.

Kleiner Schönheitsfehler: Ich konnte das Ding nicht anhören, denn ich besaß kein adäquates Abspielgerät. Das war jedoch eine Detailfrage. Was zählte war, dass ich dachte, in meinem Umfeld besäße niemand etwas Vergleichbares, und dieser Umstand machte mich selbstverständlich zum Experten für Rockmusik und Iron Maiden.

Im August 1987 weilte ich mit meinen Eltern in Ahlbeck im Urlaub und unglaublicherweise war für Sonnabend, den 15. August, ein Heavy-Metal-Konzert auf der Freilichtbühne der Strandpromenade angekündigt. Zur Feier des Tages sollte die Berliner Band Pharao spielen. Es gelang mir nach mehreren Tagen rhetorischer Schwerstarbeit, meine Eltern von der immensen kulturellen Bedeutung dieses Events zu überzeugen, die in der Erkenntnis meines Vaters gipfelte: „Wann hat man denn schon die Möglichkeit, mal so eine Band zu sehen." Das war das Argument schlechthin, welchem sich meine immer noch skeptische Mutter nicht entziehen konnte.

Da ich keine Ahnung hatte, wann denn Bands für gewöhnlich mit ihrer Darbietung beginnen, setzte ich mich ab nachmittags um drei auf die weiße Kurbank direkt vor der Bühne. Irgendwann versammelten sich dort etwa 50 junge Erwachsene, die genau meinem Geschmack entsprachen. Die rissen sich gegenseitig ihre Klamotten halb vom Leib, waren augenscheinlich stockvoll und grölten in Vorfreude auf das, was da wohl kommen mochte – Jawoll! – Iron Maiden, die ich nun doch mittlerweile von Ullis Kassette kannte. War das cool!

Irgendwann ging es in ohrenbetäubender Lautstärke los, aber nach fünf Songs hatte meine Mutter die Faxen dicke und zerrte mich mit dem eindringlichen Appell „Nimm dir ja kein Beispiel an denen! Die würden mal nie was für die FDJ machen!" vom Ort des Geschehens.

Mutti kam mit ihrer Ansage deutlich zu spät und ich enterte, kaum aus dem Urlaub zurück, die Stadtbibliothek und okkupierte sämtliche Platten, die einigermaßen nach Metal aussahen oder die ich dafür hielt. Van Halen, Scorpions und vor allem Formel 1, deren „Live im Stahlwerk" bis heute so etwas wie der heilige Gral des Ost-Metals ist: „Kein Popperschmalz und synthetische Klänge, Musik eisenhart, ja das ist der Heavy Metal."

Trotzdem war man als Ostkid und Metalfan ohne Westgeld oder gar -verwandtschaft echt am Arsch. Die Doppelseite des Heavy-Metal-Magazins aus der Bravo kostete 20 Mark, das Maiden-Poster aus dem Metal Hammer 50, Westplatten zwischen 100 und 250 Mark. Und ich hatte ja noch nicht mal einen Kassettenrekorder, um „Tendenz Hard bis Heavy" oder „Vom Band fürs Band" auf DT 64 oder Stimme der DDR mitzuschneiden. Ein System, das sowas zulässt, ist zum Scheitern verurteilt. Aber bald wars dann ja auch zum Glück soweit.

Im Herbst 1989 ließ ich mich im bayrischen Hof im erstbesten Elektrogeschäft über den Tisch und mir damit das Begrüßungsgeld auf einen Schlag aus der Tasche ziehen. 100 DM für einen Doppeldeck-Kassettenrekorder waren ein fairer Tausch, fand ich damals. Wie so vieles aus der DDR ging auch der Ost-Metal größtenteils den Weg alles Irdischen. Bands lösten sich auf, Radiosendungen wurden eingestellt. Irgendwie hatten die wohl in der Wahrnehmung der Fans erstmal ihre Schuldigkeit getan. Westbands wie Kreator und Tankard spielten gleich 1990 im Osten, wenig später sogar Motörhead und Saxon. Iron Maiden kamen leider erst 1995. Da machte ich aber grade mein Abitur und konnte nicht. Tja, irgendwas is immer ...

Abb.: Storyboardzeichnung für „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 9: „Kirche von Unten"

„NIE IN IRGENDWELCHEN ANGEPASSTEN BANDS“

Interview mit dem Musiker Buzz Dee

von Sandra Strauß

Seit 1996 ist Buzz Dee Gitarrist der Berliner Rockband Knorkator. Seit seiner Jugend in der DDR war er in verschiedenen Bands wie Monokel, Metropol, Keks und den Metallern MCB aktiv.

Wie kann man sich ein und insbesondere dein Leben als Musiker in der DDR vorstellen?
Das ist eine lange Geschichte.
Mein Leben war so wie das von vielen Musikern: Es war sehr schön. Ich habe es genossen. Ich war auch nie in irgendwelchen angepassten Bands und bei allen war immer irgendetwas Anarchistisches dabei. Ja, klar hatten wir auch Probleme mit Behörden und TV-Sendern, auch mal mit der Polizei ... Wobei ich sagen muss: mit Letzteren ich persönlich relativ wenig.
Von 1977 bis 1989 war ich als Musiker durchweg unterwegs. Mit Monokel haben wir mindestens 15 Mal im Monat gespielt. Bei Metropol war ich nur ein halbes Jahr Aushilfe und wir waren ständig auf Achse. Später mit Keks haben wir auch viel gespielt und ebenso mit MCB. Das war alles toll ...
Natürlich musste man aus Scheiße Gold machen, was bspw. die ganze Technik anbelangte, und sich einen Haufen aus dem Westen schwarz besorgen.

Mit der Bluesrock-Band Monokel habt ihr die Einstufung als Amateurband geschafft. Was bedeutete das für euch und eure Auftritte?
Wir mussten nicht nur mit Monokel, sondern mit allen Bands Einstufungen machen. Das galt nicht nur für den Amateur-, sondern auch den Profi-Bereich. Da ging es um Geld.
Als wir mit Monokel als Anfänger unsere erste Einstufung gemacht haben, bekamen wir im Sommer 1976 die Mittelstufe. Das waren sechs Mark die Stunde und das war natürlich alles lächerlich. Ein halbes Jahr später erhielten wir die Oberstufe und 1979 haben wir dann sogar die Sonderstufe gemacht – ein halbes Jahr, bevor ich ausgestiegen bin. Es hatte immer etwas damit zu tun, dass du eben, je höher du kamst, mehr Geld nehmen durftest.
Da gab es ebenso noch die Variante „normale Einstufung mit Konzertberechtigung“. Das wurde dann nicht mehr stundenmäßig abgerechnet, sondern als Pauschalpreis. Der clevere Fall war, wenn man die Sache ganz anders aufgezogen hat: Man hat eine geringe Gage mit dem Veranstalter vereinbart und hohe Transportkosten, weil die Transportkosten nicht versteuert werden mussten. Als Beispiel: Die Gage belief sich auf 600 Mark und die Transportkosten auf 1.500 Mark. Das war dann die etwas angenehmere Variante und keiner konnte uns damit an den Karren fahren.

Hatte die Einstufung Einfluss auf eure Musik oder eure Texte?
Die Einstufung hatte keinen Einfluss auf unsere Texte. Wir mussten unsere Texte einem Lektorat vorlegen, was total zum Kotzen war. Also, man muss sich vorstellen, dass dann da irgendwelche Leute saßen, die befanden, ob deine Texte gut oder schlecht sind. Als junge Künstler haben wir dabei recht schnell geschnitten: Du musst alles zwischen den Zeilen sagen und darfst keine direkten Sachen machen – denn dann sitzt da wieder irgendwer, der dir sagt, dass das nicht geht und das nicht und das auch nicht ... Ganz konkret muss ich sagen: Das Problem ging erst richtig los, wenn man Songs produziert hat.
Es gab im Osten nur zwei Varianten: im Rundfunk der DDR oder bei Amiga. Bei Amiga war es etwas lockerer. Aber im Rundfunk saß ein Lektorat, u. a. Gisela Steineckert, die damals bei Keks sämtliche Texte von uns auseinandergenommen hat, so dass wir keinen unserer Texte so machen konnten, wie wir wollten. Ich weiß, dass viele Menschen Gisela Steineckert toll finden – ich nicht.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 1: „Melodie & Rhythmus“

Aus welchen Gründen erhielt Keks ein Auftrittsverbot? Und welche Folgen hatte das?
Auftrittsverbot ist nicht wahr. Das war anders. Aufgrund unserer Klamotten und Haare hatten wir für damalige Verhältnisse echt immer ein Rumgenerve mit irgendwelchen Typen, die eben eine Etage höher saßen. Als wir bei irgendso einem komischen Leistungsvergleich mitgemacht und uns einen guten Platz ausgerechnet hatten, diesen jedoch nicht erhielten, war es eindeutig, dass wir diesen nur wegen unserem Äußeren nicht bekamen. Daraufhin haben drei unserer Leute einen Ausreiseantrag gestellt. Und das war natürlich der Todesstoß. Damit sollte der Name Keks verschwinden. Auch für die anderen, die noch hiergeblieben sind – was ich jedoch erst Jahre später erfahren habe.

Ich hatte keinen Ausreiseantrag gestellt. Zu mir war man nett und sagte: „Na, dann such dir doch ein paar neue Leute und ihr macht eine neue Einstufung." Das habe ich getan. Jedoch war es bei der Einstufung dann so, dass sie uns keine Konzertberechtigung gegeben haben und eine so beschissene Einstufung, dass wir uns sagten: Dann können wir auch aufhören. Das ist alles Blödsinn.

Wie waren in der DDR die Bedingungen für Metal-Bands und speziell für euch als MCB?
Im Sommer 1985 hat sich Keks aufgelöst. Ich hatte davor schon des Öfteren mit Mike Demnitz Gespräche geführt, weil er gern mit mir etwas zusammen machen wollte. Mike hatte 1983 MCB schon mitgegründet und irgendwie trafen wir uns immer mal wieder hier in Berlin.
Als sich Keks aufgelöst hatte, schickte ich ihm ein Telegramm oder was weiß icke ... Ein Telefon hatte er nicht.
Ich hatte eins.
An meinem Geburtstag am 8. Oktober rief er mich an und fragte, ob ich denn nun endlich bei MCB einsteigen würde. Ich hab sofort gesagt: „Na klar, machen wir." Das war für mich das schönste Geburtstagsgeschenk.
Wir haben irgendwann angefangen zu proben. Nach vier Proben meinte Demnitz, dass ein Bandmitglied – Charlie, mit dem es vorher schon Differenzen gab – zwar noch bis zum Monatsende mitmachen würde, er es dann aber nicht tat.
Unsere erste gemeinsame Mugge hatten wir zwei Tage später und wir hatten ein Programm von vielleicht acht Songs. Es war wirklich eine Katastrophe, jedoch haben wir dann noch die zwei Tage geprobt und uns alles aufgeholfen, was zu machen ging, sodass wir schlussendlich ein Set von eineinhalb Stunden hatten. Wir haben damals einen Haufen Motörhead-Songs gecovert.

Ich werde es nie vergessen: Bei den ersten beiden Muggen war die Hölle angesagt. Das sprach sich auch ganz schnell rum. Das war im Jahr 1986, also in der zweiten Hälfte der 80er – und da war ohnehin schon alles etwas lockerer. Wir konnten machen, was wir wollten. Wir konnten aussehen, wie wir wollten.

Und zur Metal-Szene allgemein: Natürlich hatten sie wieder Angst vor den Leuten, weil sie aussahen, wie sie aussahen. Doch irgendwie wurde Metal wesentlich mehr geduldet und auch gefördert als bspw. der Punk vorher oder der Blues, mit dem sie auch ihre Probleme hatten. Irgendwie hatten sie immer mit allem Probleme. Aber mit MCB hatten wir überhaupt keine Probleme mehr ... jedenfalls nicht von staatlicher Seite in dem Sinne, dass wir irgendetwas nicht durften. Musikalisch hat man uns überhaupt nicht reingeredet. Das hatten sie vorher bei Keks aber auch nicht ...

Textmäßig weiß ich da noch eine Nummer, die hieß „Vergiss es!": 1984 ist eine Freundin von mir in den Westen ausgereist und ich hatte einen Text geschrieben, in dem zwar nicht gesagt wurde, jetzt reisen sie alle aus, jedoch von der Thematik her war genau das der Inhalt. Unser Produzent Walter Cikan meinte dann so: „Das ist aber ein schöner Text. Erklär mir doch mal ein bisschen genauer, worum es darin geht." Ich sagte: „Es geht darum, dass von mir ganz viele Freunde in den Westen gegangen sind. Dass sie eben weg sind."
„Oh, nein, DAS können wir nicht machen. Das geht nicht. Also das Thema geht gar nicht", meinte er.
Wir haben diesen Song dann also nicht produziert, auch nicht mit einem anderen Text.

So, und jetzt kommt der Knaller: Ein Jahr später ... Ich habe ein Jahr gewartet und diesen Text dann noch mal angeboten. Und Walter Cikan hatte diesen Text vergessen. Er fragte mich natürlich wieder, was ich denn nun konkret damit meine. Und ich sagte: „Naja, mir ist gerade eine Freundin weggelaufen." Und damit durften wir den Text machen. Das ist doch ein Witz oder?

Mit MCB standet ihr kurz vor einem Plattenvertrag mit dem Staatslabel Amiga. Warum ist es nicht dazu gekommen?
Ich muss vorab dazu an dieser Stelle sagen: Rundfunk und Amiga waren Konkurrenz-Unternehmen. Das haben wir schon bei Keks gemerkt. Der Rundfunk wollte immer, dass du in einem halben Jahr zwei Songs aufnimmst, im nächsten halben Jahr wieder zwei und wieder und wieder und wieder. Nach drei bis vier Jahren hätte man dann fertig produzierte Songs für eine Platte gehabt, die dann zu Amiga gegangen wären. Amiga hätte dann ein Album davon gemacht und auf diesem wären nur uralte Lieder gewesen. Nichts Neues. Was natürlich vollkommen blöd ist.
Damals hatte Amiga Keks das Angebot unterbreitet, live eine Platte einzuspielen. Da war der Rundfunk ganz sauer.

Später hat sich dann Amiga plötzlich auch für MCB interessiert. Es gab die Reihe „Kleeblatt", auf der stets drei Bands drauf waren. Und Amiga hat in dieser Reihe eine Platte produziert, die sich „Hard and Heavy" nannte – mit der Cottbusser Band Plattform, den Berlinern Cobra und MCB. Diese Scheibe scheint sich auch recht gut verkauft zu haben. Ein Jahr danach, Ende 1988/Anfang 1989, liefen Verhandlungen, weil Amiga auch noch ein Album mit MCB veröffentlichen wollten – bisher gab es im Bereich Metal in der DDR nur eine Amiga-Produktion mit Formel 1. Doch daraus wurde nichts. Einerseits weil ich bei MCB ausgestiegen bin – für mich war irgendwie ein toter Punkt erreicht. Andererseits hat auch bei MCB nichts mehr so richtig funktioniert. Die Wende kam, West-Labels interessierten sich für MCB, doch da hat sich bis heute nichts getan, obwohl es die Band ja immer noch bzw. wieder gibt.

Seit 1996 bin ich bei Knorkator, meiner Hauptband. Und daneben mache ich auch noch andere Projekte.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 6: „Schießbefehl"

WANDERSMANN (NUR EINMAL UM DEN RING)

Liedtext

von Schwarwel

Nach Jahren strammer Wanderschaft
Verließ der Mut mich und die Kraft
Noch ewig hier im Kreis zu wandern
Zusammen mit Millionen andern
Dieselben Wege Tag für Tag
Ganz einerlei, ob ich es mag
Ganz einerlei, obs richtig sei –
Wohlan, für Staat und die Partei!

Ich bin ein strammer Wandersmann
Ich wander durch die Heide
Ich bin ein strammer Wandersmann
Im strammen Wanderkleide

Nach Jahren strammer Wanderschaft
Versagte mir die Manneskraft
Zu zeugen weiter Wunder für
Mein Vaterland – Oh, wehe mir!
Ich konnt die Last nicht mehr ertragen
Konnt nicht länger „Recht so!“ sagen
So geh ich einmal um den Ring
Derweil ich dieses Liedchen sing:

Ich bin ein strammer Wandersmann
Kein Pfad, den ich vermeide
Ich bin ein strammer Wandersmann
Und eine Augenweide

Die Goethestraße kenn ich wohl
Zum Karl-Marx-Platz ich schreite
Ich seh schon den Georgiring
Den Freund an meiner Seite

Nach links gehts jetzt zum Hauptbahnhof
Und Platz der Republike
Neue Wandrer schließen an
Den Tröndlinring ein Stücke

Entlang zum Konsument-Kaufhaus
Seht dort: das Blaue Wunder!
„Schließt euch an!“ ruf ich herauf
Man blickt nur blöd herunter

Den Goerdeler- und Dittrichring
Gehts bis zur Runden Ecke
Das Neue Forum schützt den Staat
Und uns auf dieser Strecke

Nach Stunden strammer Wanderschaft
Gab dieser Tag mir Lebenskraft
Den Luther-Ring hinan ich schritt
Und mit mir schritten viele mit
Zum Leuschner-Platz und Ring-Café
Wo ich nur noch mehr Menschen seh
Ein Meer von siebzigtausend Seeln
Ein Ruf entringt sich unsern Kehln:

„Keine Gewalt, du Wandersfrau!“
Nur einmal um den Ring, ne?
„Wir sind das Volk, du Wandersmann!“
Das Wandern ist mein Ding, ne?
Wir sind die strammen Wandersleut
Halodri-ho und so
Wir sind die strammen Wandersleut
Wir sind vergnügt und froh-ho-ho

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/wandersmann-nur-einmal-um-den-ring

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 10: „Wandersmann (Nur einmal um den Ring)“

MEIN WEG ZUM WIDERSTAND

Gleichgeschalteter Uniformiertheit etwas entgegensetzen

von Uwe Schwabe

In erster Linie ging es mir um die Einhaltung elementarer Grund- und Menschenrechte, die in der DDR täglich mit Füßen getreten wurden. Eine Parteielite hat sich angemaßt zu entscheiden, was ich zu lesen habe, wo ich meinen Urlaub verbringe, ob ich würdig bin zu studieren und welche Massenorganisationen und Parteien für mich gut sind. Es gab weder die Möglichkeit der freien Wohnortwahl noch die Möglichkeit, außerhalb der Parteien- und Massenorganisation politisch aktiv zu sein.

Bis zu meinem Engagement in der politischen Opposition hatte mich Politik wenig interessiert. Ich war Jungpionier, trug blaue Halstücher, fuhr in Ferienlager und ertrug die dortigen Pionierappelle. Das blaue Halstuch wurde rot, dann das Hemd blau und ich war Mitglied der FDJ. Die Jugendweihe war genauso selbstverständlich wie das dort gesprochene Gelöbnis von der Liebe zur DDR. Ich machte das, was fast jeder machte, ohne mir darüber den Kopf zu zerbrechen.

Gleichzeitig hatte ich das Glück zur Selbstständigkeit „erzogen" worden zu sein. Ich lernte junge Menschen mit langen Haaren kennen, die von Rockkonzert zu Rockkonzert zogen und Ostern und Pfingsten in der Schwarzbierkneipe U Flekû in Prag bis zur Bewusstlosigkeit soffen und feierten.
Wir trampten im Sommer nach Ungarn, Rumänien und Bulgarien und zum Jugendfestival ohne Blauhemd. In Ungarn stürmten wir die Schallplattenläden, um unsere wenigen Forints in gute Musik umzusetzen, danach lebten wir von Wasser und Brot und schliefen im „DDR-Auffanglager" am Rande von Budapest. In Bulgarien trampten wir nach Melnik und schnupperten an der griechischen Grenze immer sehnsüchtig den Duft der weiten Welt.

Diese Kreise waren keine politischen Debattierclubs, es waren Jugendliche, die einfach nur nach ihren Vorstellungen leben wollten. Durch diese Kontakte und diese Lebensweise, die nicht den Vorstellungen des Staates von sozialistischen Persönlichkeiten entsprach, wuchs meine innere Ablehnung zum Staate DDR immer mehr. Hinzu kamen die Erlebnisse in den sogenannten Kollektiven in der sozialistischen Produktion.

„Mein Kollektiv" hatte sich zur Sicherung der Prämie als „Kollektiv der Sozialistischen Arbeit" verpflichtet, dass alle Brigademitglieder auch Mitglied der „Deutsch-Sowjetischen-Freundschaft" werden. Da ich eine Freundschaft auf Anordnung ablehnte und mir meine Freunde selber aussuchen wollte, war ich kein Mitglied. Nun hatte das Kollektiv ein Problem. Man löste das Problem auf ganz pragmatische Weise. Man schloss mich einfach aus der Brigade aus und die Kollektivprämie war gesichert. Das ist nur ein Beispiel wie die 100%ige Zustimmung zur SED-Diktatur schon in frühester Jugend organisiert und gesichert wurde.

All diese Erlebnisse zusammengenommen, also in Schule, Lehre und Beruf, sozusagen von Kindheit an, haben den Widerspruchsgeist in mir geweckt, dieser gleichgeschalteten Uniformiertheit etwas entgegenzusetzen. Dabei gab es nur drei Möglichkeiten. Entweder ich passe mich an und schwimme in der Masse der „Ja-Sager" mit, verlasse dieses Land in Richtung Westen oder ich suche mir einen Weg, damit ich jeden früh, ohne mich schämen zu müssen, noch in den Spiegel schauen kann.

In dieser Phase lernte ich Leute kennen, die in der Jungen Gemeinde der Nikolaikirche aktiv waren. Dadurch hatte ich die Möglichkeit, Menschen zu treffen, die sich kritisch mit gesellschaftlichen Themen auseinandersetzten und die offen und ohne Scheu politisch diskutierten. Hier wurde Demokratie im kleinen Kreis gelernt und „trainiert". Hier wurden Meinungen von Minderheiten akzeptiert und fair darüber diskutiert (was heute leider total verlorengegangen ist). Dies hatte ich vorher so nicht erlebt. Ich kannte nur die Diskussionsveranstaltungen im FDJ-Seminar oder in der Politschulung in Lehre und Betrieb, die man damals unter der Hand „Rotlichtbestrahlung" nannte.

So lernte ich schnell Menschen kennen, die sich in kirchlichen Basisgruppen zusammenfanden und dort ihre Vorstellungen von einer solidarischen Gesellschaft diskutierten. Ab 1984 engagierte ich mich dann bei der Arbeitsgruppe Umweltschutz des Jugendpfarramtes in Leipzig und gründete 1987 mit Freunden eine eigene Gruppe unter dem Namen „Initiativgruppe Leben" und der Name wurde Programm.
Wir waren der Meinung, dass ein wirksamer Umweltschutz in der DDR erst nach Reformen im politischen System möglich sein würde und dass die Aktivitäten über das Thema Umweltschutz hinausgehen müssten.
Die „Initiativgruppe Leben" suchte nicht die starke Anbindung an die Kirche, sondern nutzte für ihre Treffs private Wohnungen und organisierte in den folgenden Jahren Aktionen und Demonstrationen. Es wurde ein Informationsnetzwerk geschaffen, das es ermöglichte, politische Aktionen innerhalb der gesamten DDR-Opposition zu koordinieren und zu planen. Gleichzeitig wurden Kontakte zu westlichen Medien und Dissidenten aus Osteuropa aufgebaut, so dass die Öffentlichkeit über Menschenrechtsverletzungen in der DDR schnell informiert werden konnte.

Das MfS versuchte in dieser Zeit verstärkt, die Aktiven einzuschüchtern und zu demoralisieren. Wenn man über Jahre beobachtet, bespitzelt und „zersetzt" wird, wie es im Stasi-Jargon hieß, hinterlässt das natürlich seine Spuren. Man war sich nie sicher, ob man bei Zuführungen oder Verhaftungen in irgendeinem Stasi-Knast verschwindet.

Irgendwann werden die Wut und die Trauer aber so groß, dass man die Angst überwindet oder ignoriert.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer"

NEVER-COMEBACK-AIRLINES

Prag 1983

von Roman Schulz

Die Geschichte begann Silvester 1982 im Harz. Wir kamen auf Prag zu sprechen. Die meisten von uns kannten die Stadt. Aber da wir noch nie gemeinsam dort waren, nahm unser Vorhaben für das neue Jahr schnell Gestalt an. „1983 auf nach Prag". Es gab nur wenige Fragen zu klären. Wer kommt mit, wie kommen wir nach Prag und brauchen wir für die zwei, drei Übernachtungen ein Quartier oder reicht vielleicht der Schlafsack. Und wie aus heiterem Himmel, eine Interflug-Leuchtreklame in der Innenstadt gab den Anstoß, ergriff uns die Variante, wir fliegen. Urlaubsflüge gab es nur zu sündhaft teuren Preisen über das Reisebüro in die sozialistischen Bruderländer oder für auserwählte Personen über Jugendtourist nach Befürwortung durch die FDJ-Leitung. Individuelle Flugreisen gehörten fast in das Märchenland.

Im Reisebüro am Leipziger Marktplatz befand sich ein Interflugschalter und tatsächlich konnten wir acht Flugtickets nach Prag buchen, für sensationelle 67,00 Ostmark. Den Rückflug ließen wir offen, weil eventuell einige eher zurückkehren müssten, einige wollten trampen und andere eventuell nach Kassenlage etwas länger bleiben. Den Zug konnte man immer noch nehmen, bei acht Pfennig pro Kilometer plus Studentenermäßigung. Unglaublicher Spaß kam auf, denn nicht einer von uns hatte ein Flugzeug von innen gesehen und bald nannten wir das Unternehmen „NEVER-COMEBACK-AIRLINES".
Unsere Kommilitonen hielten uns für durchgeknallt, aber wir beschäftigten uns mit der IL62. Internationales Flair ergriff uns: auf der Vorderseite Europa-Afrika-Asien-Amerika, innen alles in Englisch und als Zielort PRAGUE. Genau das wars. In einer Mischung aus Übermut und Vorfreude legte Bonny sein Ticket zum Spaß vor einer Vorlesung im kleinen Hörsaal mit dem Schriftzug „Und Tschüss" auf einen Bildprojektor. Schon mit leicht angeberischen Hintergedanken wollten wir uns von den Daheimbleibern verabschieden.

Mit dem Zug fuhren wir am Abflugtag gegen acht Uhr los. Verrückt, mehrere Stunden bis Schönefeld, dort drei Stunden Wartezeit, allein in der Zeit bis zum Abflug hätten wir mit dem Zug Prag erreicht. Der Traum vom Fliegen erforderte Umwege. Man muss sich das ernsthaft vorstellen, acht junge Kerle in Levi's Jeansjacken reisen aus verschiedenen Orten wie die Blues-Gang am Flughafen an. Alle nur mit dem notwendigsten Reisegepäck, einem Ruck- und Schlafsack, FDJ-untypisches Verhalten und Proviant für einen Tag. Spätestens seit dem Ticketerwerb im DDR-Reisebüro hätte uns klar sein müssen, dass diese Reise irgendwann auffallen würde, noch dazu ohne Rücktickets.

Akki und ich waren kurz nach zwölf Uhr freudig aufgeregt am Flughafen angekommen, ohne Vorahnung auf Kommendes. Nach der kurzen Begegnung mit der Interflug-Stewardess wirkte der rüde Befehlston in der Pass- und Zollkontrolle des Flughafens Berlin Schönefeld schockierend. In einer Zeit, in der Flugzeugentführungen in Mode kamen, schienen die Kontrolletis am Flughafen auf uns gewartet zu haben. Wir hatten das Gefühl, in einer Untersuchungshaftanstalt gelandet zu sein.
„Sie hier, sie dort, jeder an einen Schalter, Flugticket, Personalausweis und Zahlungsmittel vorzeigen! Ruhe, keine Gespräche!" Uns fehlten tatsächlich die Worte. „Weite Welt" und „über den Wolken" hatten wir uns anders vorgestellt.

Schnell verschlechterte sich unsere Lage, die Wege trennten sich, jeder mit uniformierter Begleitung in eine kleine Kabine mit kühler Neonbeleuchtung: „In die Kabine, ausziehen bis auf die Unterhose!" „Socken aus, Turnschuhe vorzeigen, Einlegesohlen entfernen, Hosentaschen nach außen umkrempeln!" „Den Rucksack auf dem Tisch entleeren, viel Gepäck haben sie ja nicht dabei!" Und am Schluss: „Ihre Brote fassen sie selbst an, Scheiben aufklappen und die Wurst anheben." Das war wirklich eine Schweinerei, am Vortag geschmierte Wurstbrote nach stundenlanger Zugfahrt auseinanderzunehmen. Aber die Kontrolletis gaben sich gnadenlos.
Zum Glück ließ ich eine Westgeldreserve von 20,00 DM, die ich üblicherweise für Notfälle dabei hatte, und mein Adressbuch mit „Westanschriften" zu Hause. Vergehen gegen die Devisenbestimmung und Anschriften im Feindesland, perfekt für die Kontrolleure. Nur eine Anschrift von Laura aus Milano hatte ich bei mir. Laura, Vertreterin einer italienischen Lebensmittelfirma, lernte ich während der Herbstmesse 1981 in Leipzig kennen. Da sie mir seit dieser Zeit ständig Karten von ihren Messeauftritten aus aller Welt schrieb, wollte ich mich endlich mit einer Karte, die nicht aus der DDR war, revanchieren.

Es folgte eine umfangreiche Befragung, die getrennt vorgenommen wurde. „Was ist das Ziel ihrer Reise? Wer ist Laura R., welche Verbindung besteht nach Italien?". „Keine", antwortete ich trotzig. „Ich lernte sie an der Universität Leipzig kennen, irgendeine Delegation der KPI war zu Besuch und abends besuchten die den Studentenclub." „Wieso Prag? Wo wollen sie übernachten? Wer gehört alles zu ihrer Gruppe? Woher kennen sie sich? Welche Reisemittel haben sie bei sich? Wieso nur Hinflug – warum kein Rückreiseticket? Da hat die Republik aber vorbildliche Studenten!"
Mit den letzten Fragen durchzog mich ein ungutes Gefühl, ließ die Knie weich werden und es fiel mir wie Schuppen von den Augen: Die glaubten allen Ernstes, wir wollten abhauen und dazu ein Flugzeug entführen. Oder die Kontrolletis wollten ihre Machtposition demonstrieren und bestimmen, wer wohin fliegt oder nicht. Von da an war Vorsicht geboten, Sekunden wurden zu Minuten und ich dachte nur noch, hoffentlich geben die anderen keine widersprüchlichen Antworten, aus denen sich die Kontrolleure etwas zusammendeuten könnten. Bei Akki hatte ich keine Sorgen, auf der Zugfahrt nach Berlin sprachen wir unsere Reise detailliert durch. Ich war sicher, er konnte eigentlich keine anderen und widersprüchliche Antworten geben. Aber was passierte mit den anderen? Durchschauten sie die prekäre Lage und reden nicht, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist?

Grenzenlose Naivität ... Wir hätten es ahnen müssen, dass man auf uns aufmerksam wird. Aber an Butterbrote aufklappen, verschwitzte Schuhsohlen vorzeigen, strukturierte Befragungen, daran dachten wir nie im Leben. Blass, freudlos und bedient überstanden wir die Pass- und Zollkontrolle und trafen nach und nach im Wartebereich ein. Die Begrüßung reduzierte sich auf eine emotionslose, wortarme Formel. Wir hatten begriffen, an diesem Ort gab es nichts zu sagen, das Gefühl der möglichen Überwachung wiegte schwerer als der angestaute Redeschwall. „Abwarten bis Prag" signalisierten wir uns gegenseitig. Wir erreichten die IL62 und hoben später ab zu unserem ersten Flug. Freude verspürte keiner. wir fielen eher geschafft in die Sessel und waren froh, dass wir alle an Bord waren. Erst nach Verlassen des Flughafenbereiches in Prag fielen wir uns zur Begrüßung um den Hals und jeder konnte die gleiche Geschichte erzählen, bis auf den Brotbelag, der war unterschiedlich.
Am Abend floss dafür das Bier in Strömen.

SCHAUFENSTER

Schlechte Kombination: Werbung und Mangelwirtschaft

von Tobias Prüwer

Als am 4. Oktober 1989 der letzte Flüchtlingszug aus Prag den Dresdner Hauptbahnhof passiert, laufen tausende Ausreisewillige und Demonstrant*innen auf – und plündern unter anderem einen Intershop. Diese Läden führten Westwaren. Was als symbolischer Vorbote kommende Wendeereignisse wie die Forderung nach Westgeld vorwegnimmt, zeigt, wie groß das Konsumbegehren war; und wie unerfüllt. Schließlich bedeutete DDR Mangelwirtschaft.

Die für den Grundbedarf – etwa Lebensmittel – eingeführten Festpreise erzeugten auf Dauer eine Verschwendung von Arbeitskraft und Ressourcen. Aber auch eine Verschwendung auf Konsumentenseite. So wurde etwa billig erstandenes Bäckerbrot in der heimischen Geflügel- oder Kaninchenzucht verfüttert. Rationierungen sollten solches Konsumentenverhalten verhindern, auf lange Sicht verstärkte diese Bürokratisierung den Mangel noch. Hamsterkäufe – wenn etwas im Laden zu erwerben war, dann griff man beherzt zu – milderten den Mangel keinesfalls. Diese individuell verständliche Strategie förderte den Mangel zusätzlich. Schlangestehen wurde zum Symbol für den DDR-Einkaufsalltag. Man reihte sich vor Geschäften ein, ohne genau zu wissen, welche Ware überhaupt angeboten wurde. Allein die anstehenden Leute signalisierten, dass sich das schon lohnen wird. Oberkellnerinnen oder Leitern eines Baumaterialienbetriebs kam Verteilungsmacht zu. Das geflügelte Wort „Sie werden platziert!“ drückt diese inoffiziellen Herrschaftspositionen aus.

Gleichzeitig lief auch in der DDR eine Werbemaschinerie, um gezielt Produkte anzupreisen. Auf Dauer rief das die absurde Situation hervor, die Nachfrage nach knappen Gütern noch zu befeuern. Der Staat zog die Notbremse. Nach dem Verbot von TV-Werbung wurde etwa die Sendung „Tausend Tele-Tipps“ eingestellt, die sechs Mal die Woche lief. Zugleich eröffnete das BRD-Fernsehen ein Schaufenster in den vermeintlich goldenen Westen. Diesen definierten die ostdeutschen Zuschauer vorrangig über die präsentierte Warenwelt, was nicht nur durch die üppige Reklame passierte. Auch Spielfilme, Serien und Spielshows (Glücksrad) vermittelten den Eindruck einer glücklichen Konsumgemeinschaft des Überflusses, an der alle teilhaben. Gut Betuchte wurden in der als Kurhotel inszenierten „Schwarzwaldklinik“ hofiert. Reihenweise Villen und Eigenheime besuchen die „Tatort“-Kommissare auf Mördersuche. Das waren nicht nur fiktionale Welten zum Träumen. DDR-Bürger und -Bürgerinnen nahmen diese Seifenblasen für bare Münze, die eine harte D-Mark möglich machen würde. Die Losung „Kommt die D-Mark, bleiben wir – Kommt sie nicht, gehn wir zu ihr!“ wurde dann nicht grundlos zum Begleitslogan der Wendedemonstrationen.

KLUB DER INTELLIGENZ

Intershop
Die Intershops boten ausschließlich Westwaren für D-Mark an und dienten der Devisenbeschaffung. Ursprünglich nur für Besucher*innen aus dem Westen eingerichtet, durften hier ab 1974 auch alle DDR-Bürger*innen einkaufen, sofern sie über Westgeld verfügten. Etwa die Hälfte der Bürger*innen hatte vor allem durch verwandtschaftliche Beziehungen Zugang zu solchem. Das sollten die Intershops abschöpfen. Zugleich etablierte das eine Zweiklassengesellschaft. Ab 1979 wurden nur noch Forumschecks akzeptiert, die zuvor gegen die Westwährung bei der Bank eingetauscht werden mussten. Bis 1989 betrug der Gesamtumsatz der Intershops mehr als 14 Milliarden D-Mark. Generell haben die Bürger*innen eher kleine Summen ausgegeben, mal Süßigkeiten gekauft oder sich eine Schallplatte geleistet.

DDR-Produkte im Westen
Für den Westen stellte die DDR ein Billiglohnland dar. Die hier produzierten Waren waren bis zu 15 Prozent günstiger. Offiziellen Zahlen zufolge exportierte die DDR 30 Prozent ihres Außenhandels in die BRD, Datenmaterial westdeutscher Firmen lässt sogar 50 Prozent vermuten. So hängt der Aufstieg von Quelle direkt mit den DDR-Produkten zusammen. Insgesamt kauften etwa 6.000 BRD-Firmen im Osten ein. Dass die Produktion teilweise unter Zwangsarbeit erfolgte, wussten zumindest einige der beteiligten Westunternehmen.

Kartoffelkäfer
Um die Kartoffelkäfer rankte sich eine weit verbreitete Verschwörungstheorie. Es hieß, die USA hätten die Schädlinge gezielt abgeworfen, um die Ernte zu vernichten und der DDR wirtschaftlich zu schaden. Das war Mumpitz. Die Propaganda stammte noch von den Nazis, die tatsächlich kurzzeitig selbst mit dem Käferabwurf experimentierten. Berthold Brecht ficht das nicht an: „Die Amiflieger fliegen / silbrig im Himmelszelt / Kartoffelkäfer liegen / in deutschem Feld.“

Alkohol
Übermäßigen Alkoholkonsum betrachteten die DDR-Offiziellen als Rest kapitalistischer Kultur, den es zu überwinden galt. Tatsächlich lag der Pro-Kopf-Verbrauch der DDR-Bürger*innen bei Schnaps rund zweimal über dem in der BRD: Sie tranken 1988 pro Kopf 23 Flaschen. Was den reinen Alkohol angeht, gleicht sich der Verbrauch aber aus. In der DDR trank man einfach mehr harte Dinge, weil es beispielsweise kaum gute Weine gab. Das Angebot war trotz Anti-Trinkkampagnen groß. Schön tranken sich die Bürgerinnen und Bürger ihre DDR nicht. Der Suff ist vielmehr ein Ausdruck von Gelassenheit in einer konkurrenzarmen Gesellschaft.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 6: „Schießbefehl“

OSTALGIE IN MOSAMBIK

Birgit Weyhe über Vertragsarbeiter

von Tobias Prüwer

Rund 20.000 Vertragsarbeiter aus Mosambik waren in der DDR beschäftigt. Die Zurückgekehrten fanden ein Land im Bürgerkrieg vor, einen Teil ihres Lohns sahen sie nie und obendrein wurde ihnen der Name „Madgermanes" verpasst. Die in Uganda und Kenia aufgewachsene Comicautorin und -zeichnerin Birgit Weyhe hat viele von ihnen getroffen. Ihre Gespräche hat sie in der Graphic Novel „Madgermanes" zur Erzählung von drei Protagonisten verdichtet.

Wie kamen Sie in Berührung mit den Madgermanes?
Mein Bruder ist nach Mosambik gezogen. Als ich ihn dort vor 2008 besuchte, habe ich den ersten ehemaligen Vertragsarbeiter getroffen. Da wusste ich aber noch gar nicht, dass sie sich Madgermanes nennen. Zuerst dachte ich, das wäre ein vereinzelter Fall, dann merkte ich: Es waren ganz schön viele. Dann habe ich mit ihnen immer mehr Gespräche geführt.

Woher kommt der Name Madgermanes?
Der Begriff ist vielschichtig. Er stammt aus dem Dialekt der Indigenen, die um Maputo leben. Und bedeutet eigentlich „Die aus Deutschland Zurückgekehrten".

Mit dem Englischen „mad" für „verrückt" hat er nichts zu tun?
Nein. Neben den vielen Sprachen in Mosambik garantiert nur Portugiesisch als Amtssprache die Verständigung aller. Im Norden zum Beispiel, wo ich mit vielen sprach, haben sie das als „Made in Germany" oder „Verrückte Deutsche" interpretiert. Diese Lesart hat sich verselbständigt, und für die Aktivisten in Maputo ist es ein Kampfbegriff geworden.

Warum beschlossen Sie, einen Comic über sie zu machen?
Dieser Erste hat mich nie losgelassen, weil er sehr zerrüttet war. Er hat dieses Hin und Her nie so richtig auf die Reihe bekommen. Er kam aus einem sehr ländlichen Gebiet und landete dann in einer Stadt, Karl-Marx-Stadt (heute Chemnitz). Als er zurückkam, hatte er nichts mitgebracht, das ihm nutzte. Das Geld, worauf die Familie wartete, war weg. Seine Deutschkenntnisse halfen ihm nicht weiter, die Handgriffe, die er an der Stanzmaschine erlernt hatte, ebenso wenig, weil es keine entsprechende Industrie gab.

Sie bekamen in der DDR entgegen der Versprechen keine zukunftsträchtige Ausbildung und dann wurde noch der Lohn zum Teil einbehalten …
Ja, aber nicht von der DDR. Ein Teil des Lohns wurde tatsächlich nach Mosambik transferiert, um damit die Devisenschulden, die Mosambik bei der DDR hatte, abzuzahlen. Mit der Lieferung von Arbeitskräften hat sich Mosambik devisenmäßig freigekauft. Das wussten die Arbeiter natürlich nicht und eigentlich war abgemacht von DDR-Seite, dass ihnen in Mosambik ein Äquivalent in der Landeswährung ausgezahlt wird. Das ist nie passiert.

Was die Betroffenen bis heute empört?
Ich muss betonen, dass ausnahmslos alle, mit denen ich gesprochen habe, die Zeit in der DDR ganz toll fanden. Trotzdem: Da ist eine große Ostalgie da und sie unterstreichen immer wieder, dass es Menschen gab, die gut zu ihnen waren, und Freundschaften entstanden. Es ist in ihren Erinnerungen nicht als furchtbare Zeit enthalten, aber es bleibt der bittere Beigeschmack und das Hoffen auf eine Entschädigung durch die mosambikanische Seite.

Sie haben die Ostalgie angesprochen. In Szenen, die im heutigen Mosambik spielen, tauchen Hammer, Zirkel und Ährenkranz auf etc.
Wird da ein DDR-Kult gepflegt?
Sie treffen sich in Maputo jeden Mittwoch in einem Park und tauschen sich aus. Es wird regelmäßig mit der DDR-Fahne für den Erhalt der Gelder demonstriert. Ja, die Zeit wird schon hochgehalten, manche haben die Fahne zu Hause aufgehängt, natürlich Fotos und die Amiga-Plattencover. Die Insignien werden schon hochgehalten.

(Auszug ais einem Interview auf www.kreuzer-leipzig.de, 8. Juli 2016)

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 7: „Rote Beete"

KLUB DER INTELLIGENZ

Vertragsarbeiter
Arbeitsmigranten kamen ab den frühen 60ern in die DDR, offiziell ausländische Werktätige genannt. Die DDR schloss Anwerbeverträge mit anderen sozialistischen Staaten ab: Polen, Ungarn, Algerien, Kuba, Mosambik, Vietnam und Angola. Es waren überwiegend junge Männer unter den Vertragsarbeitern. Im Jahr 1989 betrug ihre Gesamtzahl geschätzte 91.000–94.000. Ihr Arbeitseinsatz war staatlich organisiert, die Arbeit monoton und unattraktiv, etwa am Fließband oder im Kohleabbau. Den Wohnort durften die Vertragsarbeiter nicht frei wählen, sie lebten separat in nur für ausländische Arbeitskräfte vorgesehenen Wohnheimen – nach Geschlechtern getrennt. Einen langfristigen Aufenthalt sah die DDR nicht vor. Binationale Liebesbeziehungen waren nicht gern gesehen. Schwangere Vertragsarbeiterinnen stellte man vor die Wahl zwischen Ausreise oder Abtreibung.

Rassismus
Offiziell gab es keinen Rassismus in der DDR. Der Historiker Harry Waibel förderte durch lange Archivarbeit rund 8.600 entsprechende Propaganda- und Gewalttaten aus 40 Jahren DDR zutage. Bei ca. 200 Anschlägen wurden mehrere tausend Menschen aus 30 Ländern verletzt, mindestens zehn starben dabei. Fast 40 Angriffe auf Wohnheime von Nichtdeutschen wurden zwischen 1975 in Erfurt und 1990 in Trebbin bei Potsdam registriert.

AUF KOSTEN DER NATUR

Ökologische Fragen standen hinter der Wirtschaft zurück

von Tobias Prüwer

„… Unsere Heimat sind auch all die Bäume im Wald.
Unsere Heimat ist das Gras auf der Wiese,
Das Korn auf dem Feld und die Vögel in der Luft
Und die Tiere der Erde
Und die Fische im Fluß sind die Heimat"

(Aus „Unsere Heimat",
Lied der Pionierorganisation Ernst Thälmann
von Herbert Keller und Hans Naumilkat)

Im sozialistischen Liedgut wird der Schutz der Umwelt groß geschrieben. Auch auf dem Papier zeigt sich die DDR-Umweltpolitik als fortschrittlich. Im globalen Maßstab früh richtete das Land schon 1972 ein Ministerium für Umweltschutz ein. Aber in dieser Hinsicht war das System kapitalistischer als man annahm: Ökonomische Fragen drängten hier alle ökologischen Überlegungen zurück. Die Industrieproduktion hatte Vorrang – mit verheerenden Auswirkungen auf Natur und Umwelt.

Staatlicherseits nahm man das natürlich wahr, aber die Umweltpolitik war auf Schadensbegrenzung ausgelegt. Und vor allem durfte niemand das wahre Ausmaß der Vergiftung und Zerstörung wissen.

So käscherte man tote Fische aus der Elbe, damit sie nicht hinter der Grenze ein Negativbild erzeugen. Dabei galt sie ohnehin als der am höchsten vergiftete europäische Fluss. Die Bundesregierung registrierte eine jährliche Verschmutzung unter anderem von ca. 23 Tonnen Quecksilber, 120 Tonnen Blei und 3,5 Millionen Tonnen Chlorid. „Rio Phenole" nannte der Volksmund die Pleiße in Leipzig.

Berüchtigt war auch der sogenannte „Silbersee" in der Nähe von Bitterfeld-Wolfen, in den bereits seit den 30er Jahren Abwässer aus der Chemieproduktion geleitet wurden. Bei Mauerfall war der Schwermetallschlamm zwölf Meter dick. Die Direkteinleitung von Industrieabwässern und die zu geringe Anzahl von Kläranlagen führte dazu, dass im DDR-Gesamtgebiet nur ein Prozent der stehenden und drei Prozent der Fließgewässer ökologisch unbedenklich waren.

Als viertgrößter Uran-Produzent der Welt hinterließ die DDR verstrahlte Landschaften. Flugasche, Rauch- und Nebelschwaden waren in manchen Regionen an der Tagesordnung. In der Nähe von Espenhain bei Leipzig sah man an manchen Tagen die Hand vor Augen nicht. Motor der Luftverschmutzung war Schwefeldioxid. Ein Drittel der Bevölkerung lebte in Gebieten mit Emissionen über den Grenzwerten. Die Prokopfbelastung durch diese Emission war zwölf mal höher als in der BRD. In den südlichen Bezirken litt jedes zweite Kind an Atemwegserkrankungen.

Offenkundig zeigte sich die Umweltzerstörung besonders an der aufgerissenen Erde: Braunkohletagebaue fraßen Narben in die Landschaft. Aufgrund der Knappheit an Rohstoffen und Devisen setzte die DDR insbesondere auf heimische Braunkohle als Energieträger. Zu rund 70 Prozent schöpfte sie Energie daher.

Die wichtigsten Braunkohlevorkommen sind Helmstedt und Halle-Leipzig – das Mitteldeutsche Revier – und das Lausitzer Revier in der Niederlausitz. Seit 150 Jahren wird sie hier im großen Stil gefördert. An ihren Fördergebieten bildeten sich Industrien wie das Chemiedreieck Bitterfeld. Die DDR war durch Armut an anderen Rohstoffen besonders auf diese fossilen Stoffe angewiesen. Aufgrund der Braunkohleförderung verloren seit 1924 in der Lausitz und im Mitteldeutschen Revier mehr als 80.000 Menschen ihre Heimat. Rund 250 Orte waren davon ganz oder zum Teil betroffen. Diese Industrie fand nach der Wende schlagartig ihr Aus. Nur wenige Standorte blieben übrig. 11.000 Jobs sind hier noch mit der Braunkohle verbunden. Spätestens 2045 werden die letzten Tagbaue ihre Tätigkeit eingestellt haben.

Bis heute sind die Länder mit der Beseitigung der Umweltschäden beschäftigt. Die mit der Vereinigung eintretende Deindustrialisierung erwies sich für die Natur als Glücksfall. Schlagartig fielen viele Quellen der Neu- und Weiterbelastung weg. Vom plötzlichen Emissionsschwund profitierte ganz Deutschland beim Bemühen, Grenzwerte einzuhalten. Renaturierungsprojekte wie das Neuseenland südlich von Leipzig sind heute Plantschbecken der Naherholung, unter denen alle Wunden verschwunden sind. Mancherorts wurden die beschworenen blühenden Landschaften Realität, zumindest im ökologischen Sinne.

KLUB DER INTELLIGENZ

Vorbildlich
Ökologisch gesehen gab es so manches Positive. Das Fernwärmesystem versorgte über Rohrsysteme viele Haushalte mit Abwärme aus Kraftwerken. Das war ein effizientes Prinzip. Die Fläche war nicht so verbaut und verdichtet wie in der BRD. Mit dem Sero-System wurden Rohstoffe wie Papier und Glas zu einem höheren Prozentsatz wiederverwertet als es im heutigen Deutschland geschieht.

Umweltschützer
Proteste gegen Umweltverschmutzung konnte die Staatsgewalt nicht verhindern. Zahlen wurden von Aktivisten auch im Ausland verbreitet. Es gab ab den 70er Jahren Umweltgruppen. In Berlin entstand 1986 die Umweltbibliothek, weitere Gründungen solcher Archive in anderen Städten folgten. Sie waren wichtige Treffpunkte der DDR-Opposition.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 7: „Rote Beete"

„RADIX-BLÄTTER“

Untergrund-Verlag und Druckerei, Ferdinandstraße 4

von Peter Wensierski

Dirk, ein langhaariger junger Mann, ist an diesem Wintertag im Februar 1989 mit einem geliehenen Trabant an den Stadtrand von Ost-Berlin gefahren. In Kaulsdorf angekommen, schaut er sich um, ob ihn jemand verfolgt hat.
Dann steigt er aus, nimmt sich einen schweren Karton voller Papier vom Rücksitz und geht durch die beginnende Dunkelheit zu Fuß weiter. Schließlich steht er vor einem Haus. Ferdinandstraße 4. Es hat nur ein Stockwerk. Der Friseurladen im Erdgeschoss ist längst geschlossen, in den früheren Schaufenstern hängen immer noch Gardinen. Genau in der Mitte steht ein Einmachglas mit kleinen, vergilbten DDR-Fähnchen.

Dirk schließt die Haustür auf und steigt im Treppenhaus in den ersten Stock. Dort läutet er an der Wohnungstür. Schon sind Schritte hinter der Tür zu hören. Die Mutter seines Freundes Stephan öffnet ihm. „Ach, du! Komm rein.“
Lotte Bickhardt weiß Bescheid. Dirk geht geradeaus über den Flur, öffnet am Ende die Tür des Schlafzimmers von Stephans Eltern. Rechts neben dem Ehebett ist eine etwas kleinere Tür. Sie führt in ein Hinterzimmer. Dort stellt er das Papier ab und zieht die Vorhänge zu.
Der Raum ist schmal. Ein Regal, etwas Ablagefläche. Darauf stehen eine Druckmaschine, ein kleiner Kopierer und eine kleine Zusammenlegemaschine, mit der man aus zwölf Blatt Papier einen sortierten Stapel herstellen kann, mehrere davon ergeben eine Zeitschrift.
Der Raum ist top secret, wer hier druckt, macht etwas in der DDR streng Verbotenes.

Dirk spannt die erste Druckvorlage, eine Wachsmatrize ein, füllt schwarze Farbe über einen Trichter in die Maschine und beginnt, vorsichtig an der seitlich angebrachten Kurbel zu drehen.
Die Matrize hat jemand mit einer Schreibmaschine beschrieben, Dirk weiß nicht wer. Er weiß auch nicht, wer sie schon vor ihm in die Kammer gebracht hat. Er könnte es daher nicht einmal unter Folter verraten. Und wer die Texte auf Matrize getippt hat, weiß nicht, wer und wo sie gedruckt werden. Das erste Blatt Papier wird eingezogen und von den Walzen gegen die Matrize gedrückt. Es fällt auf der anderen Seite des Apparates in eine Ablage.
Noch ein Blatt und noch ein Blatt, bis die Druckfarbe verteilt ist, die Schrift überall tiefschwarz und gut lesbar: „Öffentlich anwesend sein“, steht auf dem Papier, ein Artikel von vielen, die Dirk heute und in den nächsten Tagen noch drucken wird. „Apathie überwinden“ liest Dirk als Überschrift des Textes. Und dann die ersten Sätze: „In letzter Zeit wird immer häufiger die Forderung nach „mehr Öffentlichkeit“ gestellt. Meistens ist damit gemeint, dass Probleme, die die ganze Gesellschaft betreffen, auf den Tisch gelegt, offen ausgesprochen und diskutiert, nicht aber unter den Teppich gekehrt werden sollen ...“

Bald riecht es im ganzen Raum süßlich nach Druckfarbe. Im Laufe der Zeit zieht der Geruch durch die Türritzen in die benachbarten Wohnräume.
Rund tausend Blätter kann der Drucker mit einer Matrize abziehen, aber das radix-Heft, das er hier herstellt, ist über hundert Seiten stark. Das zieht sich über Wochen hin. Aber die Eltern seines Freundes haben sich bewusst dafür entschieden, dass in der Kammer hinter ihrem Schlafzimmer eine Untergrunddruckerei betrieben werden kann, wegen der alle Beteiligten verhaftet und ins Gefängnis kommen könnten.
Über sein illegales Treiben redete Dirk deshalb nicht einmal mit seiner Freundin. Warum wagte er es dennoch?

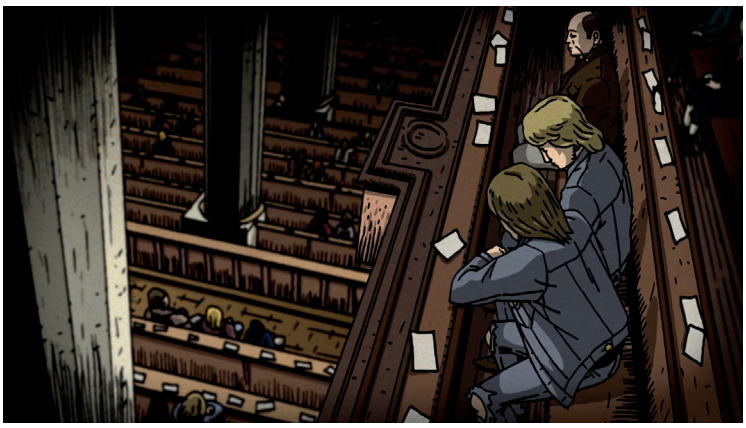
Er wollte eine Veränderung im Land herbeiführen. Das war für ihn wichtiger als Theologie zu studieren, sagt er: „Wenn ich zum Drucken in die Ferdinandstraße

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 4: „Horch, Guck und Greif“

fuhr, dann war es, als komme ich endlich aus der eigenen Angst heraus. Nur so, dachte ich, kann man auch die Verängstigung einer ganzen Gesellschaft stoppen."

Das unscheinbare Eckhaus in der Ferdinandstraße 4 verbarg eines der bestgehüteten Geheimnisse der Ost-Berliner DDR-Opposition. Stephan Bickhardt, Mitte der 80er Jahre ein junger Theologie- und Pädagogikstudent, war viel nach Warschau, Breslau, Budapest oder Prag gereist, hatte dort Oppositionelle kennengelernt und bewundert, wie sie die Zensur mit selbstgedruckten Zeitungen oder Büchern wirkungslos machten. Er wollte dies in der DDR auch auf die Beine stellen und hatte sich genau überlegt, wo er den Raum für einen Untergrund-Verlag finden könnte. Sein Elternhaus am Stadtrand schien ihm besser geeignet als eine der vielen von jungen Leuten wie ihn besetzten Wohnungen in dem vom Staat argwöhnisch überwachten Prenzlauer Berg.

Druckmaschinen ohne Genehmigung zu besitzen und zu benutzen, war strafbar. Und in der DDR war es kaum möglich, an so etwas heranzukommen. 1986 bat er so befreundete, ehemalige DDR-Bürger in West-Berlin um Hilfe: „Völlig überraschend fuhr dann eines Tages Heinz Suhr, ein Politiker der Grünen, mit einem geliehenen West-Auto bei mir vor. Er wollte die Maschine schnell durch das Erdgeschossfenster hindurch bei mir abladen. Ich wies auf die Stasileute und ihre Autos auf der anderen Straßenseite hin, diese Leute waren ihm seit der Grenze gefolgt. Ich bin dann in seinen Wagen eingestiegen und wir fuhren zwei Stunden lang planlos durch Ost-Berlin, klapperten mehrere Leute ab, bis mir eine Idee kam. Wir fuhren zu meinem Theologie-Dozenten Wolfgang Ullmann. Da musste man in der Borsigstraße in Berlin–Mitte in einen Hof hineinfahren und hatte zwei Türen als Einfahrt, die man hintereinander schließen konnte. Dort konnte dann niemand sehen, was wir aus dem Wagen luden."



Tatsächlich blieben ihre Verfolger vor dem Haus stehen.
„Ullmanns Tochter war nur da, die nahm die Geräte in Empfang und versteckte sie. Wir haben die Maschinen dann später – ohne Bewacher – in Ruhe abholen können. Eine für die Untergrundzeitschrift Grenzfall, eine für ein Infoblatt für den Pfarrer Rainer Eppelmann und eine für die radix-blätter."
Warum gab er seinem Untergrundverlag den Namen „radix"?
Die Idee kam nach der Lektüre des Gedichtes „radix, matrix" von Paul Celan. Radix bedeutet „die Wurzel" und das Wurzelwerk der Texte in den radix-Blättern, so sah es Stephan Bickhardt, sollte den Verhältnissen in der DDR kritisch auf den Grund gehen.

Bickhardt hatte damals viele Kontakte zu Berliner Oppositionellen wie Wolfgang Templin oder Gerd Poppe. Den Mathematiker Ludwig Mehlhorn kannte er auch schon länger, er zog sogar zu ihm und anderen jungen Leuten in das Haus Knaackstraße 34. Gemeinsam begannen sie, Schriftstellerlesungen, Seminare und internationale Treffen in der offenen Wohnetage abzuhalten.
Beide wollten ein eigenes Programm für einen Verlag erstellen, der Kunst, Opposition und kirchliche Basisgruppen in eine kritische und interessante Begegnung führen könnte.
So entstand das erste Heft unter dem Titel „Schattenverschlüsse. Zu Paul Celan", es folgte das Heft „Atem".

Angesichts des bevorstehenden 25. Jahrestages des Baus der Mauer durch Berlin am 13. August 1961 startete Ludwig Mehlhorn 1986 eine Initiative gegen die Systemabgrenzung der DDR. Dies sollte das Verlagsprogramm beeinflussen und politisieren. Flugblätter wurden zu Tausenden gedruckt mit dem Titel „Absage an Praxis und Prinzip der Abgrenzung". 1987 entstanden die Hefte „Aufrisse I. Absage an Praxis und Prinzip der Abgrenzung", „Aufrisse II. Über das Nein hinaus", „Weil alle Abgrenzung ...", teils in hohen Auflagen gedruckt. Das Programm enthielt auch zahlreiche Texte aus Polen, insbesondere in dem Heft mit dem sinnfälligen Titel „Oder". Eine Solidarność-Fahne war auf dem Titelblatt zu sehen.

Die Druckerei in der Mietwohnung von Charlotte und Peter Bickhardt produzierte auf Hochtouren. Drei von den Heftverkäufen bezahlte Drucker arbeiteten dort zum Teil ganztags.

Im Jahr 1988 erlebte der Verlag seine produktivste Zeit – rund 120.000 Seiten wurden vervielfältigt, Publikationen zwischen 100 und 25.000 Exemplaren im Untergrund fabriziert, ein Aufruf „Neues Handeln" zur kritischen Beteiligung an den Kommunalwahlen 1989 hergestellt. Der Untergrund-Verlag „radix-blätter" publizierte zwischen 1986 und 1989 gut ein Dutzend Hefte im Umfang bis zu 120 Seiten sowie verschiedene Flugschriften und Aufrufe. Eine Medizinstudentin tippte unentwegt heimlich Matrizen für den Druck. Sie gehörte zu den Besten in der DDR-Jugendmannschaft beim Wettbewerb im Schnellschreiben auf der Schreibmaschine.

136 Autorinnen und Autoren schrieben sämtliche Texte unter ihrem vollen Namen. Sie und die Mitherausgeber verteilten die Hefte bei inoffiziellen Lesungen und Ausstellungen in privaten Wohnungen, beim Treffen von kirchlichen Basisgruppen, auf Synoden und Kirchentagen. Die Preise bewegten sich von zwei bis 15 Mark. Aus diesen Verkaufserlösen finanzierte sich der Verlag: Mit ihnen konnte Papier gekauft, Benzin für Vertriebsfahrten bezahlt und die Drucker entlohnt werden.
Relativ offen wurde bei Lesungen oder anderen Gelegenheiten über Themen für ein Heft debattiert, Exemplare verkauft oder Autorinnen und Autoren angesprochen. Bis zum Ende der DDR fand die Stasi nichts über die Herstellung der „radix-blätter" heraus, konnte sie nicht stoppen, verhaftete auch niemanden von den Autoren. Um jeden Preis geheim musste dazu der Ort der Vervielfältigung bleiben. Einzig die Eltern von Stephan Bickhardt und seine Freundin Kathrin Schulz, die er später heiratete, kannten den Ort der Druckerei.

KLUB DER INTELLIGENZ

Samisdat
Aus dem Russischen, wörtlich „Eigenauflage", „selbst Herausgegebenes" oder „Selbstverlag", bezeichnete Samisdat in der ehem. UdSSR und in weiten Teilen des Ostblocks die Verbreitung alternativer, nicht systemkonformer „grauer" Literatur über nichtoffizielle Kanäle, bspw. durch Handabschriften, mit der Schreibmaschine oder durch Fotokopie erstellte Vervielfältigungen und das Weitergeben der so produzierten Schriften.
Ab den 50er bis in die 70er Jahre wurden in der DDR vor allem Schreibmaschinendurchschläge zur Verbreitung verbotener bzw. unerwünschter Literatur genutzt. Anfang der 80er Jahre entstanden Periodika mit Zeitschriftencharakter, die mittels Ormig- und später Wachsmatrizenverfahren überwiegend in kirchlichen Räumen hergestellt und verbreitet wurden, bspw. „Die Streiflichter" (hrsg. von der Arbeitsgruppe Umweltschutz, Stadtjugendpfarramt Leipzig) oder „Schalom" (hrsg. von Rainer Eppelmann und Thomas Welz vom Friedenskreis der Samaritergemeinde Berlin-Friedrichshain). Bis Ende der 80er Jahre gab es über 30 künstlerisch-literarische Periodika mit Auflagen zwischen 20 und 200 Exemplaren und ca. 50 Zeitschriften, Informationshefte und Periodika, die von Bürgerrechts-, Friedens-, Oppositions- und Umweltgruppen in zum Teil hohen Auflagen (bis 5.000 Exemplare) verbreitet wurden. Teile dieser Zeitschriftenredaktionen wurden von der Staatssicherheit unterwandert.

Abb.: Filmstill aus „Leipzig von oben"

ATZENMAUER

Liedtext

von Schwarwel

Los gehts!

Die Mauer muss weg, die Mauer muss weg
Alle Atzen an den Start, denn die Mauer muss weg
Willst du Nutten und Koks, muss die Mauer weg
Alle Atzen an den Start, denn die Mauer muss weg

Die Mauer muss weg, Atze, die Mauer muss weg
Uns Udo singt, wir müssen raus aus dem Dreck (Genau)
Die Mauer muss weg, also ran an den Speck
Es nützt ja nu nüscht, denn die Mauer muss weg

Die Mauer muss weg, die Mauer muss weg
Alle Atzen an den Start, denn die Mauer muss weg
Willst du Nutten und Koks, muss die Mauer weg
Alle Atzen an den Start, denn die Mauer muss weg

Wir wollen Party und keine Funktionäre
Wir schießen euch in die Stratosphäre
Mit Atzenmusik und megalauter Power
Und wir reißen sie ein, eure blöde Mauer

Die Mauer muss weg, die Mauer muss weg
Alle Atzen an den Start, denn die Mauer muss weg
Willst du Nutten und Koks, muss die Mauer weg
Alle Atzen an den Start, denn die Mauer muss weg

Mein Atzenalter sagt: „Guck, wie gut ichs hab
Keine Mauer mehr und kein Mauergrab"
Alle Atzen am Start, alle Atzen sind frei
Schabowski sei Dank ist die Mauer jetzt Brei!

Die Mauer muss weg, die Mauer muss weg
Alle Atzen an den Start, denn die Mauer muss weg
Willst du Nutten und Koks, muss die Mauer weg
Alle Atzen an den Start, denn die Mauer muss weg

Die Mauer is weg, die Mauer is weg
Alle Atzen an den Start, denn die Mauer is weg
Gebt uns Nutten und Koks, denn die Mauer is weg
Alle Atzen an den Start, denn die Mauer is weg

Ich war guckn für Freiheit un nu bin ich wieder hier
Denn ich muss sagen: Atzen, nich mein Bier!
Wenn Freiheit so aussieht wie ein Hamsterrad
Nehm ich doch lieber noch ein Rotkäppchenbad

Die Atzenmauer is weg!

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/atzenmauer

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 11: „Atzenmauer"

WIE ZIVILCOURAGE DIE GESELLSCHAFT WANDELTE

Siegbert Schefke im Interview

von Sandra Strauß

Du warst im September 1986 Mitbegründer der Umweltbibliothek in Ost-Berlin. Als Kameramann der DDR-Opposition hast du gemeinsam mit Aram Radomski die Montagsdemons in Leipzig dokumentiert und ihr habt die einzigen Aufnahmen vom 9. Oktober 1989 gefilmt, die in Ost und West gesehen wurden.

Wie wandelte Zivilcourage das Leben in der DDR?
Eine kluge Leipziger Bürgerrechtlerin hat einmal gesagt: „Was heißt eigentlich Bürgerbewegung? Es heißt: Bürger bewegt euch." Die Bürgerbewegung in der DDR waren die Opposition, die Friedens- und Umweltaktivisten.
Bei jedem Menschen gibt es im Leben ein paar Ereignisse, die er einfach nicht mehr hinnehmen will – in einer Diktatur. Bei mir waren es drei bis vier Erlebnisse von Gängelung, die ich als unangenehm empfand, und ich habe mir gesagt: „Dagegen musst du etwas tun, sonst ändert es sich nicht." Natürlich kann man auch in den Westen gehen und versuchen, es sich dort gutgehen zu lassen. Ich jedoch habe es so empfunden: Diese Heimat ist auch meine Heimat und nicht nur die der Genossen und Stasi-Leute. Ich wurde hier geboren, meine Eltern haben hier ein Haus, das sie liebevoll eingerichtet haben. Das ist Heimat. Auch der Wald, in dem ich Pilze sammle. Warum soll ich das alles verlassen?
In den Workshops, die ich gebe, erläutere ich das den Schüler*innen immer anhand folgenden Beispiels: Ich hatte eine West- und eine Ost-Oma. Die Ost-Oma sieht man immer aller zwei Wochen, die West-Oma nur einmal im Jahr. Aber du möchtest auch mal wissen, wie die Küche der West-Oma aussieht. Und das war eben für mich in der DDR nicht möglich. Und das galt es zu ändern. So gestaltete sich meine Kindheit und das wollte ich nicht als gegeben hinnehmen.
Naja, dann kam auch noch die schnuckelige Armee-Zeit.
Als ich 21 Jahre alt war und studierte, wurde ich exmatrikuliert. Erst habe ich gar nicht verstanden, warum ich exmatrikuliert wurde. Ich dachte, ich war zu blöd für die Hochschule. Aber dem war gar nicht so. Es ging um 5 cm Tinte, bei der Unterzeichnung gegen die Atomraketen in Ost und West. Das habe ich jedoch erst 1992 durch meine Stasi-Akte erfahren.
All das wollte und konnte ich nicht mehr hinnehmen. Ich war 25, entschlossen und bin in den Prenzlauer Berg gezogen, so wie viele, und fühlte mich in dem Nischendasein ganz wohl. Ich habe mir überlegt, wie ich für meinen Teil die DDR verändern kann. Dabei ging es mir um Reise- und Meinungsfreiheit, Parteienvielfalt und die ganzen freiheitlichen und demokratischen Rechte. Wenigstens das muss doch möglich sein.
Mit der Gründung der Umweltbibliothek im September 1986 bildete sich ein harter Kern von Aktivisten und Oppositionellen heraus und wir führten Aktionen durch. Als Berliner hatten wir auch Kontakt zu Leipzigern, mit denen wir uns austauschten. Das war eine kleine Gruppe von jungen Menschen, die erst um die 20 waren. Das hat mich als 30-Jährigen schon sehr beeindruckt. Damals war mir gar nicht so bewusst, dass das Zivilcourage ist. Ich habe – wie andere auch – einfach gemacht, was ich für richtig hielt.

Du hast mit Aram Radomski die ersten Montagsdemos gefilmt und in der DDR ein kritisches Porträt über Leipzig gemacht. Wie kam es dazu?
Ich hatte eine Kamera und wollte der Opposition ein Gesicht geben. Da ich Diplom-Bauingenieur und kein ausgebildeter Kameramann war, habe ich jemanden gesucht, der das professionell kann, jedoch habe ich niemanden gefunden. Also habe ich es selbst gemacht. Dann haben Aram und ich uns kennengelernt. Er kam gerade aus dem Gefängnis, hatte eine Dunkelkammer und konnte ganz schnell Schwarz-Weiß-Filme entwickeln. Beispielsweise für die Umweltbibliothek druckten wir dort Poster und Handzettel. Wir versuchten, immer mehr Menschen zu erreichen. In der Umweltbibliothek erreichten wir vielleicht 500 und noch mal 500 in der DDR. Das war mir alles zu wenig.

Wie kam es zustande, dass eure Filme im West-Fernsehen in der ARD-Sendung „Kontraste" laufen konnten?
Nach einer breiten Verhaftungswelle hatten wir in der Umweltbibliothek so eine Art Nottelefon, das 24 Stunden besetzt war, falls noch mehr verhaftet werden.
Irgendwann rief Roland Jahn an, der nach seinem Gefängnisaufenthalt in den Westen zwangsausgewiesen worden war. Wir lernten uns kennen, waren uns sympathisch und pflegten drei Jahre lang eine Telefon-Freundschaft. Wir telefonierten jeden Tag miteinander und hatten auch unsere eigene Sprache gefunden, damit die Stasi die Inhalte unserer Gespräche nicht nachvollziehen und wir uns absprechen konnten. Manchmal war es auch möglich, dass wir uns Briefe schrieben, die Diplomaten transportiert haben.
Dabei entstanden Ideen, wie wir weitermachen konnten: erst die Umweltbibliothek gründen, dann die Samisdat-Zeitung, Umweltblätter ...
Roland und Rüdiger Rosenthal hatten eine eigene Sendung, da gab es jeden letzten Montag im Monat Radio Glasnost. Ich fand es irre, Radio zu machen. Wir haben Leute interviewt, Gottesdienste mitgeschnitten usw. Roland und Rüdiger haben unsere Aufnahmen bearbeitet und gesendet. In dieser Sendung wurden auch die guten Bands gespielt, wie Feeling B, Die Firma, Sandow ... Die Bands waren glücklich, ihre Musik im Radio zu hören. Einige Bandmitglieder haben mir auch mitgeschnittene Tapes gegeben. Der bittere Beigeschmack: Im Nachhinein weiß man, wer einem die Tapes gegeben hat und warum. Es waren nicht alle gut bei den guten Bands.
Nichts ist Zufall, man muss den Zufall suchen. Roland hatte über Peter Wensierski einen Fuß in „Kontraste" drin. Der damalige Redaktionsleiter war Jürgen Engert, der aus Dresden ausreiste und auch noch nicht mit der DDR fertig war. Das war eine gute Mischung, wir waren ein gutes Team: Aram aus dem Knast,

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer"

Roland unfreiwillig im Westen, Jürgen ausgereist und ich, der ab 1985 die DDR nicht mehr verlassen durfte.
Die Idee keimte auf, dass wir mit unserer Kamera Aufnahmen für „Kontraste" machen könnten. Adam und ich zogen los und filmten Städtezerfall, Mülldeponien, Umweltverschmutzung, Giftmüllentsorgung des Westens im Osten ...
All das wurde gesendet.

Dann kam mir die Idee, von einem Dach aus zu filmen. Erschwerend kam hinzu, dass mein Haus im Prenzlauer Berg Tag und Nacht von der Stasi umzingelt war. Sie haben mich immer begleitet, um mich lahmzulegen und zu blockieren. Ich stieg über die Hausdachluke aus und ließ somit die Stasi vor meinem Haus alleine stehen.
Am 9. Oktober fuhren wir nach Leipzig und suchten einen Kamera-Standort. Zuerst waren wir auf dem Wintergartenhochhaus und haben es uns nachmittags auf einem der Balkone gemütlich gemacht. Ein Hausmeister kam und fragte uns, was wir hier machen. Wir erzählten ihm, wir sind von der Filmschule Babelsberg und sollen filmen, was hier so passiert. Er meinte: „Jungs, macht keinen Scheiß. Das ganze Haus ist voller Stasi. Macht, das ihr wegkommt, die nehmen euch fest." Völlig kopflos düsten wir ab.
Wie weiter? In der Innenstadt fanden wir ein Haus, mit Blick auf das Blaue Wunder. Wir sind reingegangen und haben nach Aufklebern an Türen geschaut, auf denen etwas Sympathisches steht wie „Atomkraft – Nein Danke" oder Ähnliches. Da gab es eine Tür mit derartigen Aufklebern. Wir haben geklopft und ein Sympathisant hat uns reingelassen. Wir haben ihm unser Problem geschildert und er meinte, dass wir von seiner Wohnung aus filmen können. Alles super. Wir haben uns eingerichtet, stellten dann aber fest: Er hatte zwei kleine Kinder und eine Frau. Da sagte Aram: „Nee, sie können wir hier nicht mit reinziehen. Die Stasi wird genau wissen, aus welchem Winkel die Aufnahmen gemacht wurden. Dann werden sie verhört. Nee, das können wir nicht machen." Ich antwortete: „Nee, Aram, das machen wir nicht." Also standen wir wieder auf der Straße.
In meiner Erinnerung haben wir dann Uwe Schwabe und Kathrin Walter getroffen und sie empfahlen uns: „Macht es doch vom Turm der reformierten Kirche." „Ja, klar, da ist ein Pfarrer, der macht bestimmt mit", meinte ich. Dort fanden, wie auch in anderen Kirchen, montags die Friedensgebete statt. Wir klingelten bei der Kirche. Pfarrer Sievers öffnete uns. Ich erzählte ihm, was wir möchten. Er schaute uns an wie: ‚Oh, Gott, jetzt habe ich die auch noch an der Backe.' Doch Sievers überlegte nur, wie man unser Vorhaben logistisch umsetzen kann. Weil: Wir müssen da hoch, die Kirche ist voll. Also mussten wir auf dem Turm sein, bevor sich die Kirche füllte. Und das machten wir dann auch so.
Später saßen wir oben im Turm, hatten unsere Kamera ausgepackt und warteten auf die Demonstranten. Es waren Massen. Aram meinte: „Wenn die Bilder morgen im West-Fernsehen laufen, wird das nicht nur die DDR und Deutschland, sondern es wird Europa und die Welt verändern." Das fand ich natürlich ganz großes Kino. Wir lagen da oben in der Taubenscheiße und verändern vielleicht ein bisschen die Welt. Aram hatte Visionen.
Nachdem wir alles aufgenommen hatten, warteten wir noch, dass die Stasi nicht vor der Tür steht, und sind dann raus. Nachts um zwei bin ich dann wieder übers Dach in meine Wohnung geklettert, damit die Stasi nichts mitbekommt. Das klappte auch und die Stasi hat am nächsten Tag angenommen, dass Aram und Schefke diese Bilder nicht gemacht haben.
Als der Film dann in den „Tagesthemen" ausgestrahlt wurde, sagte Moderator Hajo Friedrichs: „Meine Damen und Herren, einem italienischen Kamerateam ist es gelungen, folgende Aufnahmen zu machen." Da sitzt man dann so vor dem Fernseher und denkt: ‚Alles umsonst gewesen.' Wir wussten ja noch nicht mal, ob die Kassette überhaupt in der Redaktion angekommen ist. Später erfuhr ich dann, dass es unsere Aufnahmen waren und der Moderator ja irgendetwas erzählen musste. Das war schon ein sehr schönes Gefühl.
Eine Woche später waren wir wieder in Leipzig und die Woche darauf wieder. In meiner Erinnerung war bei der vierten Montagsdemo dann das DDR-Fernsehen vor Ort und wir brauchten unsere Kamera nicht mehr auspacken.
Und dann endlich konnte ich auch meine Oma in Recklinghausen besuchen.

Wie kamen die Kassetten in den Westen?
Das war so wie heute: Netzwerk ist alles. In der DDR waren zwar Westjournalisten akkreditiert, die konnten aber nicht so richtig arbeiten. Ich lernte Uli Schwarz vom Spiegel kennen. Er hatte Themen, bei denen er nicht weiterkam. Er wollte bspw. über Ärztemangel in der DDR berichten und brauchte Zahlen aus der Charité, an die er nicht rankam. Ich habe ihm die Zahlen besorgt, er hatte seine Geschichte – und hat dafür für mich Kassetten in den Westen transportiert. Wir wurden überwacht und dessen war ich mir bewusst. Ich war sehr vorsichtig. Bei den Kassetten-Übergaben kam nicht mal Aram mit. Das machte ich alleine, weil ich niemanden belasten und mitreinziehen wollte. Und es war auch nicht notwendig.
Einmal saß mein Freund Ibrahim Böhme im Auto und wollte nicht aussteigen. Ich wollte ihn zur Übergabe jedoch nicht mitnehmen. Und dann sag mal deinem guten Freund, dass er aussteigen soll. Naja, später habe ich erfahren, dass er den Auftrag hatte rauszufinden, wie die Kassetten in den Westen kommen.

Wie war es euch möglich, die Montagsdemos zu filmen?
Zuvor haben wir den bereits erwähnten Porträt-Film über Leipzig gedreht. Ich war oft montags in Leipzig. Über die Umweltbibliothek hatten wir Kontakt zu anderen Basisgruppen, wie zu Uwe Schwabe. Wir sind zu ihm nach Leipzig gefahren, er hat uns sehr nett empfangen, wir haben unseren Schlafsack ausgerollt und eine Flasche Rotwein getrunken. Ich habe ihm gesagt, was ich machen möchte, nämlich ein Porträt über Leipzig. Und das setzten wir um. Wir sammelten O-Töne, Uwe Schwabe und zwei andere junge Leute redeten Klartext. Sie sprachen offen über Diktatur und unsägliche Zustände in der DDR. Das war sehr beeindruckend, was sich die 20-Jährigen trauten. Drei Tage später lief unser 10-Minuten-Film in „Kontraste". Den gibt es jetzt noch über die Bundeszentrale für politische Bildung als Schulmaterial.
Im September war in Leipzig die Herbstmesse. Wessis waren in der Stadt und so gaben wir uns auch als Wessis aus. Wir waren dabei, als die Transparente von Gesine Oltmanns und Katrin Hattenhauer runtergerissen worden sind. Wir standen daneben und haben uns nicht getraut zu filmen. Zum Glück waren auch einige West-Kamera-Leute anwesend, die alles gefilmt haben.
In dieser Situation habe ich beschlossen, dass ich jetzt jeden Montag nach Leipzig fahre. Das war damals schon eine Reise, von Berlin mit dem Trabant nach Leipzig. Tanken in Köckern auf dem Hinweg, Tanken in Köckern auf dem Rückweg. Nachts auf einem Topf zurückfahren, mit 50 km/h auf der Autobahn. Eine Woche vor dem 9. Oktober waren wir da und sind bei der Demo mitgelaufen. Du siehst die Reihen vor dir. Vor dir Angst, neben dir Angst, hinter dir Angst. Keiner hatte etwas in der Hand, nur Aram und Siggi hatten eine Plastiktüte mit einer Kamera drin.
Wir fummelten unsere Kamera raus, alle schauten uns an und wir dachten: Wenn wir jetzt filmen, bekommen wir eine auf die Mütze oder die Stasi kommt. Wir trauten uns nicht zu filmen, weil es viel zu gefährlich war. In den Büschen stand alles voller Stasi. Wir waren gelähmt und nicht arbeitsfähig. Traurig und ohne ein Bild sind wieder zurückgefahren. Ab da habe ich jede Minute überlegt, wie wir unsere Aufnahmen eine Woche später machen können.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer"

FERNSEHEN DER OPPOSITION

Journalismus für Zuschauer auf beiden Seiten der Mauer

von Peter Wensierski

Wer abends am 26. Oktober 1987 seinen Fernseher eingeschaltet hat, kann Bilder aus dem Süden der DDR sehen, die bis dahin zu ihren streng gehüteten Geheimnissen gehört hatten: Millionen Zuschauer sahen die hoch aufgetürmten Halden bei Ronneburg – das gefährliche Erbe aus dem Abraum der hochverstrahlten Urangruben. Gezeigt wurden auch die mit radioaktivem Staub verdreckten Pflanzen aus den Gärten angrenzender Wohnsiedlungen, Bilder von Menschen mit Haarausfall und ein Bergmann sprach darüber, wie er und seine Kameraden sich in den Bergwerken rund um Aue oder Schneeberg die Gesundheit ruiniert hatten.

Bilder und Eindrücke, die sich ins Gedächtnis brannten, die viele Zuschauer empörten, die das ganze Ausmaß der Umweltkatastrophe in dieser Region zuvor noch nicht wahrgenommen hatten. Gezeigt wurde der kurze Film in der Sendung „Kontraste", eine politische Magazinsendung im Westfernsehen, im „Ersten." Das politik- und gesellschaftskritische Magazin gibt es noch heute.

Dieser „Kontraste"-Redaktion gehörte ich von 1986 bis 1993 sieben Jahre lang an und machte dort mehr als 60 Filme. Als ich begann, brachte das Magazin noch mehr Filme über Ost-Europa, ich veränderte den Schwerpunkt mehr auf kritische Filme über die DDR und Westdeutschland.

Wir machten damals in jeder 45-Minuten-langen Sendung vier bis fünf kurze Filme gleichermaßen über west- und ostdeutsche Probleme. Die DDR wurde nicht alleine angeprangert, über sie wurde genauso kritisch berichtet wie über Dinge im Westen und umgekehrt.
Unser Journalismus war für Zuschauer auf beiden Seiten der Mauer. Das bedeutete etwa, dass in derselben Sendung, in der erstmals die Folgen des Uranabbaus für die Bewohner in Sachsen dargestellt wurden, ein ebenso kritischer und enthüllender Film über die fortgeschrittenen Pläne zum Uranabbau im Westen, im Fichtelgebirge, gezeigt wurde.

Umweltprobleme und die Folgen für die Menschen waren ohnehin etwas Grenzüberschreitendes: Der Westen verkaufte seinen Müll an den Osten. Die Flüsse wie Elbe oder Saale transportierten den Dreck der DDR-Kombinate in den Westen. Der schwefelhaltige Braunkohledunst von Kraftwerken und Hausbrand zog über die innerdeutsche Grenze hinweg und natürlich wurden auf beiden Seiten der Mauer in Berlin bei Wintersmog regelmäßig sämtliche Luftgrenzwerte überschritten.

All das waren die Themen, über die immer wieder mit Beiträgen aus beiden Teilen Deutschlands berichtet wurde. In den 80er Jahren pendelten die Zuschauerzahlen im Westen noch um die 20 Millionen. In der DDR konnten dazu zwar keine Erhebungen gemacht werden, aber auch dort gehörte für Millionen Zuschauer „Kontraste" oder andere informative TV-Magazine zum Fernsehalltag – obwohl das Einschalten von „Westsendern" lange Zeit in der DDR besser in der Schule oder im Betrieb verschwiegen werden musste.

Bevor ich 1986 zu „Kontraste" kam, hatte ich seit 1978 als junger Westjournalist aus der DDR berichtet, bis ich ein Einreise- und Arbeitsverbot erhielt. Den Grund erfuhr ich später aus den Stasi-Akten: Der Geheimdienst und die SED-Führung wollten keine weiteren Berichte und Recherchen zu Umweltproblemen, oppositionellen Gruppen oder anderen für die DDR kritischen Themen. In der Sprache des DDR-Geheimdienstes ist es in meiner Stasi-Akte so ausgedrückt: „Wensierski nutzt seine Tätigkeit für gegen die DDR gerichtete Interessen und für die Organisierung eines politischen Untergrundes aus, um gleichzeitig Faktenmaterial für die politisch-ideologische Diversion zu sammeln." Meine Themen über „zuneh-

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer"

mende Instabilitäten in der DDR“ böten „Stoff für Angriffe auf die sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung“.

Bei den Dreharbeiten zu einem Beitrag über die Jugendopposition in der DDR hatte ich 1986 einen jungen Mann aus Jena interviewt, der dort in einer solchen Gruppe gegen die Militarisierung und Aufrüstung demonstriert hatte, dann verhaftet und in den Westen gedrängt worden war. Ich lernte Roland Jahn näher kennen, fand, wir passten gut zusammen, und holte ihn als Mitarbeiter in die Redaktion. Wir wurden rasch zu einem Ost-West-Team und ließen es uns beide nicht nehmen, trotz Einreise- und Arbeitsverbot einfach weiterhin aus der DDR zu berichten. Die Kombination eines West- und eines Ostdeutschen, auch eine Art vorweggenommener deutscher Einheit, erwies sich als äußerst produktiv.

Es gab viele Möglichkeiten, die Informationssperre der DDR-Regierung zu umgehen: Um das Atomkraftwerk von Greifswald zu zeigen, reiste ich beispielsweise nach Helsinki, wo das baugleiche AKW aus Russland stand und von mir gefilmt werden konnte. Ein anderes Beispiel: Ein ehemaliger DDR-Förster, der jahrelang im Erzgebirge wandern war, brachte nach seiner Übersiedlung Fotos von den Waldschäden durch die Luftbelastung der Kohlekraftwerke mit. Und der Clou waren alte Postkarten von denselben Orten, so dass mit einer Bildüberblendung das Vorher-Nachher der Luftverschmutzung und ihrer Folgen sichtbar wurde. Wir verwendeten auch DDR-Zeitungen sowie Ausschnitte von Sendungen des DDR-Fernsehens bis hin zu Spiel- oder Dokumentarfilmen der DDR. Oppositionelle, die zu Kirchenkonferenzen im Westen weilten, trauten sich Interviews zu geben, und später, im Sommer und Herbst 1989, rief ich mutige Bürgerrechtler einfach per Telefon an, befragte sie nach den aktuellen Entwicklungen, schnitt das Gespräch auf Tonband mit, nahm ein Foto von ihnen dazu und so bekam die DDR-Opposition in „Kontraste” oder einer der vielen „Brennpunkt“-Sendungen endlich Gesicht und Stimme.

Etwas ganz Besonderes waren Filmbeiträge, die möglich wurden, weil junge Oppositionelle bereit waren, heimliche Aufnahmen in der DDR mit einfachen Amateur-VHS-Camcordern zu machen.
Wie funktionierte das? Es gab zwar ein Büro und Team von ARD und ZDF in Ost-Berlin, doch deren Möglichkeiten zu filmen waren sehr beschränkt. Ohne vorherige Genehmigung vom DDR-Außenministerium konnten sie nicht einfach irgendwohin außerhalb Ost-Berlins fahren und filmen oder Interviews machen. Schon gar nicht von so brisanten Sachen wie den Urangruben oder umweltverschmutzenden Betrieben. Interviews mit Oppositionellen? Offiziell und genehmigt? Undenkbar.

Doch eine Handvoll Leute aus der Umwelt-Gruppenszene war dazu bereit, unter hohem persönlichen Risiko, heimlich eigene Aufnahmen zu machen. Sie arbeiteten als Kamera- und Tonleute: Uli Neumann, Aram Radomski, Rüdiger Rosenthal, Siegbert Schefke – um nur einige zu nennen – tricksten von 1987 an jahrelang Stasi-Beobachter und Verfolger aus und filmten, was nicht gezeigt werden sollte. Umweltverschmutzung, Giftmüllkippen, den Zerfall der Innenstädte, Unterdrückung von Jugendlichen, Interviews mit Oppositionellen und mutigen Bürgern.

Nach den Aufnahmen gaben sie die Videocassetten zum Weitertransport über die Grenze an Westjournalisten, die in Ost-Berlin arbeiteten. Das war ein exklusiver Kreis von vielleicht 15 Personen, von denen allerdings auch nur einige dazu bereit waren. Ingomar Schwelz von der Nachrichtenagentur associated press etwa oder Ulrich Schwarz, der für den Spiegel aus der DDR berichtete. Im Laufe der Zeit gab es noch andere Unterstützer, beispielsweise unter Botschaftsangestellten. All diesen Leuten war gemeinsam, dass sie dank ihrer Akkreditierung unkontrolliert in zwei Minuten über die Grenzübergänge von Ost- nach West-Berlin wechseln konnten.

Sie übergaben uns die Aufnahmen und wir betrachteten sie als Material vom „Fernsehen der Opposition“. Für die DDR waren die Inhalte, die Verwendung und Ausstrahlung des Materials eine ungeheure Provokation. Als ich einen Film mit den erstmaligen Aufnahmen von Ost-Berliner Neonazis zusammengestellt hatte, reagierte die Zeitung des SED-Jugendverbandes FDJ, die „Junge Welt“, mit einem zwei Seiten langem Gegen-Artikel. Kahlgeschorene DDR-Jugendliche sprachen vor der Untergrund-Kamera davon, dass sie sich als Faschisten bezeichnen würden, gegen Ausländer und für die deutsche Einheit seien. Die „Junge Welt” wollte es nicht wahrhaben, dass es Neonazis genau wie im Westen auch in der DDR gibt. Sie schrieb, der sowjetische Regisseur Eisenstein habe den Schnitt beim Film als Mittel zur Wahrheit eingesetzt, doch „Kontraste“ benutze den Schnitt „als Mittel der Lüge“.

Nun, ich hatte lediglich den Staats- und Parteichef Erich Honecker mit seinem Spruch von der antifaschistischen DDR mit dem O-Ton des jungen Neonazis hintereinander geschnitten, um klar zu machen, dass die Realität in der DDR auch in dieser Frage, wie bei vielen anderen Dingen auch, anders als im Wunschdenken der Funktionäre war. Denn unser Beitrag entstand nach dem brutalen Überfall einer Gruppe Neonazis auf die Besucher eines Punk- und Rockkonzertes in der Ost-Berliner Zionskirche und nach den antisemitischen Verwüstungen auf einem jüdischen Friedhof in der „Hauptstadt der DDR“.

Der Höhepunkt unserer „Kontraste“-Berichterstattung war zweifellos der Herbst 89. Am 9. Oktober konnten mit Radomski und Schefke zwei der Untergrundfilmer mit unseren Kameras sogar in das abgesperrte Leipzig gelangen und Aufnahmen jener ersten riesigen Demonstration machen, die das endgültige Ende der DDR brachte. Die Kassette mit den Aufnahmen von den 70.000 Menschen, die in Leipzig demonstrierten holte Ulrich Schwarz in Leipzig ab, brachte sie zu uns in den Sender und wir sorgten dafür, dass diese Bilder um die Welt gingen und auch in der DDR die Menschen in vielen anderen Städten ermutigten, wie die Leipziger auf die Straße zu gehen.

Abb. oben und unten: Filmstills aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer“

WAND AN WAND

Ein Mauer-Mosaik

von Holger Kulick

Meine wichtigste DDR-Erfahrung war ein Gedicht. Das las ich voller jugendlichem Weltschmerz als 16-Jähriger:

„Selbstmord
Die letzte aller Türen
Doch nie hat man
An alle schon geklopft"

Diese knappen Zeilen – verfasst im Osten, veröffentlicht im Westen – haben nicht nur mein Leben gerettet und mir damals einen wunderbaren Postaustausch mit seinem Verfasser eingebracht, dem 1977 aus Greiz ausgereisten Lyriker Reiner Kunze, dessen Lesungen ich häufig besuchte. Es war so mucksmäuschenstill im Saal, wenn er las, als traute sich keiner zu atmen. Ein unvergesslicher Sound.

*

Zehn Jahre später beschäftigten mich andere Töne. Bei einem Punkkonzert in einer Ostberliner Kirche trat inkognito eine Kreuzberger Band auf, zweideutig angekündigt als XY „aus Halberstadt". Alle begriffen sofort. Halbstadt.

*

Ebenso pfiffig war ein Song, der mich beschäftigte, er stammte aus der Feder der DDR-Rockband City. In „Wand an Wand" beschrieb Sänger Toni Krahl 1987 eine Liebe, der Beton im Wege stand – auch ich steckte seinerzeit west-ostverliebt in einem solchen Dilemma: „Trotz nur zwanzig Zentimeter kriegen wir uns nicht zu fassen / Wollen wir uns kennenlernen, müssen wir das Haus verlassen / Wenn du lachst, klingt es herüber wie aus einem andern Land. Wand an Wand." Wie solche doppelbödigen Textzeilen entstanden, bekam ich bei Besuchen im Proberaum der Rockband mit. Das Feilen an Zeilen, welche die Zensur überlisten mussten, gehörte zum Alltag im DDR-Musikgeschäft. Damals brüteten die Musiker über ein weiteres Lied, das vielen ihrer Fans aus der Seele sprach. In „Halb und halb" beschrieben sie das Lebensgefühl einer Generation, die mit der DDR groß geworden war und nun selbstkritisch Halbzeitbilanz zog: „An manchen Tagen sage ich mir / Die Hälfte ist rum und du bist immer noch hier /... / Im halben Land und der zerschnittenen Stadt, halbwegs zufrieden mit dem, was man hat / Halb und halb ...". Angetrieben durch diese Lebenszweifel potenzierte sich kurz vor dem 40. DDR-Geburtstag der Ausreisestrom, der das Land zusehends lähmte – stärker noch aus meiner Sicht, als Bürgerrechtsbewegung oder Staatsbankrott. Doch dies wird seltener thematisiert.

*

Einen Mosaikstein für den Mauer-Sturz hab ich 1986 mit gelegt: Meine Generation nahm die Mauer schlicht nicht mehr ernst, wir bemalten sie nachts mit Graffiti oder machten uns anderweitig über sie lustig. Mit Künstlerfreunden aus Ost-Berlin und Heidelberg riefen wir seinerzeit eine Mail-Art-Luftpostbrücke ins Leben. Jeder bastelte ein Jahr lang Post, „die Mauern auf die Schippe nahm, um sie so zu untergraben". Alle Objekte und Collagen mussten per Luftpost die Mauer überqueren und landeten in einem West-Berliner Postfach mit eingedeutschtem Namen „Mauerpauer" (Ost-Künstler schrieben vorsorglich an „Familie M. Pauer"). Alle zugesandten 1.000 „Kunst-Stücke" (einschließlich eines frankierten Bumerangs) stellten wir zum 25. Mauergeburtstag aus, Open Air entlang der Mauer am Postdamer Platz.

Begleitend lärmten Trommlerinnen aus der alternativen Ufa-Fabrik munter gegen die Wand. Bis die (West-)Polizei die weitere Mauersabotage unterband. Ein (West-)Anwohner aus dem nahen Weinhaus Huth hatte wegen Ruhestörung Anzeige erstattet. Freiheit der Mauerkunst? Von wegen.

Wenn bei solchen Gelegenheiten die blöde Frage kommt: Biste eigentlich ausm Osten oder Westen, grins ich gerne: „aus Berlin". Denn es ist beides. Westwärts aufgewachsen im aufgeräumten Wiesbaden, aber von Geburt an jeden Sommer zu Besuch im damals baufälligem Neuruppin. Meine Cousins lebten in einem der ältesten Fachwerkhäuser der Fontanestadt, neben einer russischen Kaserne. Oft sangen die isolierten Soldaten im Suff aus den Fenstern, das prägte sich ein. Ebenso der Lärm der MIG-Düsenjäger vom nahen Militärflughafen, die auch nachts penetrant Durchstarten übten. Mein Vater stammte von dort, musste aber 1953 türmen, weil ihn Vopos vor dem Mauerbau als Student der Humboldt-Universität aus der S-Bahn fischten. Unerlaubter Weise hatte er West-Berlin besucht, um seinem Bruder zum Geburtstag einen Fahrradschlauch zu kaufen. Das reichte damals für die Exmatrikulation und eine Vorladung zur Volkspolizei. Aus Angst flüchtete er und studierte in Göttingen weiter. 20 Jahre später versuchte die Stasi, ihn in Hessen anzuwerben, weil er dort als Geologe in alle Sperrgebiete kam. Ob er nicht für Reiseerleichterungen zu seiner Ostverwandtschaft Sendemasten fotografieren wolle? Lieber verpfiff er den Stasi-Werber, traute sich danach aber nicht mehr in den Osten. Bis die Mauer fiel.

*

Am 9. November verweigerte mir mein Chef nach Schabowskis „unverzüglich" ein Kamerateam: „Unvorstellbar, dass da was passiert". Frustriert zog ich zum Brandenburger Tor, zögerte im immer größer werdenden Gewühl lange mit dem Auf-die-Mauer-Klettern und noch länger mit dem Im-Osten-Runterklettern, denn sichtbar stand eine unkalkulierbare Reihe Grenzsoldaten einsatzbereit. Doch als nachts sogar ein „Einheitswurst"-Verkäufer die Mauer bestieg, war klar, die DDR hat keine Wärter mehr. Ich lief bis zum Checkpoint Charlie, wo fast Volksfeststimmung herrschte – nachts um drei. Wie befreit legten Grenzer ihre garstige Fassade ab, die sie sonst per Order zeigen mussten, und posierten Arm in Arm mit Feiernden für Fotos. Aus den Wächtern der Diktatur, die mich fast bei jedem DDR-Besuch zu einer angsteinflößenden Taschenkontrolle in ein Hinterzimmer lotsten, waren schlagartig wieder Mitmenschen geworden. Dies beschäftigt mich bis heute. Warum machten so viele das Maskenspiel in diesem System so lange mit und ließen sich so verbissen zu Feindbildern verführen? Ja, warum wurden so viele zum Mit-Motor der Diktatur statt zum Sand im Getriebe?

*

Mauerfall halte ich übrigens für das verkehrte Wort. Mauer-Sturz wäre passender, denn wenn im Zuge der Friedlichen Revolution etwas vom Volk gestürzt und danach symbolisch von „Mauerspechten" zerpöttert wurde, war es dieses betonierte Brett vorm Kopf uralter Kalter Krieger.

*

Wie stabil die Mauer dennoch blieb, begriff ich in den Folgejahren. Aus Umfragen wussten wir bei „Kennzeichen D", wieviele Menschen aus dem Westen sich für den Osten interessieren. In der Regel 16 bis 20 Prozent der Bevölkerung – die hatten Verwandtschaftsbeziehungen „nach drüben". So blieb das auch lange Zeit nach der Wiedervereinigung. Für reine Westler blieben Mallorca und Italien attraktivere Reiseziele – und das sich öffnende Osteuropa erst recht ein weißer Fleck. Als ich im ZDF damals vorschlug, unsere Sendung auszuweiten in ein Magazin „Go east", das die neu zugänglichen Welten in Osteuropa intensiv erschließt, war die Reaktion, das interessiere doch niemanden.

*

Wand an Wand bis heute. Nur eben unsichtbarer.

NA, ICH LIEBE DOCH

Liedtext

von Schwarwel

Mmh-mmh-mmh-mmh ...

Ich liebe
Ich liebe doch alle
Alle Menschen
Na, ich liebe doch
Ich setze mich doch dafür ein

(Nach Erich Mielke am 13. November 1989
vor der Volkskammer der DDR)

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/na-ich-liebe-doch

Abb. oben und unten: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“,
Episode 12: „Na, ich liebe doch“

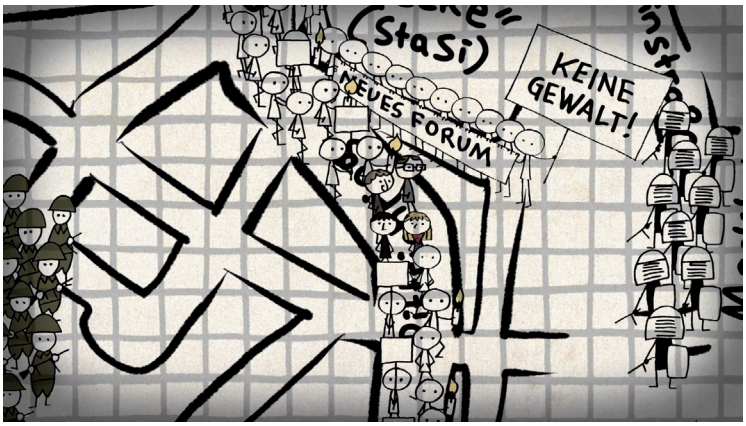
OSTALGIE – NEIN DANKE!

„Wie standhalten?“

von Rolf Sprink

Aufgewachsen bin ich in einer intakten DDR-Familie mit einem Akzent auf „Kultur“: Mein Vater war an verschiedenen Theatern tätig. Pioniere, FDJ, EOS. Inspiriert vom vielen Lesen über fremde Völker und ihre Geschichte stand mein Berufswunsch früh fest: Ethnologie. Ich wollte mich für eine gerechte Welt engagieren und war überzeugt, dass dies nur im Kommunismus möglich sein würde.

Mit 18 Jahren Eintritt in die SED. Im selben Jahr Aufnahme des Ethnologie- und Soziologie-Studiums in Leipzig, das mich, weil viel zu abstrakt und lebensfern, schnell desillusionierte. Ein Wechsel in die Medizin (Ziel: Tropenmedizin) wurde mir verwehrt, also blieb es bei Völkerkunde.



Absturz und neue Hoffnungen in den 70er Jahren. Die SED-Politik wurde immer verlogener und restriktiver. Dem wollte ich mich nicht länger unterordnen. Austritt aus der SED – nein: Rausschmiss mit Versetzung auf einen anderen Arbeitsplatz im Brockhaus Verlag. Orientierungsnöte. Hoffnungszeichen gehen in dieser Zeit vermehrt von der Kirche aus. Ich schließe mich ihr an. Familie, Kinder. 1976 gingen meine Frau und ich zum letzten Mal zu einer DDR-Wahl, schrieben auf den Wahlzettel den Namen Oskar Brüsewitz. Und auf den Aufnahmeantrag für die Pionierorganisation: Unsere Tochter besucht stattdessen die Christenlehre.

Bleierne Zeiten ziehen auf. Ausbürgerung Wolf Biermanns, der Exodus so vieler DDR-Künstler. Aber im Lande, während die Städte verfallen, die Versorgungsengpässe immer drastischer und die Aussichten auf eine lebenswerte Zukunft immer düsterer werden, grummelt es. Dieses Eingesperrtsein – meine ganze Freiheitssehnsucht bäumt sich dagegen auf. Gegen die Bevormundung, gegen die Erziehungsgesellschaft DDR. Unter dem Dach der Kirche und mit Freunden aus der Literatur- und Verlagsszene finden wir Rückzugsräume, in denen sich Wut, Widerstand und neue Lebensentwürfe artikulieren können. Der alltägliche Frust findet Auswege in dem Vergnügen, das System mit Eingaben zu piesacken, wo immer es geht. Aber immer auch gewärtig, dass es zuschnappt. „Das Genießen der Spannung“ wird zu einer Grunderfahrung jener Jahre, einerseits. Und endlich setzt Michail Gorbatschow in der Sowjetunion mit Glasnost und Perestroika unerhörte Signale des Aufbruchs aus der Resignation.

Aber: Es gibt ein Auf und Ab zwischen Hoffnung und Resignation, das die letzten DDR-Jahre kennzeichnet. Niemand jedoch hielt bei ihrem anhaltenden Potenzgetöse für möglich, dass ihre Zeit abläuft ... „Wie standhalten?“ hatte ich im Dezember 1988 einen Beitrag für die Zeitschrift „Kontakte“ der Leipziger Basisgruppen überschrieben. Und darin: „Wir werden verrückt bei dem Gedanken, dass kostbare, vielleicht die kostbarsten Jahre unseres Lebens verrieseln, dass wir sie in Resignation zubringen, in Müll und Gestank, und glücklos. Dass wir womöglich in zehn Jahren wieder hier sitzen, einig in der Kritik der Zustände, ärmer um Freunde, Kräfte und Hoffnungen.“

Da bricht zu Beginn des neuen Jahres der Damm. Am 15. Januar leitet ein Schweigemarsch für Versammlungs-, Presse- und Redefreiheit vom Leipziger Markt aus das Jahr der Friedlichen Revolution ein. Es wird das mit weitem Abstand spannungsvollste Jahr in meinem Leben. Im Tagebuch lese ich darüber nach: Wie unsere Kinder schrien, als die Polizei beim Pleißepilgerweg am 4. Juni Demonstranten brutal in ihre Autos zerrt, wie sie ihre Hundekette nach dem Friedensgebet am 18. September gegen uns in Bewegung setzt ... Die erste Demo über einen Teil des Rings am 25. September, die unter der nicht mehr vorhandenen Fußgängerüberführung des „Blauen Wunders“ kehrtmacht und auf den Treppen in der Westhalle des Hauptbahnhofs mit lautem Singen der „Internationale“ und Sprechchören „Neues Forum zu-las-sen!“ und „Freiheit!“ ihren Abschluss findet, dass es nur so schallt und hallt ... Die junge Frau, die bei der Demo am 2. Oktober aus der Menge zu den Schaulustigen auf dem „Blauen Wunder“ hinaufruft: „Mitmachen! Es ist doch euer Land!“ und die Hände vor ihr Gesicht schlägt ... Der unvergessliche, einmalige 9. Oktober, Tag der Entscheidung. Aus Wut wurde Mut. Es ging ein Stück Himmel auf an diesem Nachmittag. Ich habe ein Wunder erlebt ...

1989 – das Schaltjahr. Mauerfall und der Zusammenbruch des verhassten DDR-Regimes folgten. Ich arbeitete in der Redaktionsgruppe des Neuen Forums mit, dann Mitbegründung des Forum Verlages Leipzig, der im März des Folgejahres die erste Dokumentation des Leipziger Herbstes herausbrachte – „Jetzt oder nie – Demokratie!“ – und dafür den Sonderpreis der Friedrich-Ebert-Stiftung für das Politische Buch erhielt. Nach dem Ausscheiden aus dem Verlag Aufbau der Leipziger Ökumenischen Stadtakademie, 1996 Übernahme der Leitung der Volkshochschule. Im Team konnten wir sie zu einem Bildungsmittelpunkt in dieser Stadt entwickeln und im Diskurs, als LEGIDA brüllend durch Straßen dieser Stadt zog, couragiert zum Einsatz bringen.

Was bleibt? Die Dankbarkeit, eine wahnsinnig spannende Zeit miterlebt und hier und da mitgestaltet zu haben, Freude über die vielen neuen Chancen und die Möglichkeit, reisen zu können. Das Erbe der Friedlichen Revolution wollen wir bewahren und aktuell interpretieren. Dem DDR-Regime weine ich keine Träne nach.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat“, Episode 10: „Wandersmann (Nur einmal um den Ring)“

STÄDTEEXPRESS LEIPZIG – BERLIN

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn“

von Carolin Masur

Berlin (Ost), Musikhochschule „Hanns Eisler“, Studiengang Hauptfach Gesang, Klassisch. Mein 9. Semester. Opernarien von Mozart, Lieder von Hugo Wolf und Robert Schumann.

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn ... dahin geht unser Weg“
Im Sommer 1989 waren Tausende, so auch einige Kommilitonen aus unserer Seminargruppe, „zu den Zitronenbäumen“ geflüchtet, abenteuerlich über die ungarische Grenze.

Wie sollte das weitergehen?
Unbeeinflussbar die Fragen. Und kaum eine Antwort. Was wird werden? Mit dem Land, den Menschen, mit einem selbst? Ist es richtig, als Diplom-Sängerin das Studium zu beenden? Und danach?

Aus heutiger Sicht gab es ein luxuriös großes Angebot an freien Sänger-Stellen an den zahlreichen Musiktheatern der DDR. Am Ende des Studiums einer Jury vorzusingen und dann, je nach Ergebnis, für drei Jahre nach Leipzig, Karl-Marx-Stadt oder Frankfurt (Oder) ins Festengagement zu gehen? Und sonst? Berlin, die Hauptstadt – eine spannende Welt.

Die andere Welt – Leipzig.
Bestürzend hier im Juni 1989 die Festnahmen zum Straßenmusikfestival. Proteste der Bürger und Ende August die Möglichkeit zu „Begegnungen im Gewandhaus“. Reden, diskutieren, nach Lösungen suchen. Mein Vater Kurt Masur war in meiner Erinnerung voll positiver Energie. Da muss man was tun. Das Land blutet aus. Wie soll das weitergehen, wenn so viele motivierte junge Leute das Land verlassen? Ratlosigkeit. Es wühlte ihn auf. Besonders die Urlaubslektüre „Nachruf“ von Stefan Heym.
Die Besuche in Leipzig wurden daher auch für mich immer wichtiger und spannender. Wir konnten unsere Gedanken und Gefühle ja nicht am Telefon besprechen. Am öffentlichen Münzfernsprecher sowieso nicht.

Zurück nach Berlin.
Sonntagabend brachte mich mein Vater oft zum letzten D-Zug, dem „Studentensammler“. Übervoll. Stehen oder auf dem Boden sitzen. Zwei Stunden bis Berlin-Lichtenberg, genug Zeit, um die Gespräche, Gedanken und Inspirationen vom Wochenende zu verarbeiten. Morgen wieder Studentenalltag.

Montag acht Uhr Hauptfach Gesang oder Jazztanz.
Was auffällig war: Als die Friedensgebete in der Nikolaikirche Leipzig und die Montagsdemonstrationen immer regelmäßiger und größer wurden, legte unsere bekannt staatstreu geführte Musikhochschule gern noch Seminare und Zusatzveranstaltungen auf diese Uhrzeit.

Im Nachhinein ärgere ich mich natürlich, dass ich damals nicht mutiger war.
So habe ich von der großen Demonstration am 9. Oktober und von dem Aufruf, den die „Leipziger Sechs“ spontan verfasst haben, und den mein Vater verlesen hat, aus der „Tagesschau“ erfahren. Mir ging natürlich die Kinnlade runter. Weil mir bewusst wurde, was alles hätte passieren können. Mit den Demonstranten und auch mit denen, die den Aufruf verfasst haben. Wie soviel Angst mitschwang, kann man heute nur noch schwerlich begreifen. Natürlich war ich begeistert. Umso glücklicher, dass es zu keinen Schüssen und Eskalationen an diesem Abend kam. Keine Gewalt!

In Berlin wurde es täglich zusehends spannender, lockerer, frecher und mutiger. Der Höhepunkt: die Demonstration am 4. November auf dem Alexanderplatz. Was für eine Kreativität an Texten und Sprüchen auf den Transparenten, Freude und Erleichterung in den Gesichtern.
Eine geballte positive Kraft. Großartige Reden. So auch die von Stefan Heym: „Es ist, als habe einer die Fenster aufgestoßen! Nach all den Jahren der Stagnation – der geistigen, wirtschaftlichen, politischen –, den Jahren von Dumpfheit und Mief, von Phrasengewäsch und bürokratischer Willkür, von amtlicher Blindheit und Taubheit.“

Seit 2011 wohne ich in Leipzig. Die Oktobertage des Jahres 1989 sind hier immer noch viel präsenter als anderswo. Und ich bin sehr dankbar, dass ich jetzt hier den Menschen begegnen kann, die damals dabei waren. Besonders begeistert mich Bernd-Lutz Lange. Authentisch, ehrlich und unverfälscht.

Ach ja, da war noch was: der 9. November 1989. Mauerfall.
9. Oktober in Leipzig, 9. November 1989 in Berlin und an der innerdeutschen Grenze. Ich wohnte damals am Stadtrand von Berlin. Und, was soll ich sagen: Ich habe den Abend verpennt. Begeistert erzählte mir meine Cousine Christine Harbort, Schauspielerin, von dieser Nacht. Sie war zur Filmpremiere von „Coming out“ am 9. November 1989 im Kino International. Als einige Leute die Premierenfeier von draußen stürmten und riefen: „Die Mauer ist offen“. Und es zuerst kaum jemand ernst nahm. Erst als sich ein Grüppchen der Premierenfeier in die Bornholmer Straße verlagerte, war sie zur richtigen Zeit am richtigen Ort, euphorisch und glücklich.

Wenn man jetzt darüber nachdenkt und schreibt ... Was für eine verrückte Zeit und was für ein Glück, dabei gewesen zu sein.

Abb.: Filmstill aus „Leipzig von oben“

SCHNAUZE!

Warum der Ossi gar nicht existiert

von Dr. Robert Feustel

Eigentlich schon seit 1990 ist klar, dass der Ossi anders ist. Muss er ja. Schließlich haben ihn, dem Vernehmen nach, Jahrzehnte DDR geprägt, die Unterordnung im sozialistischen Kollektiv und Leckermäulchen-Milchquark. Seither hält sich beharrlich die Geschichte vom unsicheren Ossi auf der einen Seite, der den Schutz der Gruppe sucht und sich liebend gern einreiht. Auf der anderen Seite taucht der Wessi als starkes, ich-bezogenes bis narzisstisches Subjekt auf, der die Bühne nicht scheut und gelernt hat, sich angemessen zu vermarkten und im Zweifel zu verkaufen.

Der mittlerweile am rechten Ufer gelandete DDR-Psycho-Papst Hans-Joachim Maaz wusste diese auf den ersten Blick so einsichtige wie genauer beschaut absurd vereinfachende These zu vermarkten, als Ossi wohlgemerkt. Er attestierte kurzerhand allen Bewohnern der DDR einen massiven und kreuzgefährlichen „Gefühlsstau“: Über kurz oder lang würde dieser destaströs enden müssen. Gestört sei er, der Ossi. Dass Maaz als Ossi selbst Opfer seiner Pauschalisierung geworden ist, entging ihm.
Etwas später gelang dem Kriminologen Christian Pfeiffer der Marketing-Gag, das von Maaz aufgerufene Problem leicht anders zu modellieren und als „Töpfchenthese“ zu verkaufen: Weil Ossi-Kinder in der Krippe gemeinsam in nebeneinander stehende Töpfchen kacken mussten, hätten sie mindestens tendenziell einen Dachschaden. Sie würden dazu tendieren, sich in Gruppen, bevorzugt in Nazi-Schlägergruppen, zu versammeln. Angesichts ostdeutscher Verhältnisse, was Nazis und Rechtspopulisten angeht, ist es schon nachvollziehbar, auch im Osten nach Gründen für menschenfeindliche Einstellungen zu suchen. Allerdings ist der kausale Zusammenhang zwischen Kacken und Kameradschaft ziemlich wackelig.

Allgemein gestaltet sich die Diagnose einer spezifisch ostdeutschen Psyche oder Subjektivität schwierig. Sie würde voraussetzen, dass alle – oder doch die allermeisten – Ossis die gleichen oder zumindest sehr ähnliche Erfahrungen gemacht hätten, die zugleich und unweigerlich tiefe Spuren hinterließen. Gesellschaftspolitische Eckdaten stünden zudem über diversen privaten Konstellationen, die auch im Osten alles Mögliche bereithielten: von Normalfamilien über Patchwork bis zu häuslicher Gewalt etc., von relativer Armut bis zu reichlich Privilegien, von starken Frauen oder tyrannischen Männern und so weiter. All das hätte, angenommen es gäbe ein typisch ostdeutsches Psychogramm, beharrlich weniger Einfluss als Pioniernachmittage und FDJ-Hemden. Das Private wäre restlos überformt vom Politischen. Offenkundig war dem nicht so, und Ossis sind eine große Gruppe ziemlich unterschiedlicher Menschen.

Maaz’ seriöse Kollegen kommen zum ähnlichen Ergebnis. Die Deutsche Psychoanalytische Vereinigung gründete bereits 1991 eine „Kommission West-Ost“, die anschließend 17 jährliche Symposien abhielt. Ziel war es, die Arbeit der Therapeuten auf die Ost-West-Differenzen hin zu befragen und zugleich Zusammenhänge zwischen therapeutischen Befunden und den jeweiligen Ost- oder Westbiografien aufzuspüren. Einige Tagungsbände aus dieser Zeit sind überliefert. Das Ergebnis: Obwohl Experten eifrig nach dem Wesensunterschied zwischen ostdeutschen und westdeutschen Patienten suchten, den sie – wohlgemerkt – als gegeben annahmen und nur genauer beschreiben wollten, wurden sie nicht fündig. Wann immer Figuren genauer unter die Lupe genommen wurden, eröffnete sich ein komplexes Panorama an Einflüssen und Prägungen. Die DDR mit ihren Institutionen spielte jeweils nur eine Nebenrolle.

Nun, es mag einen stereotypen Ossi und sein Wessi-Pendent geben, und manche Menschen mögen diesem Klischee erstaunlich nahekommen. Das ist dann eher Zufall und sagt wenig über Ossis und Wessis als solche aus. Warum im Osten schließlich rechte Einstellungen erkennbar und deutlich weiter verbreitet sind als im Westen, bleibt eine spannende Frage, die sicher mit der DDR zu tun hat. Allerdings ist der Bezug auf den Osten nur einer unter mehreren und hat nichts mit dem Ossi an sich zu tun. Schließlich wählen auch im Osten grob drei Viertel aller Menschen nicht die AfD oder rennen zu PEGIDA.

KLUB DER INTELLIGENZ

Wessi
In West-Berlin nannte man Besucher aus dem Rest der damaligen BRD „Wessi“. Das war Berliner Schnauze für Provinzler und Hinterwäldler, die aus dem „Wessiland“ mal Stippvisite in der Metropole machen. Mit der Wende wurde Wessi im Osten gebräuchlich und negativ besetzt. Dann war vom Besserwessi, einem ahnungslosem Schaumschläger, die Rede. Sonderzahlungen („Buschzulage“) lockten viele Beamte in den Osten auf Entscheiderposten, was man dort zum Teil als Bevormundung empfand. Heute gelten nach Berlin zugezogene Schwaben als Super-Wessis: Der oft wohlhabende Neuzugang gilt als Mietpreistreiber und Angehöriger einer pedantischen Kehrwochenkultur.

Zoni
Die DDR wurde, weil sie Sowjetische Besatzungszone war, in der BRD auch Ostzone genannt. Daraus leitet sich der Zoni für deren Bewohner ab. Nach der Wende verlor er massiv an Bedeutung und wurde durch **Ossi** ersetzt. Zu DDR-Zeiten benutzten Ost-Berliner das Wort Zone gelegentlich auch als Abgrenzung zum Rest der DDR.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer“

KONSENS KAPUTT KLOPPEN

Lehre aus dem Ende-Aus-Neu

von Tobias Prüwer

„ATA, Fit, Spee, RFT / Und Boxerjeans, auf die ich steh" Schleimkeim fasst meine DDR-Erinnerung ganz gut zusammen. Es sind Splitter der Alltagserfahrung, die mir vor allem im Gedächtnis sind über meine Kindheit und das beginnende Heranwachsen, bevor die BRD kam. Das wird anderen auch so gehen. Aber macht das alle, die die 89-Zäsur relativ bewusst miterlebten, zur exklusiven Gruppe, zu „Wir Zonenkinder" oder einer „3. Generation Ost"?

Im Erleben der Wende liegt sicherlich ein großer Unterschied der damals Jungen in West und Ost. Er war vielen BRD-Jugendlichen herzlich egal. Warum auch nicht? Was hatten beide Länder miteinander zu schaffen, außer der gemeinsamen Sprache und ein paar Jahrhunderten territorial zersplitterter Geschichte, über die man das Wort „Deutsches Reich" kleisterte, um einen Zusammenhang zu fingieren? Ja ja, Kultur und so. Mein Goethe lob ich mir ...

Die Wende war für mich Kulturschock und kulturelle Bereicherung zugleich. Im Sommer 1990 verbrachte ich einige Wochen bei Verwandten im Taunus, lernte dort alle Essentials der Kinderkulturindustrie kennen. Doch zwischen Begeisterung für „Star Wars", „Nintendo" und „Drei Fragezeichen" schoben sich auch Obdachlose. Alice Cooper und Roxette waren ja schön und gut, aber das konnte nicht das Ende der Geschichte sein, keimte in mir der Gedanke, ohne Fukuyama zu kennen, als ich den ersten Ostermarsch besuchte. Bald schon passte dessen Motto „Schwerter zu Pflugscharen" nicht mehr, als die Nazis begannen, sich in Hunderterstärke breit zu machen. Die gabs auch vorher, jetzt aber traten sie öffentlich auf und die damals Aufwachsenden zerfielen vereinfacht gesagt in Jäger und Gejagte. (Wobei die Rollen manchmal wechselten.) Dieses Erleben dauerhafter Unsicherheit durchs Regime des Faust- und Stiefelrechts, das die Eltern nicht verstanden, war für nicht wenige prägend. Dazu gehören natürlich auch die Möglichkeitserfahrungen: Hausbesetzungen, Freiräume erstreiten und verteidigen gegen Nazis und den Staat. Und dann sah man zu, wie dieser Freiraum immer weniger wurde.

KLUB DER INTELLIGENZ

3. Generation Ost
Dazu sollen all jene gehören, die als Kinder in der DDR gelebt und die Zäsur 1989 bewusst erlebt haben und im vereinten Deutschland aufgewachsen sind – also die Jahrgänge 1975 bis 1985. Ein Buchprojekt und Netzwerk aus Journalisten jedenfalls behauptet das und leitet schwerwiegende Schlüsse ab. Sie alle seien krisenerprobt, pragmatisch, integrativ und engagiert; quasi die besseren Menschen mit besonderem Sinn für Freiheit und Toleranz.

Wenn ich eins gelernt habe, dann diesem Wir, das Individuen übergestülpt wird, mit einem energischen Unwillen zu begegnen. In der DDR-Endphase fing dieses unbestimmte Grummeln in den Tiefen meiner Thälmannpionierseele an, später wurde ich zu einem Volk gemacht, zum Papst, zum Sommermärchen, Gutmenschen, Sachsen ...

Ich höre immer vom Autoritätsverlust: Ja, wenn das ein Mitnahmeeffekt der 3. Generation Ost sein soll, begrüße ich das. Falls man etwas als prägende Erfahrung mitnehmen kann, dann war es das Ersterben eines Aufbruchs, das Münden von revolutionären Momenten in eine geldwerte Vorteilsbewegung und den Gleichschritt des einen Volkes. Ein Vertreter der älteren Generation, Peter Konwitschny, beschrieb es so: „Ich hatte geglaubt, es ging um Befreiung, Menschlichkeit und Revolution, doch stattdessen ging es um die Westmark."

Befreiend war das ganz langsame Ende der endlosen Ära Kohl eher nicht. Während der Osten nun wirtschaftlich offensichtlich in die Knie ging, gab im neuen Fach Wirtschaft und Recht für den neuen Staatsbürger die ehemalige Werken-Lehrerin ihr im Weiterbildungs-Schnellkurs aufgeschnapptes Wissen über die soziale Marktwirtschaft zum Besten. Und während man mir zu Recht erklärte, dass die DDR autoritär und nationalistisch war, schränkte man das Asylrecht stark ein, nahm uns die Häuser, schützte die Nazis.

Mit denen wurde ich dann auch gern von den neuen christlichen Landesvätern in einen Topf geworfen, weil auch ich am kollektiven Töpfchensitzen beteiligt war und als Atheist ohnehin nur braunen Geistes sein konnte. Wie unter dem Thüringer Verfassungsschutzpräsidenten Helmut Roewer jede auf ein Stückchen Emanzipation ausgerichtete Jugendbewegung zum Extremismusgespenst gemacht wurde, während die Keimzelle des „Nationalsozialistischen Untergrunds" frei agieren konnte. Dachte ich, das grüne Herz sei braun, so kannte ich Sachsen noch nicht. Jedenfalls das jenseits der roten, wichtigen Schutzblase einiger Leipziger Stadtteile. Die „Einzelfälle" sind bekannt, das Beschwören eines kollektiven Ost-Wirs ist unter Sachsen en vogue, wo man sich als besonderes ostdeutsches Erbe inszeniert.

Mein Gefühl Ost?: Lass alle Hoffnung fahren und reiße mit einem „Trotz alledem" noch etwas. Dass und wie Ideologien funktionieren, gerade wenn sie sich selbst als ideologielose Position formulieren, hätte man auch mitnehmen können aus dem Schwund der Mauer. Und: Dass Dissens, nicht Konsens die demokratische Quintessenz bildet. Der auf Dauer gestellte Widerstreit – das meine ich gelernt zu haben aus den Brüchen im Lebenslauf, dem Systemabsturz und der Neuinstallation. Der Appell an Wir-Gefühl und Schicksalsgemeinschaft ist mir zuwider, da bin ich nicht nur Skeptiker.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 7: „Rote Beete"

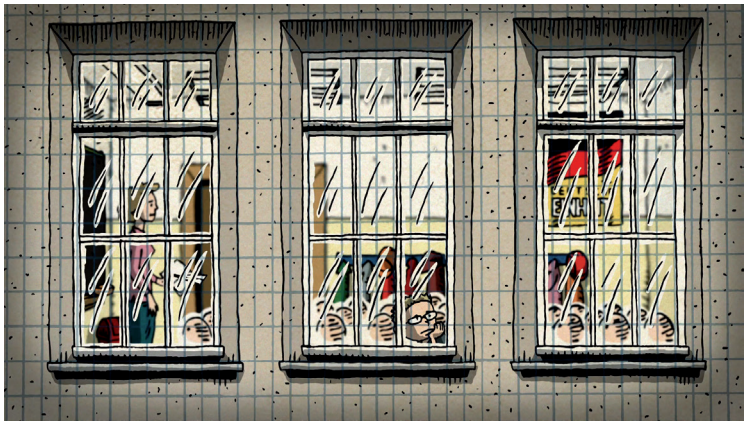
SCHNUFFI IST TOT

Nicht besprochene Standortfaktoren

von Uwe Möller

Schnuffi war ein Einschulungsgeschenk. Diesen herrlichen Rufnamen gab es obendrauf, was weder mich noch das Meerschweinchen sonderlich interessierte. In roten Lettern prangte er auf dem hölzernen Gehäuse eines ausgeweideten Röhrenfernsehers, welches Schnuffi Unterschlupf bieten und die Fluchtgefahr mindern sollte. Ich liebte das Tier und war der Überzeugung, das Tier liebte mich, ganz egal auf welchen Namen es nicht hörte.

Knapp drei Jahre wuchsen wir Seite an Seite in die Länge und brachten uns dabei die Aufmerksamkeiten entgegen, die für unsere Spezies und Entwicklungsstadien wohl angemessen waren. Schnuffi erlangte, halbjährlichen Balkonaufenthalten zum Trotz, in kurzer Zeit die Maße eines Toastbrots. Hin und wieder musste er sich seine Mahlzeiten mit Feldmäusen teilen, was meinen Schnuffi nicht besonders interessierte, in mir allerdings die Frage aufkommen ließ, wie Mäuse an den Außenwänden eines Plattenbaus auf den Balkon des dritten Stockwerks gelangen konnten. Mein Meerschweinchen jedenfalls führte schicksalsergeben das Dasein eines alleinstehenden Nagetiers, bewegte sich wenig, quiekte viel, ließ Krallen und Gebiss verwachsen und entschied damit, an einem Freitag in den Händen einer Veterinärin friedlich einzuschlafen.



Unsicher, wie ich mit Trauer und dieser ersten Ahnung von Endlichkeit umgehen würde, quälte ich mich tags darauf zur Schule. Ich kam aber, wie etwa 300 andere Lernpflichtige auch, nicht ins Gebäude rein. Mit dem Gerücht, der Hausmeister als Wächter des goldenen Schlüssels wäre heute nicht am Schultor erschienen, gab ich mich hochzufrieden und lief eilig wieder nach Hause. Was mich jetzt nämlich viel mehr interessierte: Samstagsschule war – wie Schnuffi auch – von da an Geschichte. Ganz ohne Pauken und Trompeten.

In einer Freistunde traf ich diesen Typen aus der zweiten Klasse, welcher stets ein wenig nach Salami roch. Er war aus dem Unterricht geworfen worden, was ihn aber nicht wirklich interessierte. Denn er hatte Westdeutschland bereist und in der Garderobe pennte er sich die automobile Discounter-Wallfahrt aus seinen Gliedern. Eintrag in der Tasche mit der Bitte zum Gegenzeichnen: Schlafen im Unterricht.
Mein Kumpel Daniel, der mittlerweile Coca-Cola leidenschaftlich und kistenweise soff, warf sich vor den schneeweißen Kadett unseres Werklehrers und reichte ihm mit erwartungsvoller Miene eine MC durchs Fenster. Jetzt lief also dieses Hip-Hop-Stück, zurechtgespult auf die sagenhafte Stelle mit dem Rülps. Auf beiden Seiten des heruntergekurbelten Fensters wurde gewartet, gelauscht, geschwiegen. Daniel wollte den Tabubruch, passiert ist jedoch nichts. Und ich schaute gespannt dabei zu. Dass jener Werklehrer kurz darauf und mitten im Schuljahr grußlos in die Rente verschwand, war etwas, was mich noch ein klein wenig mehr interessierte.

Ja, und dann verbrüderten sich manche Jungs in meinem Viertel, machten sich mithilfe schwarzer Kappen zur Gruppe, und wenn sie an verregneten Sonntagnachmittagen mit ihren Faltmessern klapperten, war das allgemeine Interesse eher gering. „Heil Hitler!“ und „Judensau!“ musste man schon überhören wollen hier in der Platte – und vom Giebel der neu erbauten System-Kletterburg lachte ein Hakenkreuz, für das sich einen Winter lang auch niemand so recht interessierte.
In den Räumen des städtischen Jugendclubs traf sich die überwiegend leichenblonde Kulturszene zu Zeichenkursen und Fotozirkeln, eine Neonazi-Band übte ein Stockwerk tiefer ihren Hass. Ein lebendiges Archiv nicht besprochener Standortfaktoren. Inzwischen war Schnuffi bereits von den Würmern zerfressen und ich mir völlig bewusst, dass ich mich weitestgehend schadlos in diesem Biotop bewegen wollte. Politisch motivierte Gewalt war ja hier wirklich kein Thema und es lag nicht in meinem Interesse, mit einer „Auseinandersetzung zwischen Jugendlichen“ den örtlichen Polizeibericht zu bespielen. Das wiederum hat auch nicht jeden interessiert.

Wir fanden uns dann nach und nach und wir fanden uns gut. Wir mochten die gleichen Dinge, wir hörten die gleiche Musik, erfreuten uns an den gleichen Substanzen. Der Rektor meiner Schule interessierte sich weniger für diese sozialen Glücksmomente, als er seine halbstündige Absolventenrede ausformulierte, um bald darin mahnen zu können: Wer die Möglichkeit hat, möchte doch auch fort gehen und dem lockenden Ruf der Lohnarbeit folgen. Zum anschließenden Abiball sollte es dann auch in Mode gehen, die weiteste Anreise zur Feierlichkeit zu prämieren. Irgendwie schräg und ich war rotzbesoffen, ging halb vier ins Bett und schwor mir, niemals wieder bei einem Abituriententreffen zu erscheinen.

Auf Besuch bei meinen Eltern lachte mir mein ehemaliger Schulleiter während der Klolektüre ins Gesicht. Sein Konterfei war in der Lokalzeitung abgedruckt und darunter brachte er sich als „Gymnasiallehrer im Ruhestand“ für die Kommunalpolitik in Stellung. Es fehle an „Strategien zur Elitenbindung“, die Abwanderung von „potenziellen Leistungsträgern“ müsse und so weiter und so fort. Ja ja, das klang schon alles hochinteressant, doch: kacken, packen, grüßen, düsen. Bis zum nächsten Mal!

An Schnuffi hab ich in all den Jahren kaum noch denken müssen, bis er mir gestern Nachmittag erschien: Mein Sohn machte mir sein neuestes Kuscheltier bekannt, ein Meerschweinchen und Mitbringsel seiner Großeltern aus Ecuador. „Das ist nämlich aus Alpaka-Wolle“, informierte er mich sogleich, und ich nickte ihm verständig zu. Anscheinend ist das für ihn interessant.

Abb.: Filmstill aus „Leipzig von oben“

UND ES GAB SIE DOCH

Neonazis als Staatsgeheimnis

von Tom Waurig

Rechtsextreme passten so gar nicht ins Bild der SED-Führung. Schließlich war der antifaschistische Schutzwall Staatsdoktrin. Doch die Realität war eine andere.

3. Oktober 1990 – mit dem Zusammenbruch der DDR und dem Beitritt der ostdeutschen Länder zur Bundesrepublik waren unendlich viele Hoffnungen verbunden, auch die nach einem Siegeszug der liberalen Demokratie. Immerhin übernahm ein über Jahrzehnte gefestigtes politisches System im Westen die Überbleibsel eines zerfallenen Staates, der den „Antifaschismus" als staatliche Aufgabe sah, sofern sich den propagandistischen Maschinerien Glauben schenken lässt.

Doch schon wenige Jahre nach der deutsch-deutschen Wiedervereinigung wurde vielen bewusst, dass der Ruf nach einer stabilen Demokratie ungehört verhallen würde. Beschauliche ostdeutsche Gemeinden rückten plötzlich in den medialen Fokus und ganz Deutschland war erschrocken über die Angriffe auf Geflüchtetenheime in Hoyerswerda oder Rostock. Die Vorfälle erschütterten die noch junge gesamtdeutsche Republik. Und viele konnten nicht glauben, was dort geschah.

Doch zur Wahrheit gehört, dass die politische Wende auch der rechtsextremistischen Szene neue Möglichkeiten eröffnete. Aus den über Jahrzehnte hinweg verschleierten Tendenzen im Osten und dem offenen Problem mit rassistischen Einstellungen im Westen wurde ein teuflisches Gemisch. Die neuen Bundesländer wurden zu „national befreiten Zonen" erklärt und NPD oder DVU fuhren Wahlerfolge ein. Die Sozialwissenschaft sah damals schon eine „neue Qualität" der Szene.

Die Ursachen aber liegen weit länger zurück. Schon mit der Entnazifizierung wurde ein Prozess in Gang gesetzt, der bis heute nicht beendet zu sein scheint. Mit dem Erbe des Nationalsozialismus hatten BRD und DDR gleichermaßen ihre Probleme. In der sowjetischen Besatzungszone war die Aufarbeitung eng verbunden mit einem kommunistischen Umbau. Propagiert wurde ein ritueller „Antifaschismus". Und so blieben Neonazis in der DDR bis zuletzt ein Staatsgeheimnis.

Eine Szene, die lange bekannt war

In welchem Ausmaß teils hochrangige Fürsprecher des nationalsozialistischen Regimes gebilligt und sogar rehabilitiert worden sind, wurde oft erst nach der Wiedervereinigung bekannt. Publizist Olaf Kappelt war einer, der sich schon früh an dieses brisante Thema heranwagte. Mit seinem „Braunbuch DDR – Nazis in der DDR", das erstmals 1981 erschien, stieß er ein Kapitel auf, das die SED unter Druck setzte. Die große Propagandalüge des „Antifaschismus" drohte zu platzen.

Im Ministerium für Staatssicherheit wurde sogar eine Sondereinheit geschaffen. Denn Kappelt beschrieb in seinem Buch, „wie aus NS-Mitmachern DDR-Schrittmacher werden konnten." Die Rekrutierung „Inoffizieller Mitarbeiter" beispielsweise sei ein Auffangbecken für Spezialisten des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS gewesen. In der DDR galt aber: Wer sich in den Dienst der SED stellte, war ohnehin entnazifiziert und stehe lebenslang im Dienste des Regimes.

Die Realität allerdings sah anders aus. Der Historiker Harry Waibel wertete für seine Studie „Die braune Saat" Akten der Staatssicherheit und der Polizei aus und fand heraus, dass die Behörden allein im Jahr 1959 über 1.400 „Hetzlosungen und faschistische Schmierereien" registriert hatten. Und schon in den 60er-Jahren gab es Gruppen, die sich „Kampfbund nationalsozialistischer Erneuerer des großdeutschen Reiches" oder „Faschistische Lehrlingspartei" nannten.

Die DDR bereitete den Nährboden

Doch erst der Überfall auf die Zionskirche in Ostberlin 1987 machte die Existenz von Neonazis in der DDR öffentlich. Damals überfielen Hooligans und Skinheads ein Konzert der Bands Die Firma (Ost) und Element of Crime (West).
Die Rechtsextremen hatten sich in einer Berliner Kneipe zusammengerottet, stürmten in der Nacht das Gotteshaus und brüllten: „Sieg Heil!", „Juden raus aus deutschen Kirchen" und „Kommunistenschweine". Mehrere Menschen, die das Konzert besuchten, wurden verletzt.

In dieser Zeit wurden die Fußballstadien in der DDR zu einem Hort rassistischer Ideologien. Die Staatsmacht aber zeigte Sympathien und stufte solche Vorkommnisse als unpolitisch ein. Schuld an diesem Rowdytum sei ohnehin der Einfluss des kapitalistischen Westens, denn die DDR habe „die Wurzeln des Faschismus ausgerottet". Doch das SED-Regime lieferte selbst den Nährboden – mit ihrer Haltung zu Israel oder der fehlenden Integration der vielen zehntausend Gastarbeiter.

Nach dem Mauerfall setzte die westdeutsche Neonazi-Szene genau dort an. Denn auch in der Bundesrepublik wurden rechtsextreme Strukturen nach 1945 deutlich unterschätzt. Gewalttaten oder Terrorakte wurden als „ohne ideologische Basis" definiert. So entstanden paramilitärische Gruppierungen, die sich an der RAF orientierten – zum Beispiel die „Wehrsportgruppe Hoffmann", die als Drahtzieher des Bombenattentats auf das Oktoberfest 1980 ausgemacht wurde.

Der Neonazismus in der DDR aber war vor allem ein hausgemachtes Problem. Die Konservierung einer für neo-nationalsozialistisches Gedankengut empfänglichen Mentalität der SED wurde unter Einfluss gefestigter Strukturen aus dem Westen zwar gefördert und ausgebaut, entstanden ist sie allerdings im sozialistischen Staat selbst. Die Auswirkungen all dieser Entwicklungen sind noch heute zu spüren, vielleicht intensiver als jemals zuvor.

Abb.: Filmstill aus „Leipzig von oben"

WIR SIND DAS WER?

Das Volk ist nicht das Volk

von Dr. Robert Feustel

Seit PEGIDA in Dresden für Wirbel sorgt, hat der wohl wichtigste Slogan von 1989 „Wir sind das Volk" im Osten wieder Konjunktur. Wenn ihn gegenwärtig Rechtspopulisten im Chor mit Neonazis skandieren, schlagen sie gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe: Sie erinnern an die Wende 89, also an einen Konflikt zwischen einem entrechteten Volk und einem diktatorischen Staat. Die aktuelle Verwendung des Spruchs deutet also eine Dringlichkeit an, die jener von damals in nichts nachstehe. Die Bundesrepublik sei wie das SED-Regime und müsse gestürzt werden. Ungeachtet aller tatsächlichen politischen und sozialen Schieflagen ist die Gleichsetzung abenteuerlich, triggert aber Emotionen.

Allerdings gibt es einen wichtigen Unterschied zu 1989. Während damals der Leitspruch inklusiv war, weil die Gesamtheit der Bevölkerung gegen den Staat angesprochen wurde, bezieht sich die neue Rechte auf einen exklusiven Begriff von Volk: Nur sie selbst, also die weiße deutsche Bevölkerung, gehöre dazu und müsse ihren Alleinvertretungsanspruch durchsetzen. Will heißen: Das Volk ist nicht immer das Volk gewesen, und die Oppositionellen von 1989 meinten etwas ziemlich anderes als die Rechten von heute. Zwei Varianten des Begriffs Volk überlagern sich gegenwärtig, eine soziale und eine völkische.

Im deutschen Sprachraum ist das Wort Volk seit dem Mittelalter belegt. Es bedeutete soviel wie Menge. In Begriffen wie voll, viele oder Pulk klingt es durch. Eine Blutsverwandtschaft oder eine kulturell geschlossene Gemeinschaft war dieses Volk jedoch nicht. Vielmehr umschrieb es die einfachen Leute, die Dorf- und Stadtbewohner ohne Adelsrang oder klerikale Position. Das Volk war eine soziale Schicht und zog seine Grenze nicht zu anderen Völkern. Vielmehr bestand es aus einer vermeintlich indifferenten Menge, die von Zeit zu Zeit Widerstand gegen die Obrigkeit, gegen Staat und Klerus, leistete. Wenn heute von Popkultur oder dem Pöbel die Rede ist, klingt dieser soziale Volksbegriff durch, der im Herbst 1989 zur Mobilisierung der Massen eine zentrale Rolle spielte.

Wenn rechte Akteure heute wieder „Wir sind das Volk" skandieren, hat dies wenig mit 1989 zu tun. Dennoch wird die Nähe zwischen damals und heute unablässig betont: Was nicht ist, muss lauthals herbeigeredet werden. Zwar signalisiert der Spruch erneut, für die Gesamtheit des Volkes zu sprechen. Gemeint ist allerdings eine andere Vorstellung von Volk, die 1989 zunächst nicht von Bedeutung war. Mit „Wir sind das Volk" wird dieser Tage auf ein authentisches, echtes oder wahres Volk verwiesen, in Abgrenzung zur Vielheit der Bevölkerung, zu Menschen mit Migrationsgeschichte und politischen Gegnern. Letztere werden unvermittelt und explizit zu „Volksverrätern", einem Straftatbestand zu Zeiten des Nationalsozialismus.

Das rechte Lager macht sich also einen Begriff von Volk zu eigen, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts geprägt wurde und mit dem ein reinrassiges Staatsvolk imaginiert wurde. Das Volk wurde zum Zerrbild einer geschlossenen, natürlichen Gemeinschaft, die es historisch nie gab und nie geben kann. Seither überlagert das nationale Konstrukt, die imaginierte biologische Gemeinschaft, den älteren sozialen Volksbegriff. Dieses völkische Denken war allerdings immer schon auf Sand gebaut. Staat und Volk, Regierung und Masse waren nie natürliche Lebewesen, die nur zu sich finden müssten. Vielmehr ist Deutschland eine Realfiktion: Eine gedachte Gemeinschaft, die irgendwann Realität wurde, aber kein natürliches Fundament und keine authentische Kultur hat. Sprache und Werte sind vielfältig und immer im Übergang begriffen, sie verändern sich permanent: Deutschland ist ein komplexes Gebilde jüngeren Datums, das nie etwas anderes war als Vielheit. Wenn es geschichtliche Konstanten gibt, dann sind sie Migration und Veränderung. Auch die deutsche Sprache ist nicht natürlich und historisch nichts anderes als eine Kombination vielfältiger sprachlicher und politischer Einflüsse.

Die völkische Schließung bleibt also ein irrationales Wunschbild, dessen Übersetzung in Tagespolitik unmöglich ist und daher über kurz oder lang katastrophale Folgen hat. Der Nationalsozialismus zeigt dies ziemlich eindrucksvoll: Der Wahn der reinen Rasse und des reinen Staatsvolkes richtete sich nach außen wie nach innen und hinterließ verbrannte Erde. Es ist ein gefährlicher Trugschluss zu glauben, dass die Zeit von 1933 bis 1945 nur ein bitterer Fehler einer an sich selbstverständlichen Nationalgeschichte sei. Ganz im Gegenteil: Die Vorstellung einer natürlichen Nation – also die Verwechslung von Geschichte und Natur – ist die Basis für den völkisch-nationalistischen Exzess. Und für die Aufarbeitung der DDR-Geschichte wäre es hilfreich, einerseits die Bezüge zum Volk sauber zu unterscheiden und andererseits die unterschwellige Gleichsetzung von DDR und Nationalsozialismus im Gefasel von den „zwei Diktaturen" zu unterlassen. Es braucht den NS nicht, um die SED-Diktatur Scheiße zu finden, aber die Gleichsetzung relativiert die Verbrechen der Nazis erheblich.

Abb.: Filmstill aus „Leipzig von oben"

KLUB DER INTELLIGENZ

Kulturelle Identität
Kulturelle Identität bestimmt die Zusammengehörigkeit von Individuuen durch ein gemeinsames Kulturgut. Das können kanonisierte Literatur und Musik sein, idealisierte Landschaften wie der deutsche Wald, Monumente wie das Brandenburger Tor, Rituale und Symbole. Meist ist Gründungsmythos im Spiel, wie die Schlacht im Teutoburger Wald, die als „Geburtsstunde der Deutschen" verklärt wird. Dieser kulturellen Prägungen kann der Einzelne dieser Vorstellung nach nicht entrinnen. Man ist derart „verwurzelt", dass man sich von den lokalen Eigenheiten und Denkweisen nicht lösen kann. Der Einzelne wird über das Kollektiv definiert: Kultur als Korsett, das sich nicht abstreifen und den Anderen immer fremd sein lässt.

Nation
Nation bezeichnet große Gruppen von Menschen, denen auf dem Papier gemeinsame Merkmale wie Sprache, Sitten oder Abstammung zugeschrieben werden. In der Realität erfüllt keine bestehende Nation diese Definition völlig, auch wenn man alltagssprachlich Nation mit Staat oder Volk gleichsetzt.

VORWÄRTS IMMER!

Liedtext

von Schwarwel

Neunzehnhundertneunundachtzig –
So siehts für mich aus:
Ossis in der Westvertretung
Wollen endlich raus

Treibhausgase, Meeresspiegel –
Das Polareis taut auf
Proteste auf dem Wenzelsplatz
Die Polizei haut drauf

Menschenjagd in Florida
Cops töten Schwarzen Mann
Gewalt entbrennt in Miami
Jetzt sind die Cops mal dran

Leipzig geht den Schweigemarsch
„Pressefreiheit jetzt!"
Vopos knüppeln mittenrein
Nehmen Demonstranten fest

Vorwärts immer!

Noch ist Polen nicht verloren
Mehrheitsvotum steht
Kommunisten – Pluralisten
Solidarność geht ... okay!

Urteilsspruch in Westdeutschland
Anschlagsziel Dornier
Deutscher Albtraum RAF
Warnt vorher den Portier

Vorwärts immer!

Reagan reicht den Staffelstab
Weiter an George Bush (Senior!)
Ungarns Kommies geben auf
Hier hört man keinen Tusch (Hey!)

Medwedew nutzt Staatsorgan
Für Fakt und Wirklichkeit
Stalinopfer fünfzehnfach
Millionen Mal im Leid

Vorwärts immer!

Polens Kommunisten räumen
Ihren Tisch komplett
Fatwa gegen Salman Rushdie
Kriegsrecht im Tibet

Václav Havel, „Exxon Valdez",
Abdullah al-Ahdal
Moskau räumt Afghanistan
Ozonschicht? Kann uns mal!

Vorwärts immer –
Rückwärts nimmer!

„Den Sozialismus in seinem Lauf
Halten weder Ochs noch Esel auf"

Moskau macht auf freie Wahlen
Peking schießt auf Kind
Ostberlin muss sich entscheiden,
Ob wir Menschen sind

Montagsdemo, Herbst im Kommen
Und ich mittendrin
Einundzwanzig, keine Ahnung
Ich such noch nach dem Sinn

Vorwärts immer –
Rückwärts nimmer!

Film online auf:
www.1989-unsere-heimat.de/vorwaerts-immer

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat",
Episode 13: „Vorwärts immer!"

WIESO TICKT DER OSTEN ANDERS?

oder „Integriert doch erst einmal uns!“

von Petra Köpping

Im Jahr 2014 wurde ich Ministerin im Freistaat Sachsen und damit zuständig für die Bereiche Gleichstellung, Integration und Demokratieförderung. Als fast zeitgleich die großen PEGIDA-Demonstrationen anfingen, ging ich immer wieder zu den Kundgebungen und versuchte, mit den Leuten zu reden. Es waren keine leichten Gespräche. Doch eines war immer wieder erkennbar: Fast in allen Fällen war recht schnell nicht mehr von „den Flüchtlingen“ die Rede, sondern die meisten Gespräche drehten sich ganz schnell um die jeweiligen persönlichen Erlebnisse in der Nachwendezeit. Auf meine Frage „Wer sind Sie und was machen Sie?“ erzählten mir die Menschen stets sehr schnell von ihren unbewältigten Demütigungen, Kränkungen und Ungerechtigkeiten. Fast alle meine Gesprächspartner*innen kamen letztendlich auf dieses Thema – und das auch unabhängig davon, ob sie sich beispielsweise nach 1990 erfolgreich durchgekämpft haben oder nicht.

Ich weiß: Viele können mit einer Ost-West-Debatte nur wenig anfangen: „Spaltet nicht weiter zwischen Ost und West“, sagen mir immer wieder vor allem jüngere Leute. Andere schrieben mir, man solle doch „die Vergangenheit ruhen lassen. Das ist 30 Jahre her, kümmert euch um die Zukunft!“.
Ich aber bin mir sicher: Wir brauchen die Aufarbeitung, denn die Gefühle und Erlebnisse der Nachwendezeit hängen vielen Menschen im Osten wie ein Klotz am Bein. Verdrängen hilft da nicht. Wir werden einen Großteil der Menschen im Osten nur dann in die Zukunft (und ihre weiteren Veränderungen) mitnehmen können, wenn wir ihre Vergangenheit anhören, würdigen und begangene Fehler auch reparieren.

Letztendlich ist es eine sehr grundsätzliche Debatte: Wenn wir uns aktuelle Statistiken anschauen, finde ich es erschreckend, dass sich bei einem beachtlichen Teil der jungen sächsischen Erwachsenen eine radikale Ellbogen-Mentalität breitmacht. In einer Umfrage antwortet nur jeder zehnte Befragte, dass sich „von Natur aus in der Gesellschaft immer der Stärkere durchsetzen“ sollte, aber unter den 18- bis 29-Jährigen war es fast jeder vierte! Und auf die Frage, ob es „wertvolles und unwertes Leben“ gäbe, stimmten unter allen Befragten nur zwölf Prozent zu, aber 20 Prozent untern den 18- bis 29-jährigen.

Was hat unsere Gesellschaft den Kindern gelehrt? Was für Bilder geben wir ihnen vor? Fühlen sich die jungen Leute etwa selbst abgewertet – und werten nun einfach als Gegenstrategie andere ab? Manchmal habe ich die Vermutung, dass sehr viel an Solidarität im Osten in der Nachwendezeit verloren gegangen ist. Vielleicht haben wir uns dem Kapitalismus zu sehr und zu schnell angepasst.

Und damit mich keiner falsch versteht: Über die Probleme der Nachwendezeit zu reden bedeutet nicht, die Deutsche Einheit schlecht zu reden. Im Gegenteil: Die Friedliche Revolution und die Wiedervereinigung sind wahre Glücksfälle der deutschen Geschichte. Vieles ist dabei durch sehr viel Fleiß und Kraftaufwand erfolgreich gelaufen. Man denke nur an die Fortschritte im Umweltschutz, beim Ausbau der Infrastruktur, bei der Sanierung der verfallenen Städte, bei der Wiederbelebung der Wirtschaft bis hin zur Ansiedlung moderner Industriezweige. Doch bei alldem dürfen die Menschen nicht vergessen werden, welche ebenfalls ein Teil der Veränderung waren. Jedes Leben, jede Biographie im Osten hat sich innerhalb kürzester Zeit grundlegend verändert: Das neue Geld, neue Autos, neue Ausweise und neue Versicherungen waren nur der äußere Rahmen. Doch zugleich gingen die Kinder in neue Schulformen, während die Erwachsenen sich im neuen Wirtschaftssystem orientieren mussten. Und alle erlernten dabei eine Weltansicht, die sich von der vorherigen komplett unterschied.

Doch warum sind das Misstrauen in und die Distanz zu Demokratie und Politik in Sachsen und Ostdeutschland auch heute noch so groß? Woher kommt all die Wut? Weshalb sind Rechtspopulisten hier stärker als im Westen?
Ich glaube, dass wir keine hinreichenden Antworten auf diese Fragen finden werden, wenn wir uns nicht ehrlich und offen mit der Nachwendezeit beschäftigen. Sozialwissenschaftler*innen sprechen von Transformationsbrüchen, Psycholog*innen von Traumata. Und sie formulieren damit etwas, was auch endlich von mehr politischen Verantwortungsträgern ausgesprochen werden muss und damit auch 30 Jahre nach der Vereinigung auf die politische Tagesordnung gehört: Der Prozess des Zusammenwachsens lief nicht narbenfrei ab. Und die Wucht und die Unsensibilität seiner Veränderung macht viele Menschen im Osten bis heute wütend, wenn sie zurückschauen; und ängstlich, wenn sie in die sich immer rasanter verändernde Zukunft blicken.

Ich sehe aber auch die Chance, dass die aktuellen Bedrohungen der Demokratie vielen zeigt, dass es sich lohnt, unser Gemeinwesen und diese Demokratie zu verteidigen! Ich sehe gerade im Osten eine sehr aktive und engagierte Zivilgesellschaft, die seit vielen Jahren weiß, wie man sich gegen neue und alte Nazis wehrt.
Es ist dabei nicht ohne Ironie, dass die besonders Rechten eben keine Ostdeutschen sind. Sowohl Gauland wie auch Höcke, Apfel, Gansel, Kubitscheck oder andere kommen alle aus dem Westen. Und sie haben es im Osten auf eine große Gruppe an verunsicherten, nach Stabilität und Geborgenheit suchenden Menschen abgesehen. Doch auch mit diesem Phänomen werden die Menschen im Osten erfolgreich umgehen, so wie sie es in der Vergangenheit mit nicht wenigen großen und kleinen Veränderungen geschafft haben.

Biographischer Annex:

Vor dem Mauerfall war ich Bürgermeisterin eines kleinen Ortes bei Leipzig. Im Sommer 1989, noch vor dem Beginn der großen Demonstrationen, trat ich aus der SED aus. Die große Sprachlosigkeit und allumfassende Untätigkeit der Staatsführung, als abertausende Menschen das Land verließen, darunter viele junge Leute, verärgerten mich. Zudem gab es in dieser Partei keinen Willen zu Veränderungen. Bis März 1990 blieb ich Bürgermeisterin, trat aber nicht bei den Kommunalwahlen an.

Als Mutter dreier Kinder musste ich mich um einen neuen Job kümmern und fing daraufhin im Außendienst einer Krankenkasse an. Wie viele im Osten arbeitete auch ich als studierte Staats- und Rechtswissenschaftlerin damals weit unter meiner Qualifikation. Es blieb das Gefühl, „unter Wert“ behandelt worden zu sein. Das prägt viele bis heute.

Mit Politik wollte ich nichts mehr zu tun haben – wie so viele Ostdeutsche nach der Wende. Und dennoch ließ ich mich dazu überreden, 1994 wieder als Bürgermeisterin zu kandidieren. Ich wurde gewählt, später auch zur Landrätin und Landtagsabgeordneten.

SYSTEMWECHSEL

Von Anforderungen und Überforderung

von Friedbert Striewe

Ein besonderer Werkstattbericht

70.000 Kilometer mit dem Auto. In einem Jahr. Jede Woche drei oder vier Hotelübernachtungen. Im Beitrittsgebiet. In Hotels mit Duschraum „über den Flur". Ehemalige Monteursheime.
Unterwegs im Auftrag der Treuhandanstalt: Liquidation nicht sanierungsfähiger Betriebe.

Die Besten lerne ich gar nicht kennen. Sie sind schon weg. Sie haben sich neu orientiert. Sie verkaufen Autos oder Versicherungen, machen in Immobilien. Manche haben schnell gelernt und sich lukrative Grundstücke gesichert. Manche sind in den Ruhestand, in den Vorruhestand oder in die Arbeitslosigkeit gegangen und kommen damit recht und schlecht zurecht. Sie haben es hinter sich. Manchmal schauen sie vorbei bei den ehemaligen Kollegen.

Manche sind unfähig, sich zu artikulieren, weder ihre Wünsche noch ihre Ängste, weder ihren Ärger noch ihren Stolz. Sie sind noch da, aber ihre Arbeit nicht mehr. Sie wollen es dem Liquidator recht machen. Nur nicht negativ auffallen. Sie sind unsicher, haben Minderwertigkeitskomplexe. Es gibt auch Selbstbewusste: zum Beispiel Betriebsräte, neben ihre alten Kenntnisse gesellen sich neue, beispielsweise durch Schulungen durch die Gewerkschaften. In der Abwicklung profitieren die Belegschaften aber nicht mehr davon, nur sie selbst.

Es gibt Enttäuschungen. Die Treuhand war doch ursprünglich gegen die Partei und die alte Nomenklatur gerichtet. Jetzt fällt sie den Bürgern in den Rücken. Bei der Abwicklung gibt es nichts zu gewinnen für die alte Belegschaft. Ist man jetzt „Bürger zweiter Klasse"? Manch einer fühlt sich unterworfen von neuen Herren. Das Gefühl macht sich breit, ausgeliefert und fremdbestimmt zu sein.

Die Wahrheit ist, dass sich jeder nun selbst verwalten und vermarkten muss. Das ist schwer, manchmal unmöglich. Das hat man nicht gelernt. Die Geländer standen eng. Fast alles war vorgegeben. Vielen fällt es schwer, Verantwortung zu übernehmen. Man musste nicht viel selbst entscheiden. Am besten bekommt man für jeden Handschlag eine Einzelweisung. Nun hat man Reisefreiheit und die D-Mark und die 1:1 auf D-Mark umgestellten Löhne. Das können sich die meisten Betriebe nicht leisten, ein Dilemma, das wirklich nur schwer zu verstehen ist.

Am Ende finden sich viele wieder in einem Heer von Arbeitslosen. Kein Wunder, da die wirkliche Effizienz und Wertschöpfung nur zu einem Bruchteil von dem existierte, was die Statistiken auswiesen, in die jeder noch so nutzlose Handschlag als Produktivität Aufnahme gefunden hatte. Die Vollbeschäftigung wurde als Lüge entlarvt. Von ca. 4 Mio Stellen in Treuhand-Unternehmen sind bis 1994 nur ca. 1,5 Mio übrig geblieben. Viele Industrieanlagen waren hoffnungslos veraltet, dann brach unter Glasnost und Perestroika auch noch der gesamte „Ostblock" als Kunde weg.

Alle Probleme kamen auf einmal – da muss man sich nicht wundern, wenn im Gegenzug die Anhänglichkeit an den Status Quo scheinbare Sicherheit zu geben verhieß. Der nachvollziehbare Wunsch nach Anerkennung und Wertschätzung konnte aber unter der Dominanz der Betriebswirtschaft nicht erfüllt werden. Gestern wurden noch Produkte gegen Devisen exportiert, heute sind sie nicht mehr marktgängig und wertlos. Trabant gegen Opel Astra. Das zu verstehen und empfinden zu können, schaffen nur wenige.
Aber auch viele, die für die Treuhand tätig waren, waren überfordert, wenn sie sich nicht die Zeit genommen haben, sich für die Menschen zu interessieren und sie anzuhören, statt nur ihre neuen Wahrheiten zu verlautbaren.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 11: „Atzenmauer"

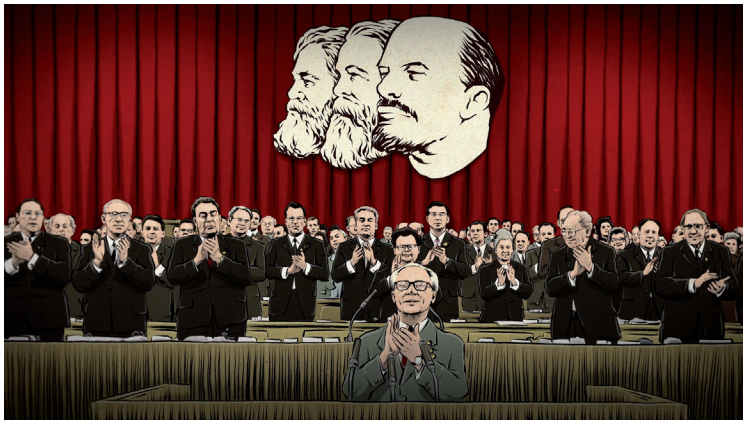
ERINNERUNG ALS AUFTRAG?

Erinnern und gestalten!

von Dr. Sabine Kuder

1998, vor mehr als 20 Jahren, setzte der Deutsche Bundestag in fraktionsübergreifender Einigkeit die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur ein.

Diese Einsetzung erfolgte auf Empfehlung der beiden Enquete-Kommissionen zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und deutschen Teilung, die mehr als sechs Jahre lang mit Hilfe von zahlreichen Anhörungen mit unzähligen Zeitzeugen sowie durch viele Expertisen und Gutachten den aktuellen Wissensstand über die staatlichen Strukturen, Organe, Opposition und Widerstand sowie den Alltag in der DDR zusammengetragen hatten. Dabei wurde deutlich, dass dies eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe ist, die nicht mit dem Ende der Enquete-Kommissionen abgeschlossen sein kann.



Der Auftrag für die Bundesstiftung Aufarbeitung, dem sie bis heute nachkommt, war und ist dementsprechend umfangreich formuliert. Sie soll die umfassende Aufarbeitung der Ursachen, Geschichte und Folgen der Diktatur in SBZ und DDR befördern, den Prozess der Deutschen Einheit begleiten und an der Aufarbeitung von Diktaturen im internationalen Maßstab mitwirken. In Zusammenarbeit und Kooperation mit anderen Institutionen und zahlreichen Partnern im In- und Ausland soll sie zudem die Auseinandersetzung mit den kommunistischen Diktaturen in der SBZ/DDR und in Ostmitteleuropa befördern, um das öffentliche Bewusstsein über die kommunistische Gewaltherrschaft zu befördern. Gleichzeitig soll sie dazu beitragen, die Folgen der Teilung Deutschlands und Europas zu überwinden. Ursache, Geschichte und Folgen der deutschen Teilung – ein breites Aufgabenfeld, das die Stiftung mit einem engagierten Team täglich bearbeitet. Anstoßen und fördern, informieren und vernetzen sind dabei ihre Leitmotive.

Seit 2001 leite ich in der Bundesstiftung Aufarbeitung den Arbeitsbereich Public History, der unter anderem die Förderung von Dokumentarfilmen, Ausstellungen und Multimediaprojekten zum Gegenstand hat. Auch in meiner Arbeit geht es darum, Formen zu finden, die die Vermittlung von Diktaturgeschichte an möglichst viele Bevölkerungsgruppen und Gesellschaftsschichten ermöglichen. Filme und Ausstellungen spielen hier aufgrund ihrer Reichweite sicherlich eine herausragende Rolle. Sie durch qualitativ hochwertiges Begleitmaterial zu ergänzen, um ihren Einsatz in der schulischen und außerschulischen Bildungsarbeit zu ermöglichen und hierbei insbesondere den Bezug zu aktuellen Ereignissen, die Rückbindung der Vergangenheit an unsere Gegenwart und Zukunft in den Blick zu nehmen, ist eine weitere Aufgabe unserer Arbeit, der wir nachkommen und künftig auch nachkommen werden.

Mehr als je zuvor wird es angesichts der politischen Entwicklungen und Polarisierungen im rechten wie im linken politischen Spektrum darum gehen, den Gegenwartsbezug der historischen Aufarbeitung zu vermitteln. Mehr denn je gilt es, möglichst viele Menschen zu erreichen und für die Demokratie zu gewinnen. Denn die kontinuierliche Auseinandersetzung damit, was Demokratie und was Diktatur ausmacht, ist und bleibt für die ganze Gesellschaft von größter Bedeutung. Freiheit und Demokratie sind niemals eine Selbstverständlichkeit, sondern sie müssen jeden Tag mit großer Leidenschaft erkämpft, verbessert und bewahrt werden. Demokratie kann man nicht delegieren, und sie lebt von der Beteiligung vieler. Diese Erkenntnis bei den Menschen im gesamten Bundesgebiet zu verankern und vor allem auch für die nachkommenden Generationen nutzbar zu machen, ist und bleibt eine zentrale Aufgabe – die mich persönlich bei meiner täglichen Arbeit auch antreibt und motiviert.

Junge Menschen, die glücklicherweise über kaum oder nur wenige eigene Erfahrungen mit einem Leben in einer Diktatur und einem geteilten Land verfügen, können heute nur noch aus „zweiter Hand" erfahren, was ein Leben in der Diktatur bedeutet, was Bevormundung, Demütigung, Einschüchterung und Eingriffe in alle Lebensbereiche mit Menschen macht, und welch großen Mut und welch großer Zivilcourage es bedarf, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Sie für diese Geschichte(n) zu interessieren, sie dafür zu gewinnen, sich für ihr eigenes Leben zu engagieren, sich den Herausforderungen der Gegenwart zu stellen, ist ein stetiger Ansporn für unsere, für meine Arbeit. Der Blick zurück ist dabei unverzichtbar, weil sich jede Generation erneut mit den Ereignissen der Vergangenheit, seien sie schrecklich oder erfreulich, auseinandersetzen und Schlüsse für die eigene Gegenwart und Zukunft ziehen muss. Die Perspektive mag sich dabei ändern, weil sich mit der Zeit manche Fragestellung ändert oder bisher scheinbar unumstößliche Feststellungen neu bewertet werden.

Nichts aber ändert sich daran, aus dem Geschehenen zu lernen und alles zu tun, um die Fehler von einst nicht zu wiederholen. Hannah Arendt hat 1951 den mittlerweile berühmten und leider heute wieder aktuellen Satz gesagt: „Die idealen Untertanen totalitärer Herrschaft sind Menschen, für die die Unterscheidung zwischen Fakten und Fiktion und zwischen wahr und falsch nicht mehr existiert." Hiergegen anzugehen, dazu beizutragen, dass diese Unterscheidung möglich wird, Materialien und Angebote verschiedenster Art zu erarbeiten und bereitzustellen, die die Möglichkeit zur Debatte, zur Auseinandersetzung, zum Ringen um Argumente und Haltungen eröffnen, halte ich für eine der wesentlichen Herausforderungen unserer Arbeit. Erinnern und gestalten.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 8: „Himmlischer Frieden"

ZEUGNISSE VON OPPOSITION UND WIDERSTAND

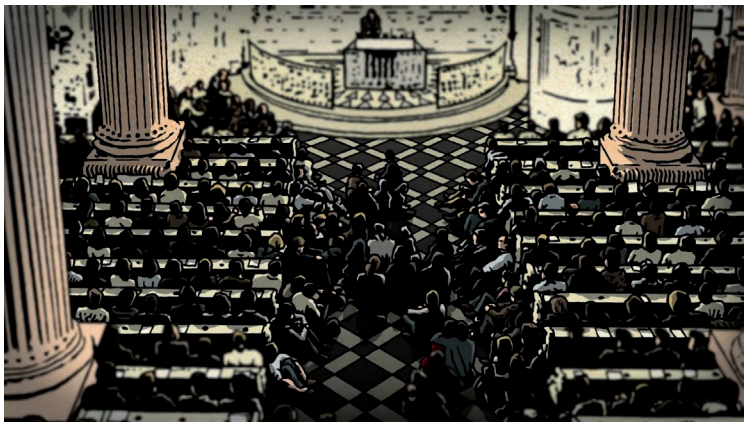
Das Archiv Bürgerbewegung Leipzig

von Dr. Saskia Paul

Am 9. Oktober 1989 gingen in Leipzig mehr als 70.000 Menschen auf die Straße und demonstrierten gegen die SED-Diktatur. Mit einer der größten Massendemonstrationen in der Geschichte der DDR am sogenannten „Tag der Entscheidung" wurde nach 40 Jahren das Ende der SED-Herrschaft und der DDR eingeleitet. Einen Monat später fiel die Mauer und der Weg zur Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten wurde frei. Diesem historisch bedeutsamen Ereignis gingen viele kleine Protesthandlungen voraus.

Zahlreiche dieser einmaligen Zeugnisse von Opposition und Widerstand befinden sich heute im Archiv Bürgerbewegung Leipzig (ABL). Das Archiv wurde 1991 von ehemals aktiven Mitgliedern kirchlicher Basisgruppen und unterschiedlichen Oppositionsbewegungen der DDR gegründet. Zu den Vereinsmitgliedern gehören auch heute noch zahlreiche ehemalige Leipziger Bürgerrechtler.

In den vergangenen 28 Jahren kristallisierten sich mit der Erschließung und Bereitstellung von Archivbeständen, der Erarbeitung von Wander- und Internetausstellungen sowie der historisch-politischen Bildungsarbeit drei inhaltliche Schwerpunkte der Archivarbeit heraus.



Grundstock des heutigen Archivs bilden die ab 1988 in den Räumen der Leipziger Markusgemeinde in einer „Umweltbibliothek" gesammelten Publikationen und Schriftstücke der politisch alternativen Gruppen wie Samisdat-Schriften, Flugblätter, Erinnerungsprotokolle und andere schriftliche Zeugnisse.

Das Archiv sammelt die hinterlassenen Selbstzeugnisse der DDR-Opposition, der Bürgerbewegung und der in den Jahren 1989/90 entstandenen Initiativen und Parteien, um diese zu sichern, dauerhaft aufzubewahren, zu erschließen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Regionaler Schwerpunkt ist der ehemalige Bezirk Leipzig. Bisher wurden mehrere tausend Aktentitel archiviert und erschlossen, welche von der ersten Artikulierung des politischen Protestes über die Ursachen und den Verlauf der Friedlichen Revolution bis hin zum Entstehen der neuen demokratischen Strukturen ab 1989/1990 reichen. Eine Präsenzbibliothek, ein umfangreiches Presse-, Foto-, Ton- und Videoarchiv, eine Plakatsammlung, hunderte Zeitungen und Zeitschriften sowie ein umfangreicher Samisdatbestand ergänzen diese Sammlung.

Der Archivbestand dient der Erinnerung an das geschehene Unrecht und an die Opfer der kommunistischen Diktatur. Das Archiv leistet einen grundlegenden Beitrag zur Erforschung und Auseinandersetzung mit der Geschichte und den Folgen der SED-Diktatur. Mit der Sammlung des entsprechenden Schrift-, Bild- und Tongutes strebt das Archiv die Bildung möglichst vollständiger Überlieferungen zu Einzelpersonen und Gruppen der DDR-Opposition, zu Bürgerbewegungen und zu neu entstandenen Parteien und Initiativen im Herbst 1989 an. Im ABL wird einzigartiges Kulturgut gesichert und ein wichtiger Beitrag zur Erforschung und Auseinandersetzung mit der Geschichte und den Folgen der SED-Diktatur geleistet.

Ein weiterer Schwerpunkt der Archivarbeit ist das Erstellen von Wanderausstellungen und multimedialen Internetpräsentationen. Diese können durch interessierte Bildungsträger kostenlos entliehen werden. Nähere Informationen findet man auf der Internetseite des Archivs.

Jährlich werden im Rahmen der historisch-politischen Bildung zahlreiche Veranstaltungen für Schulklassen, Seminargruppen und andere interessierten Gruppen durchgeführt. Als mögliche Ergänzung zum Geschichtsunterricht oder als Exkursion vermittelt das Archiv einzelne Aspekte der DDR-Geschichte sowie der Opposition und des Widerstandes in Leipzig anhand unterschiedlicher Materialen aus dem Archiv. Den Schülern und Schülerinnen stehen dabei diverse Dokumente, Film- und Bildmaterial sowie Bücher und Zeitschriften zu unterschiedlichen Themen zur Verfügung. Themenbezogen werden auf Anfrage außerdem kompetente Gesprächspartner und Zeitzeugen vermittelt.

Die Einsicht in die Bestände ist für jeden Interessierten kostenlos. Vor allem Schüler, Studenten, Wissenschaftler und Journalisten nutzen dieses Angebot. Eine Voranmeldung ist nicht erforderlich, aber praktisch, damit die gewünschten Materialien zur Besuchszeit bereit liegen.

Die Arbeit des Vereins wird in der jetzigen Form kontinuierlich gefördert von der Stadt Leipzig und der Stiftung Sächsische Gedenkstätten sowie einzelne Projekte durch die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, dem Sächsischen Landesbeauftragten für die Aufarbeitung der SED-Diktatur sowie der Sächsischen Staatskanzlei und anderen temporären Projektmittelgebern.

Abb.: Filmstill aus „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer"

JUGENDOPPOSITION IN DER DDR

Von Piratensendern, Siebdruck und Stempelkästen

von Sebastian Zilm

Auf einem Dachboden im thüringischen Städtchen Altenburg hat sich im Dezember 1949 eine Gruppe Oberschüler versammelt, die den Sowjetdiktator Josef Stalin zu seinem Geburtstag auf eine ganz besondere Weise würdigen will: Mit einem selbst gebastelten Sender stört sie die Frequenz des staatlichen Rundfunks und kommentiert die Festtagsrede kritisch. Was als Schülerstreich begann, endet fatal: Zwei junge Lehrer und zwei Schüler werden wegen dieser Aktion zum Tode verurteilt, acht weitere Personen erhalten Strafen mit bis zu 25 Jahren Arbeitslager.

Politische Aktionen wie die der Altenburger Oberschüler gipfelten 1989 in der Friedlichen Revolution, als tausende Ostdeutsche auf die Straßen der DDR gingen, um für eine Demokratisierung des Landes zu protestieren. Dabei in vorderster Reihe: vor allem die Jugend, die bereits in den 50er Jahren mit radikalen Protestaktionen erste Schritte gegen das stalinistische Regime bestritt. Die Jugendlichen störten sich an der Uniformität der sozialistischen Gesellschaft. Statt Fahnenappell und Pionieruniform wollten die Jugendlichen sich frei entfalten. Wer aber hinterfragte, warum schon in der Schule statt mit Äpfeln und Birnen lieber mit Handgranaten und Panzern gerechnet wurde, oder zum Protest gegen die Militarisierung der DDR-Gesellschaft den Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen" trug, zweifelte an der Fortschrittlichkeit der SED und musste mit Konsequenzen rechnen. Das bedeutete für viele Jugendliche die Nichtzulassung zum Abitur und so die frühzeitige Zerstörung des potentiellen Berufswunschs.

Der Widerstand gegen das SED-Regime blieb während 40 Jahren DDR ungebrochen. Immer wieder haben vor allem junge Menschen viel riskiert, indem sie die politischen Verhältnisse kritisierten oder bekämpften. Für Einzelne war die Sehnsucht nach Freiheit und Demokratie stärker als die dauerhafte Einschüchterung durch den Staat.

Die Internetseite „Jugendopposition in der DDR"

Im 30. Jahr nach der Friedlichen Revolution wird die Gruppe derjenigen, die keine Diktatur-Erfahrungen gemacht haben, immer größer. Für diese Generation ist das Leben der Jugendlichen in der DDR nur noch schwer nachvollziehbar. Sie kennen die Lebensumstände oft nur aus dramatischen Fernsehfilmen oder romantisiert vom Küchentisch der Großeltern. Die Internetseite „Jugendopposition in der DDR" will das Interesse der heutigen jungen Generation wecken, indem sie von Jugendlichen in der DDR erzählt.

Zum Start der Internetseite im Jahr 2005 fehlte es vor allem an Projekten, die thematisch und didaktisch ein jugendliches Publikum ansprachen. Anlässlich des 15-jährigen Jubiläums der Friedlichen Revolution wollte die Robert-Havemann-Gesellschaft e.V. diese Lücke in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bild (BpB) schließen. Ein Großteil der Bilder, Videos, Audiomaterialien und Geschichten stammt aus den Beständen des Archivs der DDR-Opposition der Robert-Havemann-Gesellschaft.

www.jugendopposition.de erzählt die Geschichte der DDR nicht aus der Perspektive staatlicher Organe, der Staatssicherheit oder von Politikern, sondern begibt sich thematisch mit seinen Lesern auf eine Ebene. Kernstück des Multimedia-Projekts sind 24 Biografien junger Menschen, die aktiv gegen das politische System der DDR aufgestanden sind und mit kreativen Aktionen ihrem Unmut Luft gemacht haben. Ihre Lebensgeschichten erzählen sie selbst in Interviews. Gezeigt werden deren oft ebenso fantasievollen wie gefährlichen Aktionen und die Reaktionen des Staates darauf. Die einzelnen Themenportale verdeutlichen unter anderem, welche Gründe die Jugendlichen für ihre oppositionelle Haltung hatten und welche Konsequenzen ihr Handeln zur Folge hatte.

Gezeigt wird außerdem ein bunter Einblick in die DDR-Jugendkultur. Wie tickten Jugendliche in der DDR? Welchen Sachen trugen sie und welchen Trends eiferten Sie nach? Schnell wird klar: Das vermittelte Bild der Jugendlichen in der DDR ist nicht grau und trist: Es treffen Blueser, Tramper, Rocker und Grufties auf Punks oder Breakdancer.

Die Erzählung der Seite zeigt, was nicht möglich war, was einem heute selbstverständlich ist und wie diese Jugendlichen sich für ihre Interessen und ihr Umfeld eingesetzt haben.
Den Jugendlichen wird die Vielschichtigkeit der Motivationen, Aktionen und Organisationen des politischen Widerstands vermittelt. Sie werden animiert, die Biografien von wichtigen Protagonisten der DDR-Jugendopposition mit dem eigenen Lebenslauf zu vergleichen. Zu allen Zeitzeugen, Ereignissen und Themen gibt es ein umfangreiches Quellenangebot, sodass jeder Interessierte sich ein eigenes Bild von den historischen Geschehnissen machen kann.

Die dargestellten Oppositionellen sind keine Helden, sondern einfache Jugendliche, die gegen das diktatorische Regime aufbegehren, das ihnen vorschreibt, wie sie zu leben hatten. Hinter den wenigen erwähnten Personen stehen viele stille Akteure, deren Geschichte in Zukunft vielleicht auch auf www.jugendopposition.de zu finden sein wird.

Abb.: Backroundboard für „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 8: „Himmlischer Frieden"

„EINE ART DER ANSTÄNDIGKEIT“

Sebastian Krumbiegel im Gespräch

Interview von Sandra Strauß

Courage, Haltung, Grundwerte, Demokratie und Engagement in gesellschaftlichen und sozialen Projekten – diese Themen sind „Prinzen”-Sänger und „Leipzig zeigt Courage”-Mitinitiator Sebastian Krumbiegel existenziell wichtig. Er setzt sich dafür seit Jahren aktiv und öffentlich ein, wofür er 2012 das Bundesverdienstkreuz für gesellschaftliches Engagement verliehen bekommen hat.

Als Kind und Jugendlicher in der DDR sowie während deiner Ausbildung im Thomanerchor fielst du bereits durch dein rebellisches Naturell auf. Wie hat dich dein Aufwachsen in der DDR für dein späteres Leben und deine heutige Haltung geprägt?

Ich hatte das große Glück, durch meine Eltern eine behütete, liebevolle und durch die Zeit im Thomanerchor auch eine durchaus privilegierte Kindheit genossen zu haben. Ich denke, dass es gar nicht vordergründig etwas mit dem politischen System, in dem du aufwächst, zu tun hat, wie du dich entwickelst. Das Prägendste ist wohl wirklich immer das, was dir deine Eltern mit auf den Weg geben. Und meinen Eltern war es immer wichtig, uns Kindern erst mal eine Art der Anständigkeit mitzugeben, also das Grundgefühl, sich für Dinge gerade zu machen, die wir als richtig – oder besser – als gerecht ansahen.

Das haben sie uns vorgelebt – natürlich nicht immer perfekt, aber der Kompass war klar: Versuche zu checken, was richtig und was falsch, was gerecht und was ungerecht ist. Natürlich wurden wir auch angehalten, vorsichtig zu sein und nicht einfach wild drauflos zu poltern, wenn uns mal etwas nicht passte. Aber, um es etwas Pathetischer zu sagen: Uns wurde beigebracht, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden, dabei natürlich diplomatisch zu sein, aber doch klar aufzubegehren, wenn wir Ungerechtigkeiten erlebten und – das ist vielleicht wirklich das Wichtigste – nicht alles einfach hinzunehmen, sondern die Dinge zu hinterfragen ... auch oder vielleicht sogar gerade bei Autoritäten. Dass das dann – fast folgerichtig – dazu führte, dass ich kurz vor Schluss aus dem Thomanerchor rausgeflogen bin, hatten meine Eltern zwar sicher nicht unbedingt so geplant, aber wie meine Mutter heute selbst sagt: „Geschadet hat dir das nicht.“

Als Mitglied des Thomanerchors durftest du in die ganze Welt reisen und hattest mit 19 in West-Berlin sogar die Chance zu fliehen. Bei den Leipziger Montagsdemonstrationen warst du einer von denen, die „Wir bleiben hier” gerufen haben. Was waren deine Beweggründe, hier zu bleiben?

Zu Ostzeiten war bei mir der Leidensdruck einfach nicht groß genug. Ich hatte nie wirklich ernsthaft Stress mit der Staatsmacht, wurde nie von der Stasi angeworben und hatte damals vor, mich in der DDR einzurichten. Das klingt aus heutiger Sicht vielleicht komisch, aber ich habe oft das Gefühl, vor allem Leuten aus dem Westen der Republik immer wieder erklären zu müssen, dass es ein durchaus lebenswertes Leben in der DDR geben konnte: Dass wir nicht den ganzen Tag in grauen Gewändern durch die Gegend gerannt sind und keine Witze erzählen durften, dass wir nie gelacht oder hinter jeder Ecke einen Stasi-Schergen gesehen haben.

Natürlich wusste ich sehr gut, dass es jede Menge Unrecht gab, natürlich wusste ich, dass es Menschen gab, die gelitten haben unter dem rigiden System, dass Menschen im Stasi-Knast in Bautzen oder in Berlin saßen oder anderweitig Repressalien ausgesetzt waren. Und das will ich keinesfalls bagatellisieren. Aber ich persönlich kannte das alles eben nur vom Hörensagen, fand das natürlich widerlich, aber dachte mir – so schräg das aus heutiger Sicht auch klingen mag: Sei vorsichtig, halte ein paar Spielregeln ein und mach dein Ding. Sicher wäre es cooler, wenn ich heute sagen könnte: „Ich war ein Oppositioneller, ein Systemgegner, ein Staatsfeind” – aber das war ich nicht. Und ich denke, dass das die meisten Leute so sagen können oder müssen, wenn sie ehrlich sind.

Als ich Mitte der 80er Jahre die Gelegenheit hatte, im Westen zu bleiben, habe ich natürlich auch darüber nachgedacht, dass das für meine Eltern und Geschwister alles andere als gut gewesen wäre. Die Familie hätte ganz sicher darunter leiden müssen – meine Geschwister hätten dann niemals studieren können und meine Eltern in ihren Jobs Stress bekommen. Ich hatte damals zwar eineinhalb Jahre NVA vor der Brust – rückblickend die sinnloseste und vergeudetste Zeit meines Lebens –, aber ich hatte einen Studienplatz an der Leipziger Musikhochschule im Sack und außerdem war da meine Band, mit der wir große Pläne hatten.

Die Texte, die ich damals schrieb, waren schon politisch und irgendwie auch systemkritisch, aber wir haben uns immer hinter der Ironie-Maske versteckt, sodass uns keiner was konnte, wenngleich das Publikum auch immer genau verstand, was gemeint war. Wenn ich als übergewichtiger, nicht gerade modelmäßig aussehender Typ sang: „Ich bin der schönste Junge aus der DDR, aus unserer schönen DDR und das freut mich sehr“, dann haben die Leute schon gecheckt, das da irgendwas nicht stimmt. Als dann in Leipzig, sozusagen vor unserer Haustür, die Montagsdemos losgingen, war die Situation wieder eine andere. Es war eine ungeheure Aufbruchstimmung. Wir spürten, dass da gerade etwas Großes, etwas Wegweisendes passiert, auch wenn in den Herbsttagen niemand geglaubt hätte, dass kurz darauf die Mauer fallen würde. Das war im September/Oktober 1989 außerhalb jeglicher Vorstellungskraft.

Durch Michail Gorbatschow, durch Perestroika und Glasnost wehte plötzlich ein anderer Wind. Wir haben damals gespürt, dass es so nicht weitergehen kann, dass sich die DDR verändern würde, dass viele Dinge offener und freier werden würden. Deswegen riefen damals sehr viele Menschen „Wir bleiben hier“.

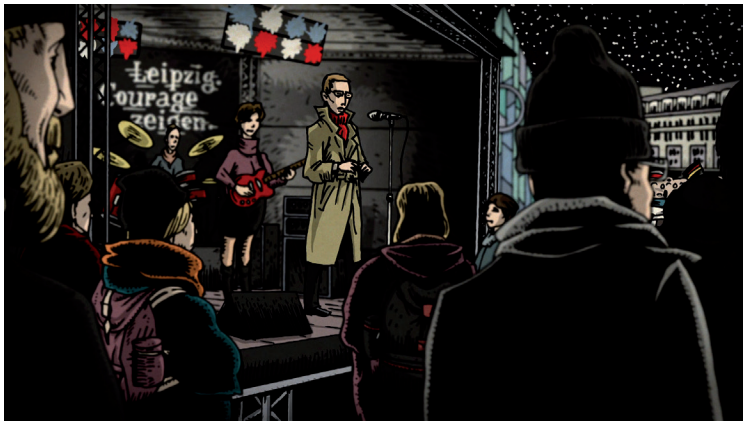
30 Jahre nach dem Mauerfall leben wir in einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft. Warum ist es dir in unserer jetzigen Gesellschaft wichtig, sich für unsere demokratischen Werte stark zu machen?

„Wir sind das Volk“ – damit war 1989 etwas anderes gemeint als heute. Damals ging es darum, für demokratische Grundwerte zu streiten. Heute geht es den Rufern um Ausgrenzung und darum, dass diese Leute lieber unter sich bleiben wollen. Das, was wir bei PEGIDA erleben, treibt mir die Schamesröte ins Gesicht. Und allerspätestens seit den „Absaufen-Absaufen“-Rufen während zynischer Redebeiträge über die Seenotrettung im Mittelmeer oder nach den Galgen für Merkel und Gabriel kann ich keinerlei Verständnis für diese „besorgten Bürger“ mehr haben. Das ist widerlich, das ist rassistisch und menschenfeindlich, und jeder, der sich da einreiht, sollte wissen, unter welcher Fahne er da marschiert. Das Verstörende ist, dass das nur die Spitze des Eisberges ist.

Hierzulande sitzt eine demokratisch gewählte Partei im Bundestag und in Landesparlamenten, deren Protagonisten oder – und ich halte dieses Wort durchaus für passend – „Führer" davon sprechen, dass – wie Gauland sagte – zwölf Jahre Nationalsozialismus ein „Vogelschiss in der Geschichte" seien oder dass Deutschland das einzige Land sei, welches sich ein „Denkmal der Schande in das Herz seiner Hauptstadt gepflanzt" habe – womit Höcke das Holocaust-Mahnmal neben dem Brandenburger Tor meint. Solche Töne sollten die Alarmglocken schrillen lassen, denn das sind keine Stammtisch-Parolen von irgendwelchen bildungsfernen Hooligans – das sind wohlüberlegte Worte von gebildeten, studierten Menschen, denen viele Gehör schenken.
Der Ton ist allgemein rauer geworden, nicht nur im virtuellen Raum des Internets, nicht nur auf den Straßen, sondern auch in den Parlamenten. Das ist kein deutsches Phänomen, das ist weltweit zu beobachten. Wenn wir nach Polen oder Ungarn schauen, nach Italien, in die Niederlande, nach Frankreich, nach Russland, in die Türkei oder – last but not least – in die USA: überall ähnliche Entwicklungen. Und das Schlimmste daran ist, dass es in der Geschichte schon immer so gewesen ist, dass auf Worte Taten folgen.
Wenn heute wieder Anschläge auf jüdische Restaurants oder andere jüdische Einrichtungen verübt werden, wenn auf Schulhöfen „Neger" oder „Schwuchtel" wieder gängige Schimpfworte sind, wenn Menschen rassistisch beleidigt oder gar körperlich angegriffen oder durch die Straßen gejagt werden, dann mache ich mir definitiv Sorgen um die Demokratie. Die freiheitlich-demokratischen Grundwerte, für die die Leute im Herbst 1989 auf die Straße gegangen sind, sind in Gefahr – und das wissen wir nicht erst seit Chemnitz oder Köthen.
Eigentlich bin ich immer der Freund davon gewesen, FÜR etwas zu sein und nicht vordergründig GEGEN, aber in letzter Zeit ertappe ich mich immer öfter bei einem anderen Gedanken. Wenn ich mich FÜR Respekt, FÜR Toleranz oder FÜR Humanität gerade machen will, FÜR die Demokratie ... und wenn ich dann sehe, wie all diese Dinge mit Füßen getreten werden, dann weiß ich, dass es höchste Zeit wird, GEGEN die Feinde der Demokratie aufzustehen. Ich kann nicht tolerant gegenüber intoleranten Menschen sein, ich kann keinen Respekt vor Respektlosigkeit haben. Ich kann und will nicht daneben stehen und so tun, als sei alles in Ordnung – diesbezüglich ist gerade eher alles in Unordnung.

Du fährst durch ganz Deutschland, hälst Lesungen mit deinem Buch „Courage zeigen", gibst Workshops, sprichst mit Schüler*innen und Bürger*innen. Was sind deine daraus resultierenden Erfahrungen?
Ich würde ja gern nur Positives berichten – und davon erlebe ich auch wirklich viel. Meine Lesungen sind hauptsächlich so, dass ich sagen kann, ich habe das Gefühl, die Leute zu erreichen. Die Gratwanderung dabei ist immer, das Publikum nicht belehren zu wollen. Keiner will gern erzählt bekommen, was er zu tun oder zu lassen, geschweige denn, was er gefälligst zu denken hat. Und gerade wenn ich an Schulen bin, merke ich, dass Kinder oder Jugendliche eben nicht – wie die meisten Erwachsenen – höflich klatschen, wenn sie irgendwas nicht wirklich interessiert. Die drehen sich um oder zeigen dir sogar den Finger, die musst du anders knacken. Das funktioniert manchmal ganz gut mit Musik – gerade bei Lesungen ist das ein gutes Mittel, die Leute emotional zu kriegen. Die Leute wissen doch meistens selbst, wo sie stehen, und ich bin fest davon überzeugt, dass die übergroße Mehrheit bei allen Fehlern, die wir alle haben, eben doch die humanistische Grundidee verteidigen. Respekt, Liebe, friedlich miteinander klarkommen – das wollen wir doch unterm Strich alle oder eben fast alle. Sicher gibt es vielleicht 10 Prozent, die im Tiefsten ihrer Herzen eine rassistische, antisemitische oder homophobe Grundhaltung haben – die werde ich niemals erreichen, das habe ich mir abgeschminkt. Manchmal treffe ich solche Leute, erschrecke mich kurz, sage ihnen, dass es unsäglich ist, was sie da von sich geben und drehe mich um, sobald ich merke, dass reden keinen Sinn hat. Wenn dir jemand sagt, dass „Neger" stinken oder dass Schwule krank sind und Juden geldgeil – wenn solche Leute dich selbst völlig unsachlich beschimpfen und mir mit jeder Faser ihres Körpers zeigen, dass sie gar nicht mit dir reden wollen, dann ist jede Energie sinnlos und vergeudete Zeit.
Wenn sich allerdings eine echte, sachliche Diskussion entwickelt, dann versuche ich immer wieder auch den Perspektivwechsel hinzubekommen. Warum denkt der oder die jetzt so? Die Fronten scheinen gerade extrem verhärtet zu sein, das merken wir doch alle – im Bekanntenkreis, manchmal sogar unter Freunden oder im schlimmsten Fall in der Familie. Wie gesagt: Solange es sich nicht um die 10 Prozent handelt, die sowieso nicht wollen oder die eben rassistischen Scheiß von sich geben, sollten wir versuchen, miteinander zu reden – das ist die einzige Möglichkeit, wenn wir miteinander klarkommen wollen.

Gibt es deines Erachtens einen Zusammenhang zwischen dem Aufwachsen und der Sozialisation in der DDR und damit, dass sich insbesondere im östlichen Teil Deutschlands Rechtspopulismus, gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit und Intoleranz breit entfalten können?
Ich denke, ja. Aber ich denke auch, dass das erstens nicht zu verallgemeinern und zweitens nicht der einzige Grund ist. Die sächsische Gleichstellungsbeauftragte Petra Köpping hat das in ihrem Buch „Integriert doch erst mal uns!" sehr gut beschrieben. Es geht auch um enttäuschte Erwartungen vieler Ostdeutscher nach dem Motto: Jetzt haben wir den Westen und müssten uns alles kaufen und überall hinreisen können, so wie wir es früher im Westfernsehen gesehen haben. Dass auch nicht jeder Westler seinen dicken Mercedes in der Garage hat, drei Mal im Jahr in den Urlaub fahren oder sich jede Platte und alle Klamotten dieser Welt kaufen kann, war so nicht wirklich klar. Freiheit ist ja schön und gut, du musst sie dir aber eben auch leisten können – und auf Dauer ist es eben nicht befriedigend, wenn du dir die Nase am Schaufenster platt drückst, aber nichts kaufen kannst.



Natürlich sind auch viele Sachen bei der Herstellung der Einheit nicht cool gelaufen. Ein Großteil der berufstätigen DDR-Bürger hat erstmal den Job verloren oder musste was völlig Anderes machen. Das Betriebsvermögen ist zum Großteil in den Westen gewandert und die ganze Sache mit der Treuhand war eine ganz schöne Gangster-Geschichte. Und dann geht es unterm Strich eben um das Gefühl vieler Ostler, ihrer Identität beraubt worden zu sein – ob das jetzt immer objektiv so war oder subjektive Wahrnehmung, ist dabei eigentlich zweitrangig. Es geht um Selbstwertgefühl – und wenn du das nicht hast, dann kannst du auch deinen Gegenüber nicht wirklich achten, geschweige denn mögen oder lieben.
Aber – und das ist bei all diesen Argumenten bitte nicht zu vergessen – all das ist trotzdem kein Grund, nach unten zu treten und den Frust an denen abzulassen, denen es noch dreckiger geht ... und da sind wir dann eben wieder bei der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, bei Rassismus und Antisemitismus. Und das gibt es, wie wir wissen, auch im Westen der Republik. Die Antworten sind eben nicht so leicht, es gibt kein schwarz-weiß, kein ja-nein. Einfache Antworten auf komplexe Fragen – das nennt man Populismus. Und der funktioniert deswegen so gut, weil es leicht ist, weil es eben sehr viel anstrengender ist, die Dinge differenziert zu betrachten.
Jedoch es ist richtig und es lohnt sich, wenn wir uns die Mühe machen, die Welt nicht schwarz-weiß zu sehen, denn in Wirklichkeit ist sie glücklicherweise schön bunt.

Abb.: Filmstill aus „Leipzig von oben"

#danke_ddr
ironieoff

von Vic Vaising

Als ich den Fragenkatalog zum Leben und Fühlen in der DDR für dieses Buch zugeschickt bekam, fiel mir erst einmal nur ein, dass ich dazu eigentlich gar nichts sagen kann. Ich wurde schließlich erst 1988 geboren. Wir sind aufgewachsen mit Bravo, Haribo und MTV, mit Tamagotchis, ICQ und Snake auf dem Nokia-Handy. Konsum volle Kanne! Plastik, Reality Soaps, Castingshow-Pop. Ich sah das World Trade Center in Dauerschleife auf n-tv einstürzen und erlebte die Umstellung von D-Mark auf Euro.

Als mein Grundschulfreund mit seinen Eltern nach München und wenig später meine beste Freundin nach Jülich zogen, fand ich daran scheiße, dass sie weg waren und nicht, dass sie „in den Westen" gingen. Zehn Jahre vorher hätte sich das entweder so gar nicht ereignen können oder es wäre ein ganz anderes Ding gewesen.

Wie auch immer. DDR, das war für mich vor allem eins: Geschichte. Aus „dem Osten" zu kommen, war einfach kein Teil meiner Identität. „Haha!" kann ich da rückblickend nur sagen – denkste!

#habtihrdabananen?

In Berührung mit dem „Ossi-Label", in Bezug auf mich selbst, kam ich erstmals gehäuft, als wir im Teenager-Alter mit unserer Band zu touren anfingen: Bei Interviews und im Backstage wurde unser Dialekt belächelt und wir wurden nicht selten behandelt wie Exoten: „Und? Wie ist es, im Osten zu leben? Gibts da überhaupt ordentliches Equipment? Habt ihr inzwischen Bananen?"

Und dann sind da diese Leute, die erst mit – frühestens – drei Jahren in die Kita gehen mussten. („Wie? Du bist in der Grundschule alleine nach Hause gegangen? Wo war denn deine Mutter?") Leute, deren Eltern Auslandsaufenthalte, das Studium, das erste eigene Auto finanzierten. („Ach, die drei Monate Asien! Das kostet doch fast nichts!") Leute, die geerbt haben. („Und dann hat mein Opa mir eben dieses Haus geschenkt.") Leute, die in den Ferien ins Domizil der Familie nach Südfrankreich fahren. („Nee, keinen Bock, da schon wieder hinzufahren. Ich mach diesen Sommer Backpacking in Thailand.") Leute mit – Achtung! Unwort – „Rücklagen".

Lange dachte ich: Okay, meine Familie ist einfach nicht besonders wohlhabend. Aber zunehmend verhärtete sich der Eindruck, dass da wohl schon – nach wie vor – ein gewisses „Ost-West-Gefälle" besteht. Die Statistiken zu Einkommens- und Vermögensunterschieden oder auch Kinderbetreuungsquoten bestätigen das.

#guckmaleinossi!

Vor gar nicht allzu langer Zeit zeigte mir ein Bekannter aus Düsseldorf ein Bild von einem Typen auf Tinder und erklärte dazu feixend: „Guck mal! Sieht der nicht aus wie so ein typischer Ossi?" (Was auch immer das heißen soll.) Und wenn die BWL-Jungs aus den süddeutschen Großstädten mit ihren Schals und Lackschuhen auf dem Leipziger Campus auflaufen, rollen die Ossis in der Raucherecke schon mal gern verächtlich mit den Augen. („Haste den Wessi-Schnösel gesehen?")

#auaweh

Die „Zone" ist Geschichte? Pustekuchen! Die Teilung dieses Landes wirkt(e) ganz offensichtlich auch noch 1999 und 2009 und ist ebenso 2019 noch spürbar. Klar, denn sie prägte das (Innen-)Leben unserer Großeltern und Eltern, Tanten, Onkel massiv. Die Teilung zog sich nicht nur durch ein abstraktes „Land", sondern – ganz praktisch – durch Familien-, Liebes-, Menschenleben. DDR, das sind für mich eben auch: traurige Familiengeschichten.

Da ist zum Beispiel die Geschichte meiner Oma, die als Baby – so erzählt man sichs – in der Wohnung von ihrer Mutter allein zurückgelassen wurde, um sich bei Nacht und Nebel in den Westen abzusetzen. Tage später sei das Kleinkind gefunden worden, verwahrlost, aufgebracht, allein im Gitterbettchen. Die Mutter sei dann jahrelang verschollen gewesen, meine Oma wuchs bei ihren Großeltern auf ... Zeitsprung. Wenn ich als Kind bei meiner Oma war und das Telefon klingelte, sie abnahm und ihr Gesicht sich versteinerte, wusste ich, dass ihre Mutter dran war, die sich – wieder einmal --„nur erkundigen will, ob sie noch eine Tochter hat".

Eine andere Geschichte einer anderen Oma geht in etwa so: Sie hatte einen Freund, aber sie sahen sich nur selten, weil er „drüben" was aus sich machen, richtig Geld verdienen wollte. Ab und zu gab es romantische Treffen in Prag. Freunde fragten, wann er denn endlich zurückkommen würde. Als dann die Grenze offen war, erwartete meine Großmutter ihn sehnsüchtig. Aber er kam nicht. Die Mär ist, dass er bei seinem letzten Arbeitsauftrag, quasi am Tag der Rückreise, das Auto schon gepackt, vom Dach gefallen sei.

In der riesigen Wohnung dieser Oma lebten übrigens für einige Jahre die jugendlichen Kinder ihrer Bekannten, die sich aufgrund eines kritischen Briefs in politischer Gefangenschaft befanden.

Wieder eine andere Oma – es gibt viele Omas in unserer Patchworkfamilie – berichtete, dass ihre große Schwester bei den Großeltern im Westen aufgewachsen sei, während die anderen beiden Kinder bei ihrer alleinerziehenden Mutter im Osten blieben.

Das sind Familiengeschichten, die die Zone geschrieben hat – oder besser: die ihr zuzuschreiben sind. Es sind diese Geschichten, die mir das, was damals abging, so weit weg erscheinen lassen. Weils so absurd unmenschlich ist.

Ähnliche Geschichten höre ich von Freundinnen. Wir erzählten sie uns in Bars, auf Schulhöfen, bei Bahnfahrten und wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, dass unsere Omas, Opas und Eltern ziemlich ... „gebrochen" wirken: Haufenweise Bezugspersonen mit zonenbedingten Knacksen. Das macht natürlich was. Das wirkt(e) auch auf uns – heute Mitte 20, Anfang 30 -, auf unsere Kinder und wahrscheinlich auch noch auf unsere Enkel. Stichwort: kollektives Trauma.

Danke dafür, DDR! War scheiße. Merkste selber, ne?!

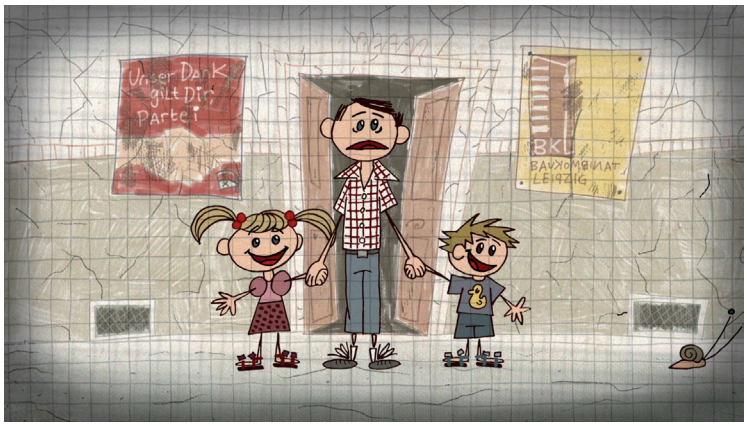
IT'S NOT A TRICK!

Nachwort

von Sandra Strauß und Schwarwel

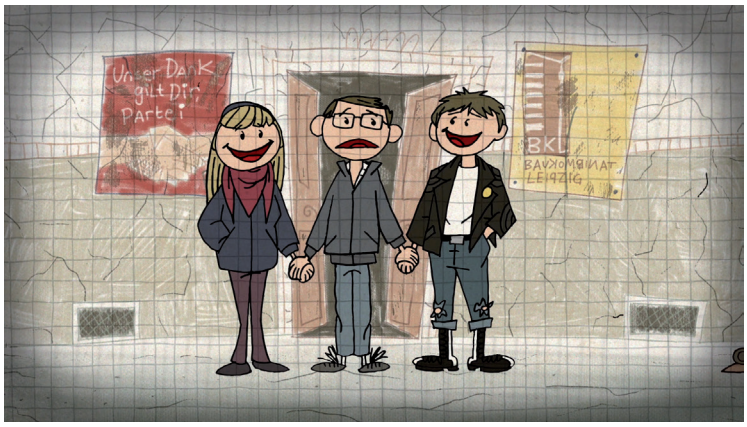
Seit unserem ersten 23-minütigen Film „Schweinevogel – Es lebe der Fortschritt" (2009), für den wir 2006 als Glücklicher Montag Fördermittel bei der MDM – Mitteldeutsche Medienförderung beantragt und bewilligt bekommen haben, produzieren wir in Eigeninitiative Trickfilme, die wir nicht nur auf Festivals und im Fernsehen zeigen, sondern die wir bewusst und offensiv im Rahmen unserer Filmauswertung für Workshops und in der Bildungsarbeit einsetzen, wo immer uns dies möglich ist.

Denn unsere Erfahrungen haben uns gezeigt, wie wunderbar sich das Medium Trickfilm ebenso wie Comics, Illustrationen und jedwede Form von bildorientierten Medien dazu eignen, auch Menschen jedweden Alters zu erreichen, die sich nicht tagtäglich mit Geschichte, Diktaturen oder anderen „schwer verdaulichen" Themen beschäftigen.



„Bild vor Logik" heißt die Faustregel in der Film- und Fernsehbranche. „Und Bild vor Wort" würden wir dem gern hinzufügen, denn unsere vom evolutionären Standpunkt aus betrachtet uralten Gehirne sind noch immer darauf getrimmt, Bilder in welcher Art auch immer dem geschriebenen oder gesprochenen Wort vorzuziehen und diese Bilder mit den eigenen Emotionen anzufüllen. Direkter können wir andere Menschen nicht erreichen, ohne ihre Privatsphäre zu verletzen.

Die Bilder in unseren Filmen (und Comics, Karikaturen, Illustrationen etc.) geben uns bei unseren Workshops und in unserer täglichen Arbeit die Möglichkeit, all jene Schüler*innen aller Altersgruppen, die Kinder in ihren Ferienspielen, die jungen Erwachsenen in den Jugendhilfestationen, die Azubis in ihren Berufsschulen und die Insassen von Jugendarrestanstalten oder dem Jugendstrafvollzug, von denen wir im Vorwort schrieben, für all die Themen zu interessieren, mit denen wir ihnen wohlwissend kommen, dass es sich dabei meist um Themen handelt, die sie selbst für ihren Lebensalltag als uninteressant, unwichtig oder unangenehm empfinden.



Bilder verführen zum Hingucken, bewegte Bilder umso mehr. Ein seit ihrer Kindheit so vertrautes Medium wie die Bildergeschichte oder der Trickfilm schaffen uns so einen Zugang zu ihnen, der uns mit einem trocken vorgetragenen, halbstündigen Referat auf immer verwehrt bleiben würde.

Während die Teilnehmer*innen unserer Workshops gebannt das Geschehen auf der Beamerleinwand verfolgen, legen wir auf einem Tisch gleich neben der Eingangstür unsere mitgebrachten Bücher aus, die wir vorher den zu behandelnden Themen entsprechend vorsortiert haben. Wenn es thematisch passt, legen wir neben praktischen Anweisungen und Ratgebern zu Zeichen- und Tricktechniken, Anatomiebüchern oder Comic- und Manga-Guides auch unsere Eigenproduktionen wie das Buch zu „1989 – Unsere Heimat ..." wortlos daneben. Und ab sofort natürlich auch diesen Almanach.

In der kurzen Pause nach dem Film, den wir normalerweise direkt am Anfang unserer Workshops zeigen, passiert noch nicht so viel, weil sich die Teilnehmer*innen erstmal eingrooven müssen. Doch spätestens am Ende der Mittagspause haben die ersten diesen Bibliothekstisch beschnuppert und manche sitzen bereits still an ihrem Platz, ein Buch in der Hand, in dem sie blättern.

Sie betrachten die Bilder, lesen die Bildunterschriften, dann die Headlines, durch Fettungen hervorgehobene Textpassagen ... und ehe man es sich versieht, sind sie in den Zeilen verschwunden. Verführt durch großzügige Bildstrecken lesen sie sich in neue Welten ein. Sie betreten neue Gedankengebäude und es scheint beinahe, als könne man ein Knistern hören, das entsteht, wenn sich ihre Synapsen mit immer neuen Sinneszellen verknüpfen. Ein toller Moment.

Bild vor Wort. Deshalb machen wir Filme. Und deshalb versuchen wir stets, dem Film ein Buch folgen zu lassen.

Abb. oben und unten: Filmstills aus „1989 – Lieder unserer Heimat", Episode 10: „Wandersmann (Nur einmal um den Ring)"

AUTOR*INNEN UND INTERVIEWPARTNER*INNEN

für dieses Buch

Dr. des. Jessica Bock studierte Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Leipzig. Sie promovierte über die ostdeutsche Frauenbewegung von 1980 bis 2000 am Beispiel Leipzigs. Seit 2016 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Digitalen Deutschen Frauenarchiv.

Buzz Dee (Sebastian Baur), geboren 1957 in Cottbus und seit 1960 wohnhaft in Berlin, ist ein deutscher Sänger, Gitarrist und Schlagzeuger. Er war u. a. Mitglied in den Bands Monokel, Metropol, Elefant und Vox, Keks sowie MCB. Bei der Berliner Rockband Knorkator ist er seit 1996 Gitarrist und spielt seit 2009 bei Buzz Dees.

Mike Dietrich, den meisten bekannt als Opossum, war in den 80er Jahren in der DDR Tänzer, Breakdancer, Scratcher und Hip-Hop-Aktivist der ersten Stunde. Kurz vor dem Mauerfall gründete er in Leipzig das Projekt B-Side The Norm und konnte damit große Erfolge feiern. Seit vielen Jahren arbeitet er als Produzent und Komponist für Hip-Hop- und Soulkünstler aus ganz Deutschland und international.

Hendrik Domrös, geboren in den 70ern, die 80er gut überstanden, auch ohne Westgeld (ging!), dafür 1989 Kreispokalsieger im Fußball, in den 90ern als Fliesenleger, in der Behindertenhilfe, als Musikant und als Studentenimitator tätig, 2000 das Roskilde-Festival überlebt, 2003 Latinum, danach philosophische Tätigkeiten im Bereich der bierbegleitenden Gastronomie, seit Ende der 00er Jahre unterwegs als Bildungsreferent, Maidenpädagoge, Kritiker und Lebemann, am 25.12.2075, pünktlich zum 100. Geburtstag von Iron Maiden, Ende der Biografie, Lebensmotto: „Keep away from Idiots!" (Lemmy Kilmister)

Prof. Dr. Rainer Eckert wurde 1950 in Potsdam geboren, er ist Historiker und Politikwissenschaftler und war bis zum Jahr 2015 Direktor des Zeitgeschichtlichen Forums Leipzig. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte des Nationalsozialismus, die Geheimpolizei in deutschen Diktaturen, Opposition und Widerstand in der DDR, die Geschichte der Friedlichen Revolution sowie Probleme der Geschichtspolitik. Er ist Mitglied zahlreicher wissenschaftspolitischer Gremien und lebt heute in Berlin.

Dr. Robert Feustel beschäftigt sich mit politischer Theorie, Kultur- und Subjektphilosophie sowie Wissenschaftsgeschichte; ist Politikwissenschaftler von Haus aus, promovierte in Leipzig, lehrt und arbeitet mittlerweile in Jena und Leipzig.

Ronald Galenza, geb. in Berlin-Ost, Journalistik-Studium Leipzig, Putze in der Ev. Kirche, Punk-DJ, Musikus bei Jugendradio DT 64, heute Kultur-Redakteur bei Radio Fritz, Autor und Herausgeber unzähliger Beiträge und Bücher über Jugend und Subkulturen. www.beat-poet.de

Arndt Ginzel kam 1972 in Spremberg zur Welt, verbrachte seine Kindheit in Bautzen und lebt heute in Leipzig. Mit zwei Partnern betreibt er das Journalistenbüro Ginzel Kraushaar Datt. Ginzel arbeitet u. a. für das ARD-Magazin „Fakt" und das ZDF-Magazin „Frontal 21". Als Autor recherchierte und schrieb er für die Wochenzeitung „Die Zeit" und das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel".

Mona Herdmann, 1977 geb., 1994 Flucht aus dem thüringischen Dorf. Seit 1999 in Leipzig. Fand Antworten in den Werken von Beckett, Kantor und Marie-Luise Fleißer. Koordiniert gegenwärtig das Beratungszentrum Ess-Störungen (BEL) in Leipzig.

Johannes Herwig, 1979 in Leipzig-Connewitz geboren und dageblieben. Kind der DDR, Jugendlicher einer Stadt im Umbruch. Heute Autor („Bis die Sterne zittern") und auch erwachsen geworden. Zumindest irgendwie.

Dr. phil. André Herz, geboren in der Hochzeit der Flower-Power-Bewegung und sozialisiert in der DDR. Nach Abitur am Philanthropin in Schnepfenthal/Thüringen und einem Ausflug in die Nationale Volksarmee studierte er Geschichte, Sport und Deutsch als Zweitsprache für das Lehramt an Gymnasien an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, absolvierte das Zweite Staatsexamen in Leipzig und promovierte anschließend an der Universität Leipzig über den Schulsport. Er ist dem Judosport verbunden. Eine kurze leistungssportliche Laufbahn mit Titeln auf Landes- und Bundesebene wurde von einer Trainertätigkeit abgelöst. Er trainiert beim Judoclub Leipzig. André Herz ist als Lehrer am Immanuel-Kant-Gymnasium Leipzig tätig.

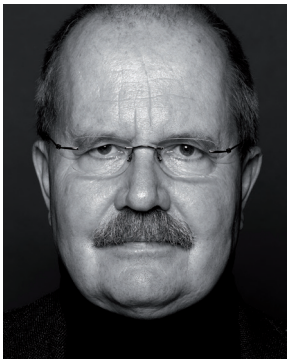
Dr. Jens Hüttmann, 1975 in Hamburg geboren; 1995-2001 Studium der Politikwissenschaft, Soziologie und VWL an der Universität Leipzig; 2003-2005 Lehrbeauftragter am Institut für Politikwissenschaft; 2001-2007 Mitarbeiter am HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg; Promotion zum Dr. phil. 2007 an der Arbeitsstelle für Historische Anthropologie der Universität Erfurt (Prof. Dr. Alf Lüdtke). Bis Juli 2009 Leiter des Projektbüros „20 Jahre Friedliche Revolution" bei der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, bis Mai 2018 dortiger Leiter des Arbeitsbereichs schulische Bildungsarbeit. Seitdem stellvertretender Direktor der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg.

Dr. Anna Kaminsky, geboren in der DDR, 1993 Promotion „Sprache in der Politik. Die Analyse politischer Texte des katalanischen Nationalismus 1898-1917"; 1993 bis 1998 Mitarbeit in verschiedenen Forschungs- und Ausstellungsprojekten u. a. am Berliner Institut für vergleichende Sozialforschung, Universität Münster, Gedenkstätte Sachsenhausen; seit 1998 wissenschaftliche Mitarbeiterin, seit 2001 Director/Geschäftsführerin der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. Publikationen zu verschiedenen Themen der Alltags- und Konsumgeschichte sowie Erinnerungskultur. 2017 erschien ihr Buch „Frauen in der DDR" im Christoph-Links-Verlag Berlin.

Petra Köpping war vor dem Mauerfall Bürgermeisterin eines kleinen Ortes bei Leipzig. Im Sommer 1989, noch vor dem Beginn der großen Demonstrationen, trat sie aus der SED aus. Sie blieb Bürgermeisterin bis März 1990, trat aber nicht bei den Kommunalwahlen an. Als Mutter dreier Kinder musste sie sich um einen neuen Job kümmern und fing daraufhin im Außendienst einer Krankenkasse an. Wie viele im Osten arbeitete auch sie als studierte Staats- und Rechtswissenschaftlerin damals weit unter ihrer Qualifikation. Mit Politik wollte sie nichts mehr zu tun haben – wie so viele Ostdeutsche nach der Wende. Und dennoch ließ sie sich dazu überreden, 1994 wieder als Bürgermeisterin zu kandidieren. Sie wurde gewählt, später auch zur Landrätin und Landtagsabgeordneten.

Prof. Dr. Alfons Kenkmann ist seit 2003 Professor für Didaktik der Geschichte an der Universität Leipzig. Er ist Mitglied in zahlreichen Beiräten und Kommissionen, u. a. als Vorsitzender der AG Geschichte auf deutscher Seite in der deutsch-israelischen Schulbuchkommission sowie des Wissenschaftlichen Beirats des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung in Dresden und des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten und – Erinnerungsorte in Nordrhein-Westfalen. Darüber hinaus ist er u. a. Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der Bundesstiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland und der Bundesstiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur. Für die Konzeption und Umsetzung der App „Zeitfenster Friedliche Revolution Leipzig" erhielten er und sein Mitarbeiterteam 2016 den Innovations-Award „d-elina" der Bitcom und den Sächsischen Innovationspreis Weiterbildung. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen Didaktik der Geschichte, Geschichte historischen Lernens, Gedenkstättenpädagogik; Geschichte der Jugend, Polizei- und Verwaltungsgeschichte sowie Museologie und Public History.

Henry Krause wurde 1963 in Altenburg geboren, wo er eine Lehre zum Werkzeugmacher absolvierte. Nach seiner Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland arbeitete er als Schlosser und Werkzeugmacher, holte dann das Abitur nach und studierte Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Seit 1997 arbeitete er in verschiedenen Einrichtungen des Freistaates Sachsen, ab 2014 in der Sächsischen Staatskanzlei.



Fotos:
erste Spalte von oben nach unten:
Dr. des. Jessica Bock, Buzz Dee,
Mike Dietrich (Foto: Huelsenbeck), Hendrik Domrös,
Prof. Dr. Rainer Eckert (Foto: Stefan Hoyer)
zweite Spalte von oben nach unten:
Dr. Robert Feustel, Ronald Galenza (Foto: U. Küster),
Arndt Ginzel, Johannes Herwig (Foto: Gerstenberg Verlag),
Dr. phil. André Herz, Dr. Jens Hüttmann
dritte Spalte von oben nach unten:
Dr. Anna Kaminsky, Prof. Dr. Alfons Kenkmann,
Petra Köpping (Foto: SMGI/Pötzsch), Henry Krause

AUTOR*INNEN UND INTERVIEWPARTNER*INNEN

für dieses Buch

Sebastian Krumbiegel, geb. 1966 in Leipzig, ist Musiker, Sänger in der Band Die Prinzen und als Solokünstler aktiv. Er engagiert sich seit vielen Jahren gegen Gewalt und Rassismus und tritt für Bürgerrechte und Zivilcourage ein. 2012 wurde ihm dafür das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Dr. Sabine Kuder, Studium der Soziologie und Neueren Geschichte an der Technischen Universität Berlin. Seit 2001 Leiterin des Arbeitsbereichs Public History (Ausstellungen, Filme, Multimedia) in der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Holger Kulick, Journalist. Zwischen 1983 und 1993 Autor und Redakteur der damaligen ZDF-Sendereihe „Kennzeichen D" über Deutsch-Deutsches aus Ost und West und danach für das ARD-Magazin „Kontraste". Seit 2002 aus Frust über zu viel Schwarzweißfernsehen nur noch Onlinejournalist, zunächst für Spiegel Online, zuletzt für die Stasi-Unterlagen-Behörde und die Bundeszentrale für politische Bildung mit dem Schwerpunkt Diktaturforschung und Aufarbeitung (z. B. www.bpb.de/stasi). Durch sehr viel Verwandtschaft in der DDR von Kind auf wandernd zwischen beiden Welten, das hält sein Interesse am Thema bis heute wach. Letzter Film: www.bpb.de/mediathek/227991/vom-einlaeuten-der-revolution.

Regina Labahn, geboren 1951 auf Usedom, war von 1984 bis 1986 politischer Häftling im Frauenzuchthaus Hoheneck. Sie lebt in Nordrhein-Westfalen.

Sascha Lange wurde 1971 geboren und lebt seither in Leipzig. Er ist gelernter Theatertischler, ungelernter Musiker, motivierter Autor und promovierter Historiker mit dem Schwerpunkt Jugendkulturen.

Tony Loeser wurde 1953 in Manchester/England geboren. Nach dem Studium an der Hochschule für Film und Fernsehen „Konrad Wolf" in Potsdam/Babelsberg mit dem Abschluss als Diplom Film- und Fernsehkameramann arbeitete er beim DEFA-Studio an verschiedenen Spielfilmen und Kurzfilmen als Kameramann, Regisseur und Autor. Er war von 1991 bis 1996 Gesellschafter der Firma OSTFILM, Hoffmann & Loeser GbR. Produzierte mehrere Spiel- und Dokumentarfilme sowie Animationsserien. 1996 bis 1998 war er ausführender Produzent der CineVox Film Produktion. 1998 gründete Tony Loeser die Firma MotionWorks GmbH und ist seither Geschäftsführer und Gesellschafter.

Carolin Masur, geboren in Berlin. Sängerin, Sprecherin, Schreiberin. Studium in Berlin, danach an vielen Theatern, u. a. Coburg, Hannover, Rostock, Toulouse, Bari, Oper Leipzig, z. Zt. Musikalische Komödie („Sekretärinnen" und „Feuerwerk"). Konzerte u. a. Usedomer Musikfestival und WGT 2018, Cäsar semper fidelis 70/10 im Anker, Clara Schumann im Mai in Leipzig und Kammeroper Rheinsberg 2019.

Peter Matzke, geboren 1963 in Hoyerswerda, Diplomhistoriker, tätig als Programmchef des Studentenclubs Moritzbastei, Pressesprecher (u. a.) des Wave Gotik Treffens, Journalist, Autor, Produktionsleiter, Stagemanager, Organisator städtischer Großveranstaltungen, Geschäftsführer des Krystallpalast Varietés Leipzig.

Renate Meitsch, geb. 1946 in Gotha/Thüringen, Umsiedelung nach Leipzig, 1952-1960 POS, 1960-1964 EOS, 1964/65 DHfK Leipzig (zwei Semester Studium Fachrichtung Volkssport), 1965-1971 Universität Leipzig Medizinstudium, 07/1967 Geburt Tochter, 08/1968 Geburt Sohn, 1971-1977 Facharztausbildung Radiologie am Klinikum St. Georg Leipzig, ab 1986 tätig in der Strahlentherapie St. Georg, seit 2009 Ruhestand.

Stephan Michme, 1972 in Magdeburg geboren, Kindergarten, POS „Goethe Schiller", EOS „Geschwister Scholl" („daraus konnte nur ein naiver, die Welt verbessern wollender Straßenköterpoet werden"), verhinderter Sport- und Deutschlehrer, gestrandet auf Bühnen, im Fernsehen und im Radio ... kleine Popstarkarriere mit SCYCS (einmal um die Welt mit zwei halben Hits), noch kleinere Erwachsenenmusikkarriere als Michme – dauert bis heute an (auf DEN EINEN ganzen Hit wartet man noch) ... im TV und vor allem im Radio wird seit 1994 bis heute alles moderiert, was fetzt, im Moment vor allem sehr früh morgens bei MDR Sachsen-Anhalt, Spitzname „Radiot", Lebenstraum: „Was wirklich kluges schreiben, das trotzdem nach Popsong klingt."

Uwe Möller wurde 1980 in Plauen geboren und wuchs in einer sächsischen Kleinstadt auf. Er studierte Freie Kunst an der Bauhaus Universität Weimar und arbeitet heute freiberuflich als Grafiker und Illustrator in Leipzig.

Andreas Nicolai, seit 1995 alleiniger Inhaber der Cartoon- und Ausstellungsagentur CARTOON-COMMERZ NI&CO mit Sitz in Königs Wusterhausen. Als Initiator und Mitbegründer der Cartoonlobby e. V. ist er von Anfang an geschäftsführend ab 2008 im Vorstand des Verbandes und für die 2016 gegründete „Stiftung Museen für Humor und Satire" tätig. Seit 2011 Kurator und Leiter vom Cartoonmuseum Brandenburg in Luckau.

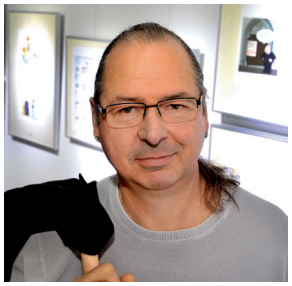
Nancy Nilgen wurde 1982 in Naumburg/Saale geboren. Sie studierte in Leipzig Kulturwissenschaften und Neuere Geschichte und verfasst aktuell ihre Doktorarbeit zur Geschichte der Koch- und Ernährungsgewohnheiten in der DDR.

Dr. Saskia Paul, geboren in Leipzig, Schule in Leipzig, 1984–1994 Krippenerzieherin, 1992-1995 Abitur am Abendgymnasium, anschließend Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, der Historischen Hilfs- und Archivwissenschaften sowie der Kommunikations- und Medienwissenschaften an der Universität Leipzig, 2013 Promotion zum Dr. phil., Historikerin und seit 2012 Leiterin des Archiv Bürgerbewegung Leipzig e. V.

Andreas Platthaus, geboren 1966, lebt in Leipzig und Frankfurt am Main. Er leitet das Ressort „Literatur und literarisches Leben" bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Zahlreiche Publikation zu Comics und Karikaturen.

Tobias Prüwer, geboren 1977 in Erfurt, studierte Philosophie und Geschichte in Leipzig und Aberdeen. Er lebt als Journalist und freier Autor in Leipzig und ist unter anderem Mitverfasser des „Wörterbuchs des besorgten Bürgers", einer bissigen Analyse des Sprachgebrauchs der Rechtspopulisten. Zuletzt erschien seine Kulturgeschichte „Welt aus Mauern".

Thomas Purschke, geboren und aufgewachsen in Thüringen, seit 1992 als Journalist für Zeitungen, Radio und Fernsehen aktiv. Sport ist eines seiner Schwerpunktthemen.



Franziska Reif, geboren 1980 in Merseburg, lebt als Autorin, Lektorin und Übersetzerin in Leipzig.

Fotos:
erste Spalte von oben nach unten:
Sebastian Krumbiegel (Foto: Markus Wustmann),
Dr. Sabine Kuder, Regina Labahn, Sascha Lange,
Tony Loeser (Foto: Adrian Rumler),
Carolin Masur
zweite Spalte von oben nach unten:
Peter Matzke, Renate Meitsch,
Stephan Michme, Uwe Möller,
Andreas Nicolai
dritte Spalte von oben nach unten:
Nancy Nilgen,
Andreas Platthaus (Foto: Frank Röth),
Tobias Prüwer, Thomas Purschke,
Franziska Reif

AUTOR*INNEN UND INTERVIEWPARTNER*INNEN

für dieses Buch

Dirk Rotzsch, Neu-Hallenser mit sächsischem Migrationshintergrund (Geithain, Bad Lausick, Leipzig). Küchenleiter, Autor („Michel – Eine Generation frisst ihre Kinder"), Co-Autor („Liebe mit Laufmaschen"), diverse Anthologien. Ehemals Keyboarder bei RationV, Lament und Raum41.

Rainer Schade, 1951 in Leipzig geboren, 1971–1976 Diplom für Freie Grafik/Malerei, HGB Leipzig, 1977–1978 Meisterstudium an der Hochschule für Bildende Künste in Lodz, Polen, 1979 Assistent für Grafik/Malerei an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein Halle, 1992 Professur für Malerei/Grafik ebendort und Leitung Grundlagen Kunst. Seit 1976 freiberufliche Arbeiten auf den Gebieten Kunst am Bau/Konzeptionen, Beratung, Freie Grafik/Malerei, Illustration, Cartoon, Animationsfilm, zahlreiche Personalausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen im In- und Ausland, unter anderem in Kanada, Frankreich, Belgien, Italien, Österreich, Bulgarien, Polen, Estland, Südkorea und Deutschland.
www.totalschade.de

Siegbert Schefke, geboren 1959 in Eberswalde, Studium in Cottbus mit Abschluss Diplom-Bauingenieur für Hochbau, Mitbegründer der Umweltbibliothek in Ost-Berlin im September 1986. Kameramann der DDR-Opposition. Er dokumentierte mit Aram Radomski die Montagsdemonstrationen in Leipzig. Die einzigen Videoaufnahmen vom 9. Oktober 1989 sind von den beiden und wurden über das West-Fernsehen auch in der DDR gesehen. Heute ist er Journalist beim MDR. Er erhielt mehrere Preise, u. a. Bambi und Bundesverdienstkreuz. Im Transit Verlag erscheint im Sommer 2019 sein neues Buch „Als die Angst die Seite wechselte".

Roman Schulz, geboren 1960, verheiratet, zwei erwachsene Kinder, 1976–1979 Berufsausbildung mit Abitur GG Interdruck Buchbinder, 1981–1985 Karl Marx Universität Leipzig Studium Diplomfachlehrer Geschichte und Deutsch, 1985–1991 Lehrer an der 13. POS August Bebel im Leipziger Osten, seit Herbst 89 demokratische Umgestaltung der Schule, seit 1991 verschiedene Tätigkeiten Schulaufsicht Sachsen, seit etwa 2000 Schwerpunkt Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.

Kristian Schulze, 1971 in Magdeburg geboren; nach der POS „Dr. Richard Sorge" Berufsausbildung als Baufacharbeiter mit Abitur; seit 1992 in Leipzig, Studium der Journalistik und Geschichte, seit 1997 Nachrichtenredakteur beim MDR, daneben freier Journalist, Nachrichtenagentur ddp bis 2010, ZEIT online u. a., zwei Kinder.

Uwe Schwabe, 1962 geboren, ab 1984 in der Leipziger Opposition aktiv, 1989 Mitbegründer und Regionalsprecher Neues Forum, heute Vorstandsvorsitzender Archiv Bürgerbewegung Leipzig e. V. und Mitarbeiter im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig.

Schwarwel, geboren 1968 in Leipzig, lebt und arbeitet in Leipzig. Er ist Regisseur, Produzent, Trickfilmer, Karikaturist, Cartoonist, Comiczeichner, Illustrator, Grafiker, Animator, Autor, Storyboarder, Art Director des Studios Glücklicher Montag, Schöpfer der Kultfigur Schweinevogel sowie Autor und Zeichner der Graphic Novels „Seelenfresser" und „Gevatter". Seit vielen Jahren führt er regelmäßig Demokratie-Workshops durch. Seit 1999 ist Schwarwel an über 50 Filmen und Musikvideos beteiligt. Seine eigenen Filme, Bücher, Comics und Graphic Novels erscheinen bei Glücklicher Montag.
www.schwarwel.de

Rolf Sprink, Jahrgang 1950. Aufgewachsen in Görlitz, Dresden, Bautzen, Berlin. Studium der Ethnologie und Soziologie an der Universität Leipzig. Lektor im Brockhaus-, später Tourist-Verlag. 1990 Mitbegründer des Forum Verlags Leipzig, Verleger und Geschäftsführer. 1993-1996 Referent der Ökumenischen Stadtakademie Leipzig. 1996-2015 Leiter der Volkshochschule Leipzig. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Erwachsenenbildung und VHS-Arbeit. Ehrenamtliche Tätigkeit, u. a. als Mitglied im Kuratorium der Stiftung Friedliche Revolution.

Heidrun Strauß, geboren 1957 in Otterwisch (heute Landkreis Leipzig), verheiratet, eine Tochter. Nach dem Abitur Studium der Außenwirtschaft in Berlin, Tätigkeiten bei Interpelz in Leipzig und Sachsenpelz in Naunhof; nach der Wende und bis heute Beamtin. Wohnhaft immer noch in einem kleinen Dorf im Leipziger Umland.

Sandra Strauß, geboren 1978 in Grimma/Sachsen, arbeitet und lebt in Leipzig. Geschäftsführerin, Produzentin, Studio-, Verlags- und Vertriebsleiterin von Glücklicher Montag sowie verantwortlich für Redaktion, Presse, Promotion, Marketing und Management. Feministin.

Friedbert Striewe, geboren 1958 in Schloss Neuhaus, verheiratet, drei Kinder, seit 2007 Großvater. Er ist Rechtsanwalt, Fachanwalt für Steuerrecht, Fachanwalt für Insolvenzrecht und Wirtschaftsmediator. Nachdem er 1986 als Rechtsanwalt zugelassen war und fünf Jahre in Freiburg seinen Beruf „von der Pike auf" gelernt hatte, kam er 1991 nach Leipzig. Nach einigen Jahren Tätigkeit für die Treuhandanstalt, bei der er etwa ein Dutzend ehemaliger Ostbetriebe wie z. B. IFA-Vertrieb oder Zündwaren Riesa liquidierte, ist Friedbert Striewe bis heute im Wesentlichen in Leipzig als Insolvenzverwalter und Sanierungsberater tätig. Stark beachtet wurde seine Tätigkeit bei der erfolgreichen Sanierung des Leipziger Krystallpalast Varietés und bei der umstrittenen Abwicklung des VfB Leipzig. Friedbert Striewe ist vielfältig in der Stadt engagiert und leitet u. a. einen kleinen Kunstverein.

Lars Tunçay ist Kind der 80er, freier Journalist und Filmredakteur, u. a. beim Leipziger Stadtmagazin Kreuzer, und Moderator beim MDR und DOK Leipzig.

Vic Vaising, 1988. Leipzig. Kind gewesen. Band besungen, betourt, bewirtschaftet. Erziehungswissenschaften studiert. Zwei Kinder bekommen. Sozialpädagogin. Schulgründerin. Feministin. Gegen Windmühlen-Kämpferin.

Tom Waurig, der Journalist initiierte 2013 das Couragiert-Magazin und verantwortete das Heft als Chefredakteur. Darin schrieb er über die engagierte Zivilgesellschaft, politische Bildung und Extremismusprävention. Waurig studierte Politik- und Kommunikationswissenschaft. Heute arbeitet er für eine Kommunikationsagentur.

Guido Weißhahn, lebt und arbeitet in Dresden. Im Hauptberuf Psychotherapeut, in der Freizeit passionierter Comicfan, speziell Sammler und Forscher zum Thema DDR-Comics.

Peter Wensierski, Journalist, Schriftsteller und Dokumentarfilmer, aufgewachsen im Ruhrgebiet, lebt seit 1973 in Berlin. Er berichtete ab 1978 als West-Journalist aus der DDR, u. a. für den epd und das ARD-Magazin „Kontraste“. 1993 wechselte er zum Spiegel. 2006 erschien sein Buch „Schläge im Namen des Herrn“ über ehemalige Heimkinder. Weitere Buchpublikationen: „Die verbotene Reise“, „Die unheimliche Leichtigkeit der Revolution“, „Berlin – Stadt der Revolte“ und „Fenster zur Freiheit – Die radix-blätter“.

Birgit Weyhe wurde 1969 in München geboren. Sie verbrachte ihre Kindheit in Ostafrika und studierte Literatur und Geschichte in Konstanz und Hamburg. 1997 erhielt sie ihren Magister Artium. An der Hamburger Universität für Angewandte Wissenschaften begann sie 2002 ihr Studium der Illustration. Seit ihrem Diplom zu autobiographischem Erzählen im Comic arbeitet sie als freie Illustratorin und Comic-Zeichnerin. Ihre Arbeiten wurden in zahlreichen Ausstellungen im In- und Ausland gezeigt und in verschiedensten internationalen Magazinen und Anthologien veröffentlicht. Seit 2012 unterrichtet sie als Gastdozentin an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg. Sie lebt mit ihren beiden Töchtern und ihrem Partner in Hamburg.

Sebastian Zilm gehört zur ersten Generation derer, die selbst keine Erfahrung mehr mit der ostdeutschen Diktatur haben. 1990 in Berlin geboren, studierte er Geschichte und Politikwissenschaft in Greifswald und Berlin. Seit Januar 2018 arbeitet er bei der Robert-Havemann-Gesellschaft im Bereich Öffentlichkeitsarbeit und betreut u. a. die Internetseiten der RHG.
www.jugendopposition.de

Fotos:
erste Spalte von oben nach unten:
Dirk Rotzsch (Foto: Jörn Rohrberg),
Rainer Schade, Siegbert Schefke,
Roman Schulz, Kristian Schulze, Uwe Schwabe
zweite Spalte von oben nach unten:
Schwarwel, Rolf Sprink, Heidrun Strauß,
Sandra Strauß, Friedbert Striewe
dritte Spalte von oben nach unten:
Lars Tunçay, Vic Vaising,
Tom Waurig (Foto: Benjamin Jenak),
Guido Weißhahn, Peter Wensierski

WEITERE VERÖFFENTLICHUNGEN VON **GLÜCKLICHER MONTAG**

FILM

„SCHWEINEVOGEL
Es lebe der Fortschritt!
HERR-DIREKTOR-SCHNITT“

Ein Film von Schwarwel, produziert von Glücklicher Montag, gefördert von: Mitteldeutsche Medienförderung

Die neue Fassung des aberwitzigen Geniestreiches „Schweinevogel – Es lebe der Fortschritt!“ enthält nicht nur den sagenhaft schönen „Sag Gna“-Song mit der Musik von Die Prinzen-Sänger Sebastian Krumbiegel – zum ersten Mal sind auch die längst verschollen geglaubten Szenen aus dem „Fortschritt“-tv-Studio mit Moderatorin Freddy und Kultautor Christian von Aster als Taubstummenübersetzer enthalten! Weitere Gastrollen wie Detlev Buck als Herr Mauli und die Radio-Stimme Stephan Michme als Wurm Hitlericki runden das Vergnügen an diesem vollanimierten Zeichentrick-Spaß ab!

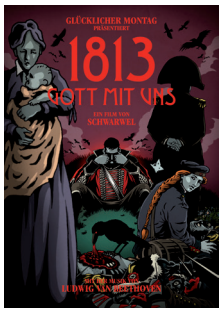
Klassischer 2D-Zeichentrickfilm, 24 min, 2009
Neue Fassung 2012
DVD und Online-Download 5,00 EUR

„RICHARD
Im Walkürenritt
durch Wagners Leben“

Ein Film von Schwarwel, produziert von Glücklicher Montag, gefördert von: Mitteldeutsche Medienförderung, Kulturstiftung des Freistaates Sachsen und Sächsische Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien, in Koproduktion mit: Mitteldeutscher Rundfunk

„Klotzen statt Kleckern“. Ganz in diesem Sinne präsentiert der neue, fulminante Zeichentrickfilm von Schwarwel das Leben des umstrittenen Musikgenies Richard Wagner als einen wilden Walkürenritt.

Klassischer 2D-Zeichtrickfilm, 8 min, 2013
DVD und Online-Download 5,00 EUR



„1813 – GOTT MIT UNS“

Ein Film von Schwarwel, produziert von Glücklicher Montag, gefördert von: Sächsische Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien, in Koproduktion mit: Mitteldeutscher Rundfunk

Der vollanimierte Film handelt von den Opfern der Völkerschlacht, vom Krieg, von seiner Zerstörung und dem Leid und wir verfolgen die Wege von Napoleon und seinen Widersachern durch die Wirren des die Schlacht endgültig entscheidenden 18. Oktober 2013. „1813“ ist ein Film für das Miteinander.

Klassischer 2D-Zeichtrickfilm, 7 min, 2013
DVD und Online-Download 5,00 EUR

„1989
UNSERE HEIMAT,
das sind nicht nur die Städte
und Dörfer“

Ein Film von Schwarwel, produziert von Glücklicher Montag, in Koproduktion mit: Mitteldeutscher Rundfunk, gefördert von: Mitteldeutsche Medienförderung, Kulturstiftung des Freistaates Sachsen und Sächsische Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien

Dieser Trickfilm erzählt semidokumentarisch die Ereignisse und die Geschichte der Friedlichen Revolution in der DDR, die mit der Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989 in Leipzig ihren entscheidenden Wendepunkt nahm hin zum Gelingen einer allumfassenden Wende, zum Mauerfall am 9. November und schließlich zur Wiedervereinigung Deutschlands 1990. Wir erleben 40 Jahre DDR; bis an diesem 9. Oktober eine Staatsmacht durch den Willen der Menschen gebrochen wurde und sich gezwungen sah, aus ihrer jahrzehntelangen Starre zu erwachen, um – viel zu spät – echte Demokratie zu wagen.

Klassischer 2D-Zeichentrickfilm, 13 min, 2014
DVD und Online-Download 5,00 EUR

„LEIPZIG VON OBEN
Vom Leben und Sterben
in der Stadt“

Ein Film von Schwarwel, produziert von Glücklicher Montag, gefördert von: Mitteldeutsche Medienförderung, Kulturstiftung des Freistaates Sachsen und Sächsische Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien, in Koproduktion mit: Mitteldeutscher Rundfunk

Der vollanimierte Film ist eine sehr bewegende, intensive und aufwühlende autobiografische Geschichte von Schwarwel über das Leben und Sterben.

Klassischer 2D-Zeichentrickfilm, 23 min, 2016
DVD und Online-Download 7,00 EUR

„1989
LIEDER UNSERER HEIMAT
Vorwärts immer!“

Trickfilme von Schwarwel
zwischen Diktatur und Demokratie,
Schießbefehl, Mangelwirtschaft
und Friedlicher Revolution

Ein Film von Schwarwel, produziert von Glücklicher Montag, in Zusammenarbeit mit: Mitteldeutscher Rundfunk, gefördert von: Mitteldeutsche Medienförderung, Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und Sächsische Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien

Dieser Episoden-Musik-Film nimmt sich die Ursachen und die Geschichte der Friedlichen Revolution und des Mauerfalls zum Inhalt, um aus persönlicher Perspektive zu erzählen, was ein Unrechtssystem mit und aus den Menschen macht, die in ihm aufwachsen und leben.

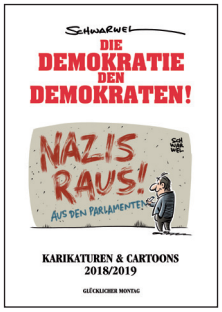
Klassischer 2D-Zeichentrickfilm, 30 min, 2019
DVD und Online-Download, 7,00 EUR

BUCH

Augsburg · Prüwer · Schwarwel

„1989 – UNSERE HEIMAT,
das sind nicht nur die Städte
und Dörfer“
Der Almanach
zur Friedlichen Revolution

Das Buch zum Film „1989 – Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer“
Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Rainer Eckert
Mit Beiträgen von: Robert Dobschütz, Dr. André Herz, Oliver Kloss, Rainer Müller, Kristian Schulze, Rolf Sprink, Bernd Stracke, Cosima Stracke-Nawka und Sandra Strauß
Eine Initiative der Sächsischen Staatsregierung und Glücklicher Montag/AGM Leipzig GmbH.
Gefördert aus Mitteln des Freistaates Sachsen.
84 Seiten, A4, Hardcover, vollfarbig
Glücklicher Montag, 2014
ISBN: 978-3-9815274-6-9, 19,90 EUR



Schwarwel

„DIE DEMOKRATIE
DEN DEMOKRATEN!

Karikaturen & Cartoons 2018/2019“

Zum achten Mal versammelt Schwarwel in „Die Demokratie den Demokraten!“ eine rein selektive Auswahl seiner besten täglich gezeichneten, tagesaktuellen und politischen Karikaturen des zurückliegenden Arbeitsjahres. Die Themenvielfalt reicht dabei von Rechtspopulismus und Rechtsruck, politischer Stimmungsmache, Feindbildern, Migration und Flüchtlingskrise, Seenotrettung über #metoo und 100 Jahre Frauenwahlrecht, Kopftuch-Debatte, Armutsrisiko, Klimawandel, Pressefreiheit, Parteien und Wahlkampf, Shutdown, Hetzjagden, Mimimi der Intoleranten und #nazisraus bis zu den bevorstehenden Landtagswahlen 2019 ...

108 Seiten, A5 hoch, vollfarbig in Softumschlag
Glücklicher Montag, 2019
ISBN 978-3-9817615-5-9, 12,90 EUR

Weitere Veröffentlichungen im Onlineshop erhältlich
www.schwarwel-shop.de

GLÜCKLICHER MONTAG

SCHWARWEL · STRAUSS · PRÜWER · FEUSTEL

1989
LIEDER UNSERER HEIMAT

DER ALMANACH ZUM LEBENSGEFÜHL DER AUFWACHSENDEN

MIT BEITRÄGEN VON UND INTERVIEWS MIT
DR. DES. JESSICA BOCK · BUZZ DEE · MIKE DIETRICH · HENDRIK DOMRÖS
PROF. DR. RAINER ECKERT · DR. ROBERT FEUSTEL · RONALD GALENZA · ARNDT GINZEL
MONA HERDMANN · JOHANNES HERWIG · DR. PHIL. ANDRÉ HERZ · DR. JENS HÜTTMANN
DR. ANNA KAMINSKY · PROF. DR. ALFONS KENKMANN · PETRA KÖPPING · HENRY KRAUSE
SEBASTIAN KRUMBIEGEL · DR. SABINE KUDER · HOLGER KULICK · REGINA LABAHN
SASCHA LANGE · TONY LOESER · CAROLIN MASUR · PETER MATZKE · RENATE MEITSCH
STEPHAN MICHME · UWE MÖLLER · ANDREAS NICOLAI · NANCY NILGEN
DR. SASKIA PAUL · ANDREAS PLATTHAUS · TOBIAS PRÜWER · THOMAS PURSCHKE
FRANZISKA REIF · DIRK ROTZSCH · RAINER SCHADE · SIEGBERT SCHEFKE
ROMAN SCHULZ · KRISTIAN SCHULZE · UWE SCHWABE · SCHWARWEL
ROLF SPRINK · HEIDRUN STRAUSS · SANDRA STRAUSS · FRIEDBERT STRIEWE
LARS TUNÇAY · VIC VAISING · TOM WAURIG · GUIDO WEISSHAHN
PETER WENSIERSKI · BIRGIT WEYHE · SEBASTIAN ZILM

GLÜCKLICHER MONTAG

GEFÖRDERT VON
Sächsischer Landesbeauftragter zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

29,90 EUR · ISBN 978-3-9817615-6-6
9783981761566

BUNDESSTIFTUNG AUFARBEITUNG